Baltische Lebenserinnerungen

Gesammelt und herausgegeben

von

Alexander Eggers



Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn
1926

COPYRIGHT 1925
BY EUGEN SALZER IN HEILBRONN

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Den treuen

baltischen Freundinnen

Frau Nelly Girgensohn geb. von Oettingen

und

Fräulein Agnes Schneider

gewidmet

vom Herausgeber

Vorwort des Herausgebers

Außer den in Buchform erschienenen Lebenserinnerungen bedeutender Balten, wie Karl Ernst v. Baer, Bielenstein, Eckardt, Graf Alexander Keyserling, Pantenius u. a., finden sich in baltischen Zeitschriften und Jahrbüchern viele kürzer gefaßte Selbstbekenntnisse und Zeitschilderungen verstreut. Schon bei ihrem Erscheinen auf einen verhältnismäßig kleinen Leserkreis beschränkt, sind sie jetzt wohl völlig vergessen. Und doch ist unter ihnen viel wertvolles Material, wertvoll durch die Persönlichkeit der Verfasser oder die feine sprachliche Prägung der Gedanken oder die in ihnen geschilderten Lebensverhältnisse, die einer nun abgeschlossenen Epoche des Baltentums angehören. Das vorliegende Sammelwerk stellt sich nun die Aufgabe, aus diesen verstreuten und vergessenen Aufsätzen das Beste auszuwählen und für die Gegenwart neu zu beleben, zugleich aber die wichtigsten Abschnitte aus handschriftlichen Memoiren abzudrucken, die im ehemaligen Rußland aus Zensurgründen nicht veröffentlicht werden konnten.

Die Sammlung ist auf mehrere Bände berechnet. Der erste Band bringt von bisher ungedrucktem Material, außer einigen kleineren Beiträgen, vor allem wichtige Kapitel aus den Lebenserinnerungen des Dorpater Universitätsrektors Georg (Gori) von Oettingen, dieses charaktervollen und unerschrockenen Vorkämpfers für die baltischen Landesrechte, der in verantwortungsvollster Stellung, später auch als Dorpater Stadthaupt, mit dem Vernichtungswillen der russischen Regierungsvertreter zäh ge-

rungen und nicht selten auch bestimmend auf den Gang der Ereignisse eingewirkt hat.

In den folgenden Bänden sollen die reichlich vorhandenen handschriftlichen Schätze noch stärker ausgebeutet werden, und der Unterzeichnete bittet alle Besitzer von Manuskripten, sich mit ihm in Verbindung zu setzen; auch Erinnerungen aus dem letzten Jahrzehnt, dem Weltkrieg und der Bolschewistenherrschaft, sind willkommen.

Greifswald,
Martin-Luther-Straße 7a.

Alexander Eggers

Elisabeth Hoffmann

Bilder aus Revals Vergangenheit*

Die Erzählungen meiner Großmutter und ihrer Schwester, meiner Großtante, sind der Born meiner Erinnerungen aus alter Zeit; da möchte ich Genaueres aus beider Leben mitteilen und damit ein Zeitbild aufrollen, das einen Blick tun läßt in uns fremd gewordene Verhältnisse und Gebräuche. — Ihr Vater, wir wollen ihn nach damaligem Brauch meinen Ältervater nennen, war ein ernster, gemütvoller Mann, der in der Jugend lange Jahre auf Reisen zugebracht hatte, um in Deutschland und England sich die nötigen Kenntnisse zu erwerben, deren er später bei Übernahme des väterlichen Geschäfts bedurfte, das er, heimgekehrt, sogleich antrat, während seine beiden Brüder längst selbständig etabliert und die Schwester am Ort verheiratet war.

Bald nach seiner Heimkehr starben beide Eltern, daher er sich im Vaterhause, das nun sein eigenes war, vereinsamt zu fühlen begann und sich nach einer Lebensgefährtin und Gehilfin sehnte. Doch sein langwährender Aufenthalt in fernen Landen hatte ihn nicht nur den alten Freunden entfremdet, auch von den Jungfrauen der Stadt kannte er keine. Um nun das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, ergriff der Ältervater ein Auskunftsmittel, das uns nachwachsenden Geschlechtern ein Beweis ist, welch kindlich frommen Glaubens unsere Vorfahren waren. Als eines Sonntagmorgens die Glocken der Stadt zur Kirche läuteten, trat er in seine Haustür — und betend, der Herr möge ihm diejenige zeigen, die er ihm zur Lebensgefährtin bestimmt habe, schaute er auf die Straße. Er sollte nicht lange warten, denn alsbald bog die Jungfer

---

* Beginnend mit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Christiane Richterin um die Rathausecke und schritt, auf ihrem Gange zur Kirche, das Gesangbuch in der Hand, fein sittsam an ihm vorüber. Bald war sie seinen Augen entschwunden; ihr zur Kirche folgend, dankte er daselbst Gott in seinem Herzen für die so rasche Erfüllung seines Gebets und erflehte den Segen des Höchsten zu seinem ferneren Vorhaben.

Nun galt's, sich der Jungfer, die er schon kurz zuvor auf einer Hochzeit gesehen, mit seinem Anliegen zu nahen, was in damaliger Zeit keine so leichte Sache war, wie heutzutage. Es konnten die ledigen Männer nicht frei und ungeniert mit den Jungfrauen verkehren, das hätte für höchst unschicklich gegolten. Eine Ansprache in eigener Person vorbringen, war nun vollends unstatthaft, dazu bedurfte es verschiedener Mittelspersonen und bedeutend mehr Zeit, als unsere jetzige Jugend dabei aufwendet. Unsern Voreltern war das Freien eine ernste Sache, die sie mit Gebet begannen und beschlossen, und nur dadurch konnte ein Ehebund, der, wie der hier geschilderte, ohne beiderseitige vorherige Liebe geschlossen wurde, sich so glücklich gestalten.

Der Ältervater ließ sich's nun gleich am folgenden Morgen angelegen sein, seinen alten Nachbar, Herrn Holberland, der zugleich sein Taufvater und einziger Vertrauter war, von diesem Entschluß in Kenntnis zu setzen und die nötigen Schritte mit ihm zu beraten. Vor allen Dingen mußte der Taufvater in der neuen Charge eines Braut- oder Freiwerbers sich zur alten Frau Richterin begeben, um auf kluge Weise, ohne seinen Schützling bloßzustellen, auszukundschaften, „wie die Glocken läuteten", d. h. ob die Hand der Jungfer noch frei sei und wie man dort den Freier ansehe. —

Die verwitwete Frau Ältermann Richter lebte in ihrem großen Hause am „neuen" Markt, das noch heute kenntlich ist durch mehrere in Stuck gearbeitete Hautrelief-Köpfe, die unter den Fenstern des zweiten Stocks angebracht sind. Sie hauste daselbst mit ihrer Tochter und ihrem fast dreißigjährigen Sohn, der in Halle lange Zeit sich dem Studium der Gottesgelahrsamkeit hingegeben hatte und nun, heimgekehrt, füglich sich zu einer Pfarre hätte melden können und sollen. Doch fühlte er sich, scheint's, im Hause der Frau Mutter zu wohl und behaglich, um diese Fleischtöpfe Ägyptens zu verlassen und sich auswärts ein Arbeitsfeld zu suchen, und

sie, die sonst einen sehr energischen Willen hatte, war ihm gegenüber machtlos, ohne es natürlich zugestehen zu wollen, so sehr es sie auch im Herzen wurmte. —

Doch kehren wir zurück zu unserem Freiwerber, der noch verschiedene Klippen zu umschiffen hatte, ehe er mit seinem Schützling in den Hafen des Hochzeitsschmauses einlaufen konnte.

Bulwer sagt in einem seiner Romane, die Londoner Straßenpolizei sei nicht recht exakt, jedoch werde sie unterstützt durch die freiwilligen Bemühungen unverheirateter Ladys, die von ihren Fenstern aus, mit Hilfe von Binocle und Fernrohr, die Straßenpassanten wie die Benachbarten inspizierten. Diese Art von Polizei muß damals in Reval sehr gut organisiert gewesen sein, wenigstens hielt es unser Brautwerber für nötig, um ja nicht die Aufmerksamkeit wißbegieriger Nachbarinnen zu erregen, auf Umwegen seinem Ziele zuzusteuern. Statt nun, aus der Goldschmiedestraße kommend, längs dem Rathause zu gehen, nahm er zuerst seinen Weg quer über den Weg zur Stadtwage, wandte sich am Eingange der Mundtenstraße rechts, ging an der Budenreihe entlang bis zur Apotheke, schließlich an der dritten Marktseite hinauf, wo er unbemerkt in die Haustür schlüpfte. Nunmehr sollte man glauben, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, nachdem einige vorsichtige Rekognoszierungen ein günstiges Resultat geliefert, mit der Sprache herauszurücken und eine, wenigstens halbwegs, befriedigende Antwort heimzubringen. Dem war aber nicht so. Es gab soviel alte Bräuche zu beobachten und Etikettenklippen zu umschiffen, daß, wer jetzt davon erzählen hört, sich wundert, wie unsere Voreltern, bei soviel gesellschaftlichen Hindernissen, es überhaupt unternahmen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Zuerst verlangte es die gute Sitte, daß Mutter und Tochter sich „baß" verwunderten ob der unerwarteten Werbung. Was sonst fingiert wurde, hier war es aufrichtig gemeint, da sie eher „des Himmels Einsturz" als von dieser Seite eine Ansprache erwartet hätten, denn den Richterschen Frauenzimmern war der Freier sonst fremd. — Nachdem nun über das Unerwartete der Werbung ein längeres und breiteres verhandelt worden, wobei natürlich die Hauptbeteiligte, die Tochter, kein Wort sagen durfte, sondern, mit niedergeschlagenen Augen dasitzend, das Reden der Frau

Mutter überlassen mußte, wurde dem Freiwerber der Bescheid. Er lautete dahin: man wolle sich die Sache überlegen, mit dem Vormund und geistlichen Berater in Erwägung ziehen, und durch ihn dem Herrn Freiwerber zu wissen tun, wann er sich die Antwort holen könne. — Eigentlich hätte die Sache nun noch bis ins Unendliche verzögert werden müssen, denn um sich nicht den Anschein zu geben, als sei man „sehr pressiert" und wäre einem viel an der Heirat gelegen, ließ man den Freier meist drei Wochen auf die Antwort warten. So schlimm erging es übrigens unserem Ältervater nicht, da ein besonderer Umstand seine Werbung begünstigte. Vor einigen Monaten hatte die Jungfer Christiane einen Freier gehabt, der den Richters sehr „convenable" geschienen, daher sie nicht abgeneigt gewesen, ihn zu „acceptieren", und die erste Antwort schon danach eingerichtet hatten. Der Herr Vormund war indes anderer Meinung, hatte dem Aspiranten verschiedenes an seinem bisherigen Lebenswandel auszusetzen gehabt, daher demselben ein kurzer Bescheid geworden war. Dieses hatte seine Sippschaft sehr übel vermerkt, es war in der Stadt drüber viel hin und her geredet und die Jungfer Richterin mehr als wünschenswert „in der Leute Mäuler geraten". Eine baldige Brautschaft, noch dazu mit einem so wohlsituierten jungen Manne, konnte nur sehr erwünscht sein, um all dem Gerede ein Ende zu machen. Der Beichtvater und Vormund, der Herr Oberpastor Salemann zu St. Nikolai, sprach sich denn auch gleich bei der ersten Beratung dahin aus, man möchte die Angelegenheit nicht unnütz in die Länge ziehen, sondern schon — nach acht Tagen dem Freier das Jawort zukommen lassen, wie es denn auch seinem Rate gemäß geschah.

Von der Brautzeit wissen wir wenig; bei dem förmlichen Verkehr, der damals zwischen Brautleuten üblich war, die gewöhnlich erst nach der Hochzeit das fremd klingende Sie in der Anrede fallen ließen, gab's wohl nichts zu berichten. Übrigens habe ich noch um 1850 zwei alte Ehepaare in Reval gekannt — die beiden Herren waren Bürgermeister —, die sich mit ihren Gattinnen bis an ihr Lebensende siezten.

Einige Wochen vor der Hochzeit, am ersten Proklamations- oder „Abverkündigungs"-Sonntag, wo, wie man damals sagte,

„das Brautpaar von der Kanzel geworfen wurde", erschien der Freiwerber gleich nach der Predigt im Hause der Braut, die „beileibe" dann nicht zur Kirche gedurft, und überreichte ihr auf einem weiß atlassenen Kissen zwei kleine goldene Krücken, damit sie sich mit deren Hilfe von ihrem Fall wieder erheben könne.

Das häusliche Leben des jungen Paares gestaltete sich von Anfang an als ein sehr harmonisches. Der Herr und Gebieter, der in damaliger Zeit eine ganz andere Stellung einzunehmen pflegte, als die jetzigen jungen Frauen ihren Ehemännern einräumen, war in diesem Fall, wie schon gesagt, ein äußerst milder, nachgebender Charakter. Dafür war seine Ehehälfte um so energischer und verstand es alsbald, den Mann, wo es nottat, zu ergänzen. Sie bedurfte auch eines guten Teiles Tatkraft, hatte sie doch mit Übernahme der großen Wirtschaft ein, wie man in alter Zeit zu sagen pflegte, „heißes Eisen angefaßt". Die Angestellten des Geschäfts, die sogenannten „Jungherren", wie jeder von ihnen genannt wurde — auch wenn der eine oder andere drüber alt und grau geworden —, waren bei ihren Prinzipalen nicht nur in Wohnung und Kost, sondern wurden auch von ihm, mehr oder weniger, von Kopf zu Fuß gekleidet, was alles die Frau Prinzipalin ihnen besorgen mußte. Außerdem machte der Storch der Ältermutter viel zu schaffen, denn nachdem am Schluß des ersten Ehestandsjahres ein Töchterchen angelangt war, dem man in der Taufe den Namen Gertrude gab, erschien, noch bevor dasselbe sein erstes Lebensjahr vollendet hatte, ein Schwesterchen, das Sophie genannt wurde. Da Phiechen, wie die Eltern sie riefen, ein unendlich zartes, schwächliches Kind war, ersah es die Großmutter Richter für nötig, Trudchen, die noch bei der Amme war, ganz zu sich zu nehmen, wo sie auch bis zu ihrer Verheiratung blieb. — Die beiden Schwestern wuchsen nun wohl getrennt auf, blieben aber bis ans Grab durch die innigste Liebe verbunden, ja die Großtante meinte sogar, daß dieses stete Sich-trennen und Wiedersehen ihrem Verhältnis einen besonderen Reiz verliehen habe. Im Elternhause folgten den beiden Schwestern drei Brüder und ein Schwesterchen, daher es daheim recht geräuschvoll herzugehen pflegte, und Gertrud es gern hatte, wenn Sophie zu ihr kam, wo sie ungestört waren. Letztere war zu Hause des Vaters er-

klärter Liebling und muß, wie man zu sagen pflegte, „ein schnabbes Ding“ gewesen sein, das jede erworbene Schulweisheit sofort leuchten zu lassen verstand. In Gesellschaft pflegte sie Gedichte zu rezitieren und witzige Rätsel aufzugeben, zu nicht geringer Freude des Vaters. Nach alter guter Sitte nahm man nämlich die Kinder vom zehnten Jahr an — hochfrisiert, die Knaben mit kleinen Galanteriedegen an der Seite, die Mädchen in gebauschten, schweren Seidenstoffkleidern — auf Hochzeits- und Taufschmäuse mit, und die Großtante hatte bei solchen Gelegenheiten stets einen Kreis älterer Herren und Damen um sich gesehen, die sich an ihren, etwas altklugen, Reden amüsierten. Da konnte man sich dann auch nicht wundern, daß sie, als sie einst einer alten Dame eine unrichtige Bemerkung korrigierte, auf deren Ausruf: „Seht doch, will das Ei klüger sein als die Henne?“ antwortete: „Warum nicht, wenn die Henne dumm ist!“ Diese kleine Episode hatte, außer einem sehr schwachen Verweise von seiten des Vaters, weiter keine Folgen. Anders erging es ihr mit der Großmutter Richter, die in gemütlichen Dämmerstündchen ihren aufhorchenden Großtöchtern von den Erlebnissen ihrer Jugendzeit erzählte und besonders gern der Bewunderung gedachte, die ihrer großen Schönheit zuteil geworden. Das war Sophiechen zuviel gewesen und sie war in die Worte ausgebrochen: „Großmutter hat gut reden, keiner hat's gesehen!“ Eine sofort verabreichte schallende Ohrfeige war die einzige Antwort der alten Frau, die keinen Spaß verstand, und lehrte Phiechen, ein andermal solche Anzweifelungen zu unterlassen.

In der Schule, welche beide Mädchen zusammen besuchten, muß Phiechen die begabtere der beiden Schwestern gewesen sein, denn der Lehrer hatte stets ihre raschen, treffenden Antworten sehr gelobt. Bei beiden war der Unterricht ein sehr unzureichender, was die Großtante noch im späten Alter bedauerte. Wie strebsamen Geistes sie war, sehen wir daraus, daß sie, als Frau zuerst in der Residenz lebend, die Muße einer kinderlosen Ehe benutzte, um nicht nur die französische und russische Sprache zu lernen, sondern auch tüchtig Geographie und Geschichte zu treiben und sich mit der damaligen deutschen, französischen und russischen Literatur bekanntzumachen. In der Schule hatte sie eben nur das

Lesen, Schönschreiben und die Anfangsgründe im Rechnen geübt. Die tüchtigsten Schülerinnen avancierten bis zum Briefschreiben, worin Sophie sich auch hervortat und sich in äußerst schwungvollen blumenreichen Sätzen erging. — Der Vater nahm an ihren Schulerfolgen, scheint's, mehr Anteil als die Mutter, die wohl nicht viel aufs Gelerne der Mädchen gab und es lieber sah, wenn sie sich häuslich beschäftigten. Es waren ja auch die Ansprüche ungleich höher, die man damals an die Wirtschaftlichkeit der Frauen und Mädchen stellte, wo die Sorge um das liebe Essen und Trinken fast zum Kultus geworden. Da man außer Fleisch und Brot und den sogenannten Kolonialwaren auch in der Stadt nichts gekauft bekam, mußten die Hausfrauen alles selbst bereiten, ja sogar Bier und Met brauen und Schnäpse, Liköre oder dergleichen anfertigen, zu welchen sie den Spiritus selbst aus Fuselbranntwein, wie er genannt wurde, rektifizierten. Einen kleinen Begriff von den damaligen gastronomischen Ansprüchen bekommt man, wenn man hört, daß in Gertruds und Sophies Elternhaus, wie in den übrigen wohlhabenden Familien der Stadt, alljährlich am Advents-Montag, also drei Wochen vor Weihnachten, das Backen, Brauen und Einschlachten zum Fest begann, wonach sich die Ansprüche des übrigen Jahres beurteilen lassen. Welche Quantitäten von allem hergerichtet wurden, ersehen wir aus einem alten geschriebenen Kochbuch aus jener Zeit; da hebt ein Rezept für Torten d. h. Blätterteig an mit den Worten: „Nimm 1 LPf. d. h. zwanzig Pfund Butter" ... Damals mögen eben billige Zeiten gewesen sein, wo die inländischen Produkte außer nach St. Petersburg keinen Absatz fanden und daher fast wertlos waren; kostete doch in Estland auf dem Lande noch um 1860 gute Butter 10—15 Kop.* das Pfund. Wie mag's hundert Jahre früher gewesen sein! Anders freilich war's noch weitere hundert Jahre zurück, als ein Pastor die Notiz ins Kirchenbuch schrieb, er pflege beim Ablösen, d. h. bei Barzahlung der Bauergerechtigkeit, ein Schaf mit 3 Kop. zu berechnen und einen Ochsen mit 70 Kop.

Ich besaß einst einen alten Petersburger Kalender des Jahres 1784, in welchem die damalige Besitzerin des Gutes Palms in Est-

* 1 Rubel zu 100 Kopeken = ca. 2 Mark.

land auf den weißen Blättern, mit welchen der Text durchschossen war, sich allerlei Notizen gemacht, u. a. auch ihre Wirtschaftsausgaben aufgeschrieben hat, aber nicht nach verschiedenen Rubriken geordnet, sondern alles durcheinander, woraus ich entnehme, daß dieses eben die einzigen Ausgaben waren. Um so verwunderlicher ist der Schluß: 129 R. 35 Kop. das Jahr bar ausgegeben. Es gab unter den verschiedenen Posten folgende: Ein grünseiden Kleid für mich 30 R., an Staalsche ihr Amm 1 R., — dem Trommler 2 Kop., — für Faden (Nähgarn) 55 Kop., in L'Homber verloren 7 R., — für Kandis (Zucker) 1 R., — 4 Ellen Nabrika (ein Stoff, der jetzt ganz unbekannt) 72 Kop., — dem Leiermann 5 Kop. usw. Zweimal war vermerkt Briefporto, doch weiß ich nicht mehr, welcher Betrag angegeben war. Man wird dieses gänzliche Fehlen von Ausgaben für die jetzt notwendigsten täglichen Bedürfnisse nur verstehen, wenn man weiß, daß damals alles Nötige im Hause beschafft wurde. Außer den Nahrungsmitteln wurden ja auch alle Stoffe auf dem Lande daheim verfertigt, und man trug im Winter Wolle — für dieselbe wurde 12 Kop. per Pfund gezahlt —, im Sommer Lein; letzteres wurde so fein verarbeitet, daß die Hausfrau eine Bahn dieses Zeuges durch ihren Trauring ziehen konnte. Zu Kleidern webte man Weiß mit Rosa gestreift oder kariert, ebenso Blau, Grün oder Rot, und dabei verwandte man zum Färben nur Kräuter, Wurzeln, Moose, Baumrinden usw. Außer Bekleidungsstoffen wurden aus Lein wundervolle Tischgedecke, Handtücher usw. in Drell und Damast gewebt, von welch letzterem Gewebe es zwei ganz besondere Arten gab. Ein Meister in Jerwen webte aus doppelten Fäden groß angelegte Muster in Tulpenformen und kühn geschwungenen Arabesken, während ein Weber in der Wiek feinere Zeichnungen in kleinen Blumen, Weinreben und Trauben usw. bevorzugte. Wie große Vorräte die einzelnen Frauen anhäuften, kann ich mit einem Beispiel beweisen. Meine andere Großmutter, eine landsche Gutsfrau, hat nicht nur jeder ihrer vier Töchter einen reichgefüllten „Brautskasten" gegeben — in jedem befanden sich u. a. 120 Ellen kunstvoll gearbeitete breite Zwirnfilet-Fenstervorhänge —, sondern auch ihre sechs Söhne reichlich bedacht. Ihr Wahlspruch war: ein reicher Leinvorrat ist, wenn man ihn hat, ein heimlicher Schatz, hat man ihn nicht, eine offenbare Schande.

Was die Lebensmittel anbetraf, so hatte man die ja auch alle aus eigenen Mitteln — Zucker brauchte man nicht, man hatte Honig — und verstand es, alle Früchte aufs feinste einzukochen und zu kandieren, wie jetzt die sogenannten Kijewschen. Als Getränk dienten Milch, Bier, Met, süße Schnäpse. Zuckerbackwerk kannte man nicht.

In jenem Palmsschen Kalender fand sich ein recht ansehnliches Verzeichnis von Kissen, denn außer den Vorräten, die im „Gartenhaus" und in der großen „Bodenkammer" namhaft gemacht wurden, war der Inhalt einzelner Betten angeführt, und da hieß es: „In mein Bett: 1 Unterphüler, 1 Hauptphüler, 1 Hüftphüler und 4 Ohrküssen. In Schwester W. ihr Bett: 2 Unterphüler und 10 Ohrküssen" usw. usw. — was auf sehr ansehnliche Gänseherden schließen läßt.

Trotz dieser Beweise etwas mangelhafter Rechtschreibung muß die gnädige Frau eine flinke Feder geführt haben, denn es fanden sich seitenlange Notizen über empfangene und abgeschickte Briefe.

Nur zwei Briefe waren im ganzen Jahr als mit Porto abgeschickt vermerkt, wie ich schon angeführt, und daraus glaube ich entnehmen zu können, daß sonst die Briefe mit Boten abgefertigt wurden, diese an Ort und Stelle rasteten und mit der Antwort heimzogen. Das Jahr 1784 gehörte ja noch, wie der alte Geheimrat von E. zu sagen pflegte, in die Zeit der Pyramiden, die Frone oder vielmehr die Leibeigenschaft stand in vollster Blüte, die Bauern hafteten an der Scholle. Wie ansehnlich die Zahl der Dienstboten war, die auf den Gutshöfen gehalten wurden, erhellt aus einem Beispiel. Eine alte Frau sagte mir, in ihrem Elternhause, das durchaus kein reiches gewesen, seien außer dem Koch vier Küchenjungen und als Bedienung im Zimmer außer den „Stubenmägden" fünf „Stubenjungen" gehalten worden. Solch eine Dienstbotenschar war ja weiter kein Luxus, Bargeld kosteten sie nicht, sie wurden dafür genährt und gekleidet, was sie alle zusammen wiederum selbst erarbeiteten. Im Sommer mußten sie im Garten helfen und im Winter ihre freie Zeit in der Arbeitsstube verbringen. Diese lag in nächster Nähe der Wohnzimmer, damit die Herrin, deren Augen „überall waren", jederzeit einen prüfenden Blick hineinwerfen konnte, und war sehr groß; in alten Häusern kann man sie noch ganz bestimmt nachweisen, nur daß

sie jetzt meist als Speisezimmer eingerichtet ist. — In dieser Arbeitsstube standen meist ein bis zwei Webstühle, es saßen da die Näherinnen, Spinnerinnen, Weberinnen, Strickerinnen und gewöhnlich an der einen Wand, auf Holzschemeln, die „Jungen", mit Garnwickeln — zu den Webereien war viel nötig —, mit Federnschleißen und Dielmattenflechten beschäftigt. Das Körbeflechten besorgten die Gärtnerjungen; — sie machten aus Schnur Filetnetze zum Aufbewahren von Knäulen, Wolle, Zwiebeln usw. Ja einzelne besonders geschickte Jungen schwangen sich zu feinem Zwirn auf, aus welchem sie kunstvolles Filet zu den schon erwähnten Fenstervorhängen verfertigten.

Alle diese jungen und alten Arbeiter und Arbeiterinnen „befehligte" eine ältliche Vertrauensperson, die eine scharfe Kontrolle übte und bei der damals herrschenden guten Disziplin es nicht schwer hatte, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Neben der großen Arbeitsstube befand sich ein kleinerer Raum, wo der Schneider und der Schuster arbeiteten, auf größeren Gütern waren es ständige, zum Hofspersonal gehörige Leute, während in kleineren Wirtschaften frei praktizierende Künstler zeitweilig zu solchen Arbeiten herangezogen wurden, denen man dann den einen oder den andern von den Jungen zukommandierte als Beihilfe und auch zum Zweck des Erlernens der betreffenden Kunst. Übrigens gab es an jedem Hof stets einen Tischler und einen Wagenbauer, die aber in einer der Herbergen hausten und ebenfalls Jungen anlernen mußten.

In Erinnerung an den alten Palmsschen Kalender hat es mir stets leid getan, nicht mehr dergleichen Notizbücher aus alter Zeit gefunden zu haben. Ein sehr interessantes Kleetenbuch ist mir mal zu Gesicht gekommen, beginnend mit dem Jahre 1603, als der Ur-Urahn des jetzigen Besitzers von Seinigal in Estland, aus Kurland einwandernd, das Gut kaufte und einrichtete, doch weiß ich mich nur einiger Notizen zu erinnern. Für zwei Pferde waren 7 Taler gezahlt worden und für drei andere gar 18. Wie mangelhaft es mit der Beackerung des Landes bestellt gewesen, zeigt der Umstand, daß man auf der Seinigalschen Schwarzerde in Hafer nur 1½ Korn erntete. Der Besitzer hatte nach und nach mehrere Güter der Nachbarschaft gekauft, die jetzt noch im Besitz der Fa-

milie sind, und jedesmal im Seinigalschen Wirtschaftsbuch ein genaues Verzeichnis eingeschrieben von jedem Stück Inventar, das auf den neuen Hof gegeben wurde. Es befanden sich dort auch sehr ausführliche Tagebücher, die durch viele Generationen gehen, sogenannte Hauschroniken, die gewiß ebenfalls reiche Auskünfte aus alter Zeit geben könnten.

Alle Waren, die in diesen vielen Handlungen vertrieben wurden, ließ der Großvater mit eigenen Schiffen aus dem Auslande kommen, die dann in den sogenannten Steinhäusern gespeichert oder von der Straße aus auf die Böden gewunden wurden, die in zwei Stockwerken sich über dem Vorderhause aufbauten.

Die Schlüssel zu allen diesen Warenräumen hatte die Großmutter, nur sie gab dem Kommis aus, und man begreift nicht, wie sie das zu leisten imstande war, wenn man hört, daß sie verschiedenes, was die Handlungen jetzt aus Fabriken beziehen, selbst im Hause anfertigen ließ, z. B. Schokolade, Pfefferkuchen, Mostrich, Wachs- und Talglichte, Wachsstock, getrocknete Zichorien, Äpfel und Schwarzbeeren, feine Handseifen, verschiedene Hustenbonbons, süße Schnäpse, Liköre und Spiritus, den sie alljährlich im Januar destillierte, denn die damaligen Branntweinbrennereien lieferten nur halbbrandigen oder fünfziggrädigen „Fusel-Brandwein". Ich muß hier bemerken, daß es bis zum Jahr 1863 in den Ostseeprovinzen fürs Land keine Akzise gab, während Reval seinen ganzen Konsum besteuerte, zu welchem Zweck am Ende der Vorstädte, an jeder Straße, die in die Stadt führte, Visitatoren, sogenannte „Besucher" wohnten, die jede Fuhre, welche zur Stadt kam, untersuchten. Da das Zunftwesen in hoher Blüte stand, mußte im Interesse der besteuerten Meister eine strenge Einfuhrkontrolle geübt werden; Fleisch, Brot usw. durften auch nicht in die Stadt. Da gab's denn oft Kollisionen mit landschen Hausfrauen, die im Winter zeitweilig mit ihren Familien sich in der Stadt aufhielten und von Hause sich die nötigen Lebensmittel kommen ließen. Von einer Dame weiß ich, daß sie einmal ihre Kutsche, mit vier Pferden bespannt, zum Duntenschen Kruge schickte, wo ihr Fuhrkerl ein schönes geschlachtetes Kalb deponiert hatte, das der „Besucher" im Fuder entdeckt hatte und durchaus nicht passieren ließ, während es noch lebend ungehindert hätte hinein können. —

Wie der Ältermutter, so hat auch der Großmutter, im Gegensatz zur Schwester Sophie, der Storch viel zu schaffen gemacht; zehn Kinder hat sie geboren, von denen aber fünf in sehr jugendlichem Alter starben. Zu all dieser vielen Arbeit im Innern des Hauses kam noch ein sehr reger Verkehr nach außen, nicht nur mit Freunden und Bekannten, die am Ort lebten. Zu einer Zeit, wo das Gasthauswesen noch in den Windeln lag, waren die Angereisten darauf angewiesen, die Gastfreundschaft der Verwandten oder der Geschäftsfreunde in ausgiebigster Weise auszunutzen. —

Als der Großvater zum Ratsherrn gewählt werden sollte, was zu damaliger Zeit ein gar wichtiges Ereignis war, schrieb die Ältermutter ihrer Tochter Sophie nach Nishni-Nowgorod folgendermaßen: „Übermorgen ist Ratsherrnwahl, der Herr Schwiegersohn soll gewählt werden, aber sage es niemand, denn davon darf vorher nichts verlauten" ... Diese Warnung wurde wohl vergeblich erlassen, denn da tief in Rußland ahnte niemand etwas weder vom Wahlkandidaten noch von der Wichtigkeit des Wahlaktes. Schließlich brauchte in jenen Zeiten der mangelhaften Verkehrsmittel ein Brief aus Reval nach Nishni-Nowgorod drei Wochen zu seiner Reise, so daß das in Rede stehende Ereignis bereits längst zur Tatsache geworden war, als die Großtante die vorläufige Meldung erhielt. — Nach erlangter Ratsherrnwürde, die dem Großvater zu großer Freude gereichte, da unter seinen Vorfahren es nicht nur mehrere Ratsherren, sondern auch Bürgermeister und Syndizi gegeben hat, wurde seine Zeit auch in Stadtangelegenheiten in Anspruch genommen, so daß die Großmutter mehr noch wie zuvor sich der Arbeit im Hause annehmen mußte.

Wenn der gesellschaftliche Verkehr auch ein sehr reger, die Gastfreiheit eine ganz unbegrenzte war, — nach außen pflegten die Damen, damals „Frauenzimmer" genannt, besonders die jungen Mädchen, in ihrer freien Bewegung sehr gehemmt zu sein. Zu Fuß auf der Straße sich zu zeigen, war jungen Mädchen aus gutem Hause nicht gestattet. Der Großvater besaß einen schönen Garten hinter der Systernpforte, den durften die Töchter gelegentlich allein besuchen, doch nur durch die Hofpforte und die Klosterstraße dahin gelangen, um ja nicht gesehen zu werden. Auch die Frauen machten keine Gänge in der Stadt, besuchten

keine Buden oder Verkaufsläden, ja sogar die Hausstütze, Frau Hildebrand, hätte das für „unter ihrer Würde ästimiert". Da mußte man sich denn anders zu helfen wissen. Jeden Morgen erschien nämlich „die Kommissionärin"; jedes Haus hatte eine solche, der man auftrug, was alles sie im Laufe des Tages einzukaufen, zu bestellen oder sonst zu besorgen hatte, wofür sie ein monatliches Honorar erhielt. Bei größeren Einkäufen, wo die Herrschaft selbst entscheiden mußte, wurden die Waren ins Haus gebracht.

Spazierenzugehen fiel niemand ein; wollte man Luft schöpfen oder Bekannte besuchen, so ließ man anspannen und fuhr; höchstens machte man zur nächsten Nachbarschaft einen Besuch zu Fuß, wobei aber die Frau Ratsherrin mit ihren Töchtern gewiß vom Hausknecht begleitet und wieder abgeholt wurde, der, wenn es dunkelte, den Damen mit einer hohen Stocklaterne voranleuchtete, da die Straßenbeleuchtung eine sehr mangelhafte war. Es hingen nämlich an Stricken, die in den Straßen quer von Haus zu Haus gezogen waren, Laternen, in denen Öllampen mehr qualmten als leuchteten; und in mondlosen Herbstnächten hatte die niedere Schuljugend ihren Spaß, diese Laternen, die man an den Hauswänden an eben dem Strick heraufziehen und herablassen konnte, unnützerweise zu „molestieren". Sehr dicht gesäet waren sie auch nicht gerade, und wenn auch über jeder Haustür eine Laterne angebracht war, in welcher ein Talglicht ziemlich hell brannte, das hinein und hinaus leuchtete, so gab es doch auch viele Gegenden in der Stadt, wo nur „Steinhäuser" standen, die keiner eigenen Erleuchtung wertgehalten wurden.

Bei Erwähnung des Talglichtes muß ich sagen, daß dieselben ein wichtiger Gegenstand im wirtschaftlichen und häuslichen Leben waren, sintemalen die Frauen dieselben auch selbst anfertigten, trüb brennende, ja sogar fließende Lichte die Laune des Herrn Gemahls sehr beeinträchtigten und der Eheliebsten manche bittere Stunde verursachen konnten. Die Arbeit des Lichtegießens wurde nur bei strenger Winterkälte vorgenommen, und man bediente sich dazu einer in Zinn gearbeiteten Form, die fast wie eine kleine Orgel anzusehen war. Sehr wichtig war's, wie die Dochte gemacht wurden, zu welcher mühsamen Arbeit man meist schon achtjährige Mädchen verwandte; und das erste wirtschaftliche Lob, das solch

eine jugendliche Haustochter erhielt, lautete: „Sie flicht oder dreht gute Dochte.“ Da die Lichte in der Form, die meist nur zwölf Pfeifen enthielt, erkalten mußten, konnten in vierundzwanzig Stunden höchstens zwei Guß gemacht werden, daher die Arbeit lange dauerte, bis der ganze Vorrat beschafft war. Um zu sparen, verabreichte man in die Kinderstube, den Leuten und den Kommis meist Lichte, die „in Stof gestippt“ wurden und von sehr mäßiger Qualität waren.

In späterer Zeit bemächtigte sich die Fabrikindustrie dieses Konsumartikels; es waren „Kasansche Lichte“, die in den Handel kamen und die man vorzugsweise aus „russischen Buden“ kaufte. Da solch ein Einkauf stets eine Staatsaktion war, besonders für die älteren Damen, die noch selbst Lichte gegossen, „und wie schöne“, soll es dabei oft erregte Szenen gegeben haben, zumal diese Damen absolut kein Russisch verstanden, aber es trotzdem radebrechten, obgleich der betreffende Händler gewiß besser Deutsch oder Estnisch verstand. Solch eine Unterhaltung behauptete ein alter Herr mal als Knabe angehört zu haben, und zwar war es eine alte Dame gewesen, die, nachdem sie einige Pfund Lichte erhandelt, zu Hause aber als minderwertige erkannt hatte und dem Kaufmann zurückbrachte, ihn auf der Straße also anredete: „Schlusti, woßmi twoi Lichte, Lichte lachti (estnisch, soll heißen, die Dochte säßen nicht fest im Fett), schlechte Dachti (man sagte für „Dochte“ meist „Dachte“), poddi Dibel*!“ —

In Reval herrschte damals noch der starrste Rationalismus, — um nicht zu sagen, es gab dort überhaupt kein Christentum mehr, und was den wenigen dürstenden Seelen geboten wurde, das war kein Gotteswort. Es hatte so jegliche Kirchlichkeit aufgehört, daß meine Großmutter, als sie einmal aus der Kirche kommend eine ihr begegnende Bekannte bat, ihr ein wenig das Gesangbuch zu halten, eine ablehnende Antwort erhielt, weil die andere sich nicht in den Verdacht bringen wollte, kirchlich zu sein! — Eine andere Dame, Pastorstochter, als Pflegekind in einer adligen Familie auf dem Lande aufgewachsen, war vierundzwanzig Jahre alt

* Daher die Redeweise, wenn jemand unmotiviert sagte: „Ich dachte“, antwortete man: „Ach was, Dachte sind keine Lichte!“

gewesen, als sie die erste Bibel „sah“. Da wurde Christian Gottlieb Mayer aus Deutschland via Riga nach Reval berufen als Pastor primarius zu St. Olai und als Superintendent des Stadtkonsistoriums, der mit dem ganzen Ernst eines treuen Seelsorgers das herrschende Heidentum beseitigte, der Kirche und der Bibel zu ihrem Recht verhalf. Superintendent Reinhold Girgensohn sagt von ihm in der Biographie seines Vaters Otto Girgensohn, der Mayers Nachfolger war: „Er muß ein gewaltiger Mann gewesen sein, denn sein Andenken lebt noch in der Gemeinde fort, und sein Name wird von den alten Leuten mit der größten Hochachtung genannt.“ —

Nach dieser ausgedehnten Abschweifung kehren wir zu den Jugenderinnerungen der beiden Schwestern zurück, die z. B. von der damaligen Tageseinteilung erzählten, daß das Tagewerk sehr viel früher als jetzt begann. Sonntags hatte Sophie sehr früh das Bett verlassen müssen, da sie außer sich auch noch den Vater, die Mutter und alle drei Brüder frisieren mußte, während Trudchen nur noch die Großmutter und den Onkel zu besorgen hatte. Dazu ging der Gottesdienst bereits um acht Uhr morgens an, und es waren die hohen Frisuren der Damen, die Buckellocken, die Zöpfe und Haarbeutel der Herren keine kleine Arbeit. Auch konnte man nur mit Hilfe einer Pomade, die aus Wachs und Schmalz bestand, dieses Werk überhaupt zustande bringen, denn die klebrige Schmiere machte das Haar „traitable“ und gab dem Puder den nötigen Halt.

Obgleich die Familie zur Olaigemeinde gehörte, die Großmutter Richter sich zur Nikolaikirche hielt, besuchte man doch häufig die Domkirche, wo ein besonders bewunderter „Blumenredner“ (entweder Ph. Chr. Moier oder Hans S. Lysarch gen. Königk, beide von 1780 an) alt und jung anzog.

Um 12 Uhr ward zu Mittag gespeist, und an Sonntagen zuweilen nachmittags in eigener Equipage — Mietdroschken gab es nicht — eine Fahrt aufs Land gemacht. Im Sommer „hinauszuziehen“ war nicht Sitte, die alten Revalenser stimmten dem Nürnberger Spruch bei, der da sagt: Weit von Haus, ist nah beim Schaden! Die meisten Stadtfamilien hatten in der Vorstadt ihre Gärten, wo die Hausfrauen von Mittag an mit Mägden und Kindern

dem Gartenbau oblagen — denn auch das Gemüse mußte man sich selbst ziehen — und wo die Familien abends in einem leichten geräumigen Lusthause das Abendbrot genossen und liebe Gäste bewirteten. Bewohnt wurden die Vorstädte nur von kleinen Leuten, denn da Reval eine Festung war, mußte jeder, der sich außerhalb der Stadtmauern und Wälle anbaute, sich verpflichten, die Gebäude bei erster Gelegenheit abzureißen, widrigenfalls die Kommandantur das Recht hatte, sie ihm überm Kopf anzuzünden, was z. B. 1812 in Riga geschah. Im weiteren Umkreis der Stadt, etwa am „Glinte" — beim heutigen Katharinental —, finden wir schon auf einem Stadtplan v. J. 1688 „Höfchen" angegeben mit größeren Gebäuden, und zwar befand sich bei jedem derselben ein Kalksteinbruch und ein Kalkofen, während auf der anderen Seite der Stadt, am Rande der sogenannten Christinentäler, in den herrlichen Heuschlägen, ebenfalls viele „Höfchen" gelegen waren, welche auch angesehenen Patriziern gehörten, die gleichfalls festere Baulichkeiten trugen, da der Festungsrayon so weit nicht reichte.

An den Fahrten aufs Land, die Sonntags von den Eltern der beiden Schwestern unternommen wurden, beteiligten sich die Großmutter Richter nebst Sohn und Trudchen, da der himmelhohe, zurückzuschlagende Kaleschwagen viel Raum bot. Er war so hoch, daß die beiden im Fonds sitzenden Frauen, die, scheint's, im Sommer zu diesen Fahrten keine Hüte aufsetzten, zuweilen mit den Baumkronen in Kollision gerieten, so daß die turmartigen Hauben, „Fontanges" genannt, welche die hohen Frisuren krönten, ihnen fast Absaloms Schicksal bereitet hätten.

Seit einigen Jahren war der Stadtbevölkerung ein neuer Zielpunkt für ihre Landausflüge eröffnet worden. Die Väter der Stadt hatten im hohen Rat beschlossen, in Anbetracht der stets steigenden „Population" aus Gesundheitsrücksichten einen Begräbnisplatz auf dem Lande anzulegen, da es nicht mehr gestattet war, Leichen in den Kirchen beizusetzen. Dieser neue Gottesacker, der die Städter sehr interessierte und häufige Ausfahrten dahin veranlaßte, war äußerst romantisch gelegen. Eine Landzunge, Ziegelskoppel benannt, mit schönem Eichenwalde bestanden, erstreckt sich wersteweit ins Meer, dessen Wellen mit sanftem Gemurmel an die fadenhohen, mit saftigem Grün bewachsenen Ufer

schlagen. Die Bucht mit der Stadt und dem Hafen liegt ausgebreitet da, einen reizenden Anblick gewährend, besonders im Herbst, wenn der als Hintergrund dienende Glint, an seinen Abhängen mit schönstem Baumwuchs bekleidet, in allen Schattierungen von Grün, Rot und Gelb schillert.

Ein anderes sehr beliebtes Ziel ihrer Fahrten, das Gut Wredenhagen, gehörte einem Herrn, der, obgleich alter Junggeselle, ein großer Kinderfreund war. Diese Freude wurde ihnen aber frühzeitig genommen, denn als sie einmal wieder an einem schönen Sommernachmittage hinausfuhren, empfing der alte Diener sie an der Haustür mit der Nachricht, sein Herr sei ganz kürzlich schwer erkrankt und freue sich sehr der Ankunft seines Freundes, dem er Wichtiges mitzuteilen habe. Es ging denn auch wirklich mit dem alten Herrn zu Ende; die Familie mußte sich zum Dableiben entschließen, da der Vater den Sterbenden nicht verlassen konnte. Um Mitternacht wurden die Kinder an das Bett ihres alten Freundes gerufen, um von ihm Abschied zu nehmen. Dieser Augenblick blieb Sophie unvergeßlich, und sie liebte es, sich dieses Ereignisses immer wieder zu erinnern, es erschien ihr so romantisch, wie sie in der hellen Sommernacht, noch dazu beim Schein des Vollmondes, um das Bett kniend den Segen des Sterbenden empfingen. Überhaupt war Phiechen etwas sentimental beanlagt, so recht ein Kind ihrer Zeit, wo man für den Siegwart schwärmte und über die Leiden des jungen Werther Tränen vergoß. Bei der Schwester fand sie dafür wenig Sympathie, da diese eine bedeutend realer angelegte Natur war.

Als Trudchen vierzehn Jahr alt war, meldete sich ihr ein Freier, und da der Antrag den Eltern sehr annehmbar erschien, auch die Tochter an dem jungen Manne, der einem angesehenen Patriziergeschlecht entstammte, großes Wohlgefallen fand, wurden beide Schwestern, obgleich Sophie erst dreizehnjährig, eiligst zum Oberpastor und Superintendenten an der St. Olaikirche, Gotthard Johann Jäger, in die Privatlehre gegeben und danach eingesegnet, so daß bald nach Trudchens fünfzehntem Geburtstage (1784) die Hochzeit gefeiert wurde. Obgleich sie noch ein rechter Kindskopf war und z. B. als Braut vom Bräutigam beim Puppenspielen überrascht wurde, bildete sie sich bald zur tüchtigen Hausfrau aus,

die ihrem großen Hausweſen mit Umſicht vorſtand. — Sechs Wochen nach der Hochzeit ſtarb die Großmutter Richter, welchem Ereignis Trudchen ſtets mit Sorge entgegengeſehen hatte, da ſie dann ihr ſtilles Heim hätte verlaſſen und ins unruhige Elternhaus überſiedeln müſſen. Deſſen überhob ſie ihre Verheiratung und gab ihr überdies die Möglichkeit, dem alten Kandidatenonkel eine neue Heimat bieten zu können. Er zog zum jungen Ehepaare, wo er ſehr bald Geſellſchaft bekam, da ein Onkel Kettler, aus der Verwandtſchaft des Großvaters, ebenfalls Aufnahme bei ihnen fand. Dieſe beiden alten Herren ſollen, beide nichtstuend aber immer eifrigſt miteinander diſputierend, einträchtig in einem der großen Hinterzimmer, die auf den Hof mündeten, gehauſt haben, bis ſie ſchließlich mit dem Tode abgingen, ihr Zimmer jungem Nachwuchs hinterlaſſend.

Seit der Verheiratung der Schweſter war Sophie ſich ſehr vereinſamt vorgekommen, bei ihrer Anlage zum Träumen hatte ſie begonnen, ſich unglücklich zu fühlen, und mit knapp ſiebzehn Jahren ſich für eine alte Jungfer gehalten, die mit dem Leben abgeſchloſſen. Da lernte ſie einen Mann kennen, der als Reſidenzbewohner in Geſchäften nach Reval gekommen war, und, obgleich nicht mehr jung, auch ſchon Witwer, alsbald beim Vater um ihre Hand warb. Da er in Petersburg ſehr einflußreich war und ihre beiden älteſten Brüder dort gut zu plazieren verſprach, wurde ſeine Werbung von den Eltern ſehr befürwortet. Sophie, die trotz ihrer Jugend ſchon „auf eigene Hand“ ihr Herz einem jungen Kandidaten geſchenkt hatte und deſſen Gegenliebe gewiß war, fügte ſich trotzdem als gute Tochter dem Willen des Vaters und reichte dem ungeliebten Manne die Hand. Die Brüder, die infolge dieſer wirkſamen Protektion in Petersburg eine ſehr gute Karriere machten, wie es ihnen in der alten Heimat nie möglich geweſen wäre, haben dieſes Opfer, das die Schweſter ihnen brachte, ſtets mit dankbarer Liebe vergolten.

Nachdem die Hochzeit gefeiert worden, reiſte das junge Paar mit einem Frachtfuhrmann in die Reſidenz.

Nun, wo Sophie die Vaterſtadt verließ, entbehren ihre ferneren Lebensſchickſale, da ſie ſich auf fremdem Boden abſpielen, des heimatlichen Intereſſes, daher wir ihr nicht weiter folgen, ſondern

uns ausschließlich Trudchen, der Großmutter, zuwenden, um ihr Familienleben zu schildern.

Der Großvater bewohnte ein altes Erbhaus, das, früher ein Wilckenscher Besitz, durch seine Mutter auf ihn gekommen und von ganz eigentümlicher Bauart war. Von der Haustür an mußte man beim Passieren jeder Tür eine Stufe steigen. Zuerst ging man über den großen Flur, von dem aus Treppen mit massivem Eichenholzgeländer in die oberen Stockwerke führten. Danach betrat man den Saal, die Stube, die als Aufenthalts- und Speisezimmer diente, worauf das Haus sich verengerte, um dem Hofe größeren Raum zu geben; das nächste Zimmer war lang und schmal, hieß Kammer und diente dem Großvater als Kontor, hinter demselben lag das Schlafzimmer, eine kleine Kammer, die die Großeltern mit dem jeweiligen jüngsten Kinde teilten, während die größeren im nächsten Zimmer, der obern Kammer, zu der man aber sechs Stufen emporstieg, unter der Aufsicht der Hausstütze, Frau Hildebrand, lebten. Von dort führte eine Tür auf eine kalte Treppe, die in den Hof mündete, doch lagen weiterhin noch drei Zimmer, Hinterkammern, alle mit Stiegen, in denen die alten Onkel, später die Söhne und Jungherren lebten. Unter dem Vorderhause gab es herrliche Keller, mit ganz kleinen Fenstern, je mehr aber die Wohnung anstieg, um so höher und heller wurden die unter ihr liegenden Räume, die zu Vorratskammern benützt wurden. Den Hof in die Quere schließend, stand ein großer Bau, die sogenannten „Steinhäuser", die in drei Stockwerken übereinander große Warenräume enthielten, mit „Luken" und „Windhölzern", um die Waren vom Hofe emporzuheben. Daneben führte ein langer Torweg in die Breitstraße, und zwar unter dem Nachbarhause durch, das also auf dieser Stelle keinen Grund und Boden hatte, so daß ein Zimmer in die Luft gebaut war.

Das Geschäft des Großvaters muß eine sehr ausgebreitete Kolonialwarenhandlung gewesen sein. Er hatte sechs Verkaufslokale in der Stadt, das eine im eigenen Hause zunächst der Haustür, und eines in nächster Nähe der Lehmpforte. Dieses wurde ganz besonders stark frequentiert, denn in den Vorstädten gab's damals gar keine Läden, auch in Anbetracht des Festungsterrains, daher die Kommis frühmorgens, um sechs Uhr schon, in dieses Geschäft

gehen mußten, wo sie stets einen, bereits ihrer harrenden, Trupp Menschen vor den geschlossenen Türen antrafen. Natürlich mußte für so viele Läden eine große Anzahl Gehilfen gehalten werden, deren Senior ein alter Herr Striecker war; sie wohnten teils im obersten Stock, teils im letzten Hofzimmer. — Am Sonnabend fuhr der „Budenknecht" mit dem alten Striecker aus einem Geschäft ins andere und holte das Kupfergeld ab — andere Scheidemünze gab's, glaube ich, gar nicht, außer Silberrubeln und Goldstücken, manche unendlich klein (ich habe als Kind ein solches im Wert von 1½ Rbl. besessen, es war von der Größe des jetzigen Fünfrubelstücks, aber papierdünn) —, das die Großmutter spät abends zählte und, in Kornsäcke gefüllt, im langen Kontorzimmer, neben dem Schreibtisch des Großvaters, an die Wand gelehnt stapelte.

Darüber brach das Jahr 1812 ins Land, die Franzosen-Invasion, und wenn auch Estland und Nordlivland nicht direkt in Mitleidenschaft gezogen wurden, so hatten sie doch schwer genug an der nachfolgenden Finanznot zu leiden, die nicht nur Handel und Wandel in den Städten immer mehr schädigte, sondern auch den Landmann ruinierte, den Kredit untergrub. Nur zu hohen Zinsen war es möglich, auf dem Privatwege Kapital auf Grundbesitz zu erhalten, öffentliche Banken gab's nicht, und zwar soll in Reval nur ein Handelshaus überhaupt die Mittel dazu gehabt haben; an dessen Spitze stand eine Frau, die ihre dadurch errungene Macht bis über die Grenze des Zulässigen ausnutzte und das ganze Land tyrannisierte. Wenn z. B. ein Predigtamtskandidat sich um eine vakante Landpfarre bewerben wollte, so wandte er sich mit seiner Meldung nicht etwa an den betreffenden Patronatsherrn, sondern machte nur in Reval der gestrengen Frau Thornhill einen Besuch. Wem von den jungen Aspiranten es gelang, von ihr für passend erachtet zu werden, der konnte seiner Wahl sicher sein, denn sie ließ sofort dem Konvent die Mitteilung machen, man habe den und den zu wählen, sie erwarte, daß man ihrem Wunsche willfahre, widrigenfalls sie alle Kapitalien, die sie ins Kirchspiel geliehen, kündige.

Schließlich gelang es der Ritterschaft, die Ketten zu zerreißen: es wurde die Kreditkasse gegründet, die ausgiebige Hilfe brachte.

Der allgemeine Zahlungstermin, der, wie in Riga und Mitau, bis dahin zu Johanni gewesen, wurde seitdem ein anderer, da die Kreditkasse im März und September nicht nur die Zinsen empfing und zahlte, sondern auch alle übrigen Geschäfte abwickelte. Dadurch verlor der Johannimarkt, der alljährlich vom 20. Juni bis zum 1. Juli abgehalten wurde, viel von seiner Bedeutung, die er wohl durch Jahrhunderte sich erhalten hatte. — In der Jahrmarktszeit wurden auf dem, von hohen Linden beschatteten, wenig geräumigen freien Platze vor der St. Nikolaikirche leichte Bretterbuden aufgeschlagen, in welchen sowohl die einheimischen Revalschen, wie die angereisten fremden Kaufleute ihre Waren feilboten, und eine große Menschenmenge sich in den engen Zwischenräumen hin und her zu bewegen pflegte. Der ganze Adel des Landes kam zur Stadt, es wurden nicht nur Geschäfte, sondern auch Verlobungen geschlossen, Gesellschaften gegeben, Fahrten in die Umgegend der Stadt unternommen; ein reger Verkehr von Menschen und Equipagen belebte die Straßen.

Es war dieser Johannitermin ein in jeder Hinsicht sehr bequemer, die Landwirte hatten ihre Wirtschaft bestellt, auch die Gerste war nicht nur in der Erde, sondern schon aufgekommen, bis zum Roggenschnitt war noch Zeit, die Düngerfuhr aufs Brachfeld und den Beginn der Heuzeit konnten „Kleetenkerl" und „Kubjas" indes allein besorgen, während jetzt die März- und Septemberzeit sich meist durch schlechtes Wetter und schlechte Wege auszeichnet und das Reisen erschwert. Ein alter Herr soll damals von den jungen Damen gesagt haben: „Erst wurden sie eingebracht (d. h. zur Stadt). „Wann kommen Sie ein?" (damals gebräuchliche Redensart), dann wurden sie umgebracht (d. h. herumgeführt), danach ausgebracht (d. h. klatschweise verlobt) und, wenn nicht angebracht, wieder weggebracht." —

Um wieder auf die Landwirtschaft zurückzukommen, so war dieselbe so veraltet, daß die neuerrichtete Kreditkasse nur teilweise der finanziellen Not abhelfen konnte. Da ging am preußischen landwirtschaftlichen Himmel ein neuer Stern auf, Dr. Thaer zu Möglin, der den Klee- und Kartoffelbau, die Wiesenkultur, die Schafzucht einführte. Die alten Herren meinten wohl, wer Gras säete, könne nur Gras ernten, worauf die Neuerer erwiderten:

das gerade wollten sie, und was die Schafzucht anbeträfe, käme man nur durch Wolle in die Wolle. Damals meinte ein alter Herr, es sei das jetzt ein eigen Ding, die Schafe nähmen alles Interesse für sich in Anspruch. Früher, wenn man Bekannte traf, fragte man: „Wie geht es Ihrer Frau, was machen Ihre Kinder?“ nun dagegen heiße es: „Wie befindet sich Ihr Bock, wieviel Pfund scheren Sie per Kopf?“ —

Viele der älteren fortschrittlichen Herren sandten ihre Söhne hinaus auf die hohe Schule zu Dr. Thaer, der z. B. das Gipsen des Klees einführte und die Vorzüglichkeit dieser Methode veranschaulichte, indem er auf dem Versuchsfelde mit Gips in riesigen Lettern schrieb: Hier ist gegipst! also, daß die derartig gedüngten Pflanzen, groß und dunkelgefärbt, aus dem blassen übrigen Grün hervorstrebend, das Lob dieser Methode verkündeten. — Zu Thaer gingen auch zwei junge Barone, nachdem sie die Domschule in Reval absolviert und einige Jahre auf der jungen Universität zu Dorpat studiert hatten, holten sich bei ihm tüchtige Kenntnisse und brachten schöne Schafherden mit ins Land, erhielten auch sogleich, da in Estland bekanntlich jeder sofort einen Spitznamen abfängt, die Bezeichnung: die schönen Schäfer von Möglin. —

Nicht nur zu Bildungszwecken, auch zum Vergnügen wurde damals, trotz der mangelhaften Kommunikationsmittel, verhältnismäßig viel gereist, natürlich mit bedeutend größerem Zeitaufwand als jetzt. Auch konnten die minderbemittelten „Ausgereisten“ den Daheimgebliebenen nicht häufig Nachricht geben, da das Briefporto ein sehr hohes war, man daher gern Gelegenheiten benutzte, die sich denn auch, zumal in Berlin, manchmal fanden. Es bestand nämlich ein ganz regelmäßiger Fuhrmannsverkehr nach Königsberg und von da wiederum nach Riga. Natürlich durfte man sehr schleunige Beförderung nicht erwarten, doch verstand man es in dieser Hinsicht sehr, sich in Geduld zu fassen, was folgender Brief eines jungen Balten veranschaulicht, der, 1826 in Berlin studierend, seiner Schwester nach Estland schrieb: „Diesen Brief, liebe Molly, wirst Du sehr rasch erhalten, denn Fölkersahm, der ihn mitnimmt, reist morgen (NB. nicht etwa per Extrapost, sondern per Hauderer nach Königsberg, von da mit einem baltischen Frachtfuhrmann im Planwagen nach Riga), gibt ihn in

Riga Bruder Adolf ab, der ihn nach Dorpat Bruder Auguſt ſchickt, von wo Fuhrmann Voigt ihn bald Dir nach Reval bringt." —

Die Reiſen en famille verſtand man ſich ſehr gemütlich einzurichten. So reiſte z. B. 1840 ein Rittergutsbeſitzer aus Eſtland mit ſeiner Frau und ſeiner ſiebenjährigen Tochter im großen eigenen Reiſewagen, Sechsſpänner, mit Extrapoſt hinaus und nahm ſich einen Geſellſchafter mit, einen jungen Kandidaten der Theologie, der irgendwo in der Nachbarſchaft Lehrer geweſen war und ſpäter Profeſſor in Dorpat wurde. Beide Herren nahmen den Kutſchbock ein, der verdeckt, aber vorn offen, dabei am Wagen hoch angebracht, einen luftigen Sitz mit unbegrenzter freier Ausſicht bot. — Der Poſtillon ritt auf dem Sattelpferde, wurde aber häufig, ſeitdem man die Grenze überſchritten, ins Geſpräch gezogen, um Auskunft zu geben über Land und Leute. Im Wagen, der ſehr bequem gebaut war und in den Seitenwänden einen Waſchapparat, einen Bücherſchrank und einen Eßkober barg, ſaß ſich's ſehr gut, die gnädige Frau ihrerſeits hatte ſich eine Freundin als Geſellſchafterin mitgenommen. Schließlich ſaßen auf dem Bedientenſitz, der ebenfalls verdeckt war und Schwimmer genannt wurde, der Kammerdiener und die Kammerfrau.

Dieſe zahlreiche Geſellſchaft verurſachte in betreff der Weiterbeförderung durchaus keine Mehrausgabe (ausgenommen bei der Einkehr), denn anders als mit ſechs Pferden beſpannt wurde dieſer große Wagen nicht expediert. Kam eine Stadt in Sicht, ſo mußte der Poſtillon den Namen nennen, den der Kandidat durchs geöffnete Kutſchenfenſter den Damen meldete, worauf Fräulein von Gernet aus dem Bücherſchrank einen Geographie-Leitfaden nahm, die betreffende Stadt nachſchlug und alles Bezügliche laut vorlas. So durchreiſte man nicht nur Deutſchland, ſondern ging über Paris durchs mittlere und ſüdliche Frankreich, bis in die Pyrenäen, von wo man ſich zurückwandte, um den Winter in Karlsruhe zu verbringen. Dort, wo man zur Zeit der ſpäten Obſternte eintraf, wurde ein Haus mit Garten gemietet.

Über all dieſen Betrachtungen verſchiedener Geſchichten und Erlebniſſe haben wir die beiden Schweſtern und den ſie umgebenden Familienkreis ganz aus dem Auge verloren. Ihnen allen war ein ſehr langes Leben beſchieden. Trudchen, die Großmutter, er-

reichte das achtzigste Jahr, bei gutem Gehör und Gesicht, sich nur selten der Brille bedienend, fünfundsechzig Jahre, seit ihrer Hochzeit, immer im selben Hause lebend. Ihre drei Brüder überschritten alle das fünfundsiebzigste Jahr, ihr Sohn, stets in England lebend, starb im einundachtzigsten Jahr, sechs Wochen nachdem er von seiner alljährlichen Reise auf den Kontinent heimgekehrt. Diesmal hatte er eine Schweizerreise unternommen, war auf dem Rigi gewesen, hatte das Berner Oberland, den Genfersee und Chamounix besucht und noch eine Tournee durch ganz Deutschland gemacht. — Ihre älteste Tochter wurde achtundachtzig Jahre alt und entschlief ohne Krankheit, nachdem sie Tags zuvor ihre ganze große Familie bei sich zu Mittag gesehen, alle Kinder, Großkinder und Enkelkinder, denen sie selbst die Suppe vorgelegt. Die zweite Tochter der Großmutter starb freilich erst vierundsechzig Jahre alt — an der Cholera; ihre beiden Tanten lebten noch und jammerten über die schreckliche Krankheit, an der so junge Menschen stürben. Phiechen, Sophie, die Großtante, als Kind zart und schwächlich, erreichte gar das zweiundneunzigste Jahr, war nie krank gewesen, besuchte mit fünfundachtzig Jahren noch regelmäßig die Kirche, auch Konzerte, und spielte sehr gern Preference. Seit ihrem fünfundsiebzigsten Jahr wurden ihre Augen schwach, so daß sie nicht lesen und schreiben konnte, sich viel vorlesen ließ, aber ein vorzügliches Gedächtnis hatte, z. B. den Gothaischen Almanach fast auswendig konnte und in verschiedenen Sprachen Gedichte rezitierte. Einige Wochen vor ihrem Ende begann sie zu klagen, daß ihr ganz bekannte Namen entfielen, was ihr sehr ärgerlich war, und nach kurzer Krankheit entschlief sie.

Alexander Hörschelmann

Aus der Werdezeit der Universität Dorpat

Die älteste Verbindung unter den Studierenden in Dorpat, beginnend mit dem Jahre 1802, war, wie mir mehrere der damaligen Zeitgenossen erzählt haben, nach den vier Fakultäten geordnet. Solange diese Bestand hatte, gehörten alle in Dorpat Studierenden ohne Ausnahme zu derselben. In der genannten Genossenschaft vertrat die Studierenden einer jeden der vier Fakultäten je ein Senior, der von den Komilitonen per majora gewählt und durch den Rektor bestätigt wurde. Ob damals schon allgemeine Konvente vorgekommen sind, habe ich nicht erfahren. Nachdem jene Fakultätsverbindung, ungefähr nach zehnjähriger Dauer, sich aufgelöst hatte, ward bald darauf, nach dem Muster der deutschen Universitäten, in Dorpat eine Burschenschaft gebildet, mit einem schriftlichen Komment, an welche bei weitem die größte Mehrzahl der Studierenden sich angeschlossen hatte, doch ohne Zwang. Denn einem jeden, der nicht Lust hatte, dieser Verbindung anzugehören, war es gestattet, in Dorpat als „Wilder" zu leben, er war nur verpflichtet, die allgemeinen Bestimmungen des Komments zu beobachten. Diese geordnete Burschenschaft ward, wenn ich nicht irre, im Jahre 1818 obrigkeitlich aufgelöst. Der schriftliche Komment mußte dem Rektor ausgeliefert werden und ward, nebst den etwa vorgefundenen Archivalien, auf obrigkeitlichen Befehl vernichtet.

Als ich die Universität Dorpat bezog (1819), bestand unter den Studierenden keine, wenigstens keine offizielle Verbindung. Bei der Immatrikulation mußte ein jeder dem Rektor durch Handschlag geloben, in keine irgend bestehende Studentenverbindung eintreten zu wollen. Wir nannten uns mit dem harmlosen Namen

„Allgemeinheit“ (allerdings am liebsten untereinander die „Burschenschaft“), welche Benennung nur besagen sollte, wir wären eine eng verbundene Brüderschaft, wo die Trennung nach speziellen Landes- oder Provinzialgehörigkeiten durch Verruf (Verschiß) verpönt war. Diese Genossenschaft hatte keine Vertreter, ja überhaupt keinen sichtbaren Vorstand, sondern es hatten sich nur einige besonders angesehene Burschen, ohne allgemeine Wahl, zusammengetan zu einem Ausschuß, der sich auch selber ergänzte, und der die ganze Studentenschaft, wie durch unsichtbare Fäden, leitete. Die Mitglieder dieses Ausschusses beriefen auch die Konvente, so oft sie es für nötig fanden, wobei einige Füchse beauftragt wurden, allen Kommilitonen Zeit und Ort anzusagen. Eines jener Mitglieder hatte den Vortrag sowie die Leitung der Verhandlungen auf dem Konvente, bei dem zwar allen Immatrikulierten der Zutritt gestattet, aber nur diejenigen, die bereits ihr drittes Semester begonnen hatten, zum Mitsprechen und Stimmen berechtigt waren. Der Ort, wo die Konvente gehalten wurden, war gewöhnlich ein passendes Burschenquartier. Die Gegenstände, die verhandelt wurden, lassen sich schwer präzisieren, sie betrafen teils alle inneren, teils alle äußeren Verhältnisse und Fälle, die auf die Studentenwelt irgendwie Bezug hatten. Die Beschlüsse wurden entschieden durch die Majorität der Anwesenden, zu ihrer Beobachtung waren alle, auch die Abwesenden, verpflichtet. Nicht beschlußfähig war ein solcher Konvent, auf dem sich eine zu geringe Anzahl von Stimmberechtigten (jedoch ohne genauere Bestimmung der Zahl) eingefunden hatte. In dem Falle, der sehr selten vorkam, ward ein neuer Termin anberaumt. Auf den Konventen wurden keine Protokolle geführt.

Nachdem der schriftliche Komment, wie oben gemeldet, vernichtet worden war, existierten nur in der Reminiszenz die allgemeinen Bestimmungen desselben, die im Anfange jedes Semesters allen versammelten Füchsen bekanntgemacht, und auf deren Beobachtung genau gehalten wurde. Alle Korporationsabzeichen, Farben und Wappen waren unter uns streng verpönt (mit Verruf belegt). Die offizielle Uniform bestand in meiner Zeit aus einem blauen Frack mit stehendem, schwarzsamtnem, goldgesticktem Kragen (bis zu meinem dritten Semester war die

Stickerei zu beiden Seiten des Kragens ein Lorbeerblatt, darauf Eichenlaub nebst Eicheln); ferner aus weißen, tuchenen oder ledernen, enganliegenden Beinkleidern, Stulpstiefeln und, wenn man wollte, Sporen und einem Säbel. Die Kopfbedeckung war entweder ein Helm oder Chapeaubas mit einer (kaiserlichen) Kokarde. Als Vizeuniform, auch obrigkeitlich eingeführt, dienten sogenannte Litzen, bestehend aus zwei zu beiden Seiten verbundenen silbernen Stäbchen, auf denen quer ein vergoldetes Lorbeerblatt und später Eichenlaub ruhte, die an beiden Enden des herabhängenden Kragens jeglichen Rockes angesteckt wurden. Doch weder die volle Uniform noch die Litzen waren obligatorisch. In Rücksicht der Kleidung herrschte völlige Freiheit. In meiner Zeit existierten unter der ganzen Studentenschaft kaum 20 Uniformen, die dann bei feierlichen Gelegenheiten, wie bei Beerdigungen von Burschen, seitens der Marschälle des Zuges zusammengeliehen wurden. Nur einige wenige „Renomisten" gefielen sich darin, sich, gehend oder reitend, in voller Uniform öffentlich zu zeigen. Auch die Litzen wurden selten in Dorpat, sondern vornehmlich von den Füchsen oder höchstens von einigen „jungen Häusern" während der Ferien in der Heimat getragen ...

Eine Verbindung mit den Burschenschaften in Deutschland bestand nicht, sondern allerdings, vornehmlich seit dem Wartburgfeste 1817, unter vielen von uns eine große Sympathie. Feierliche Komitate waren unter uns nicht gebräuchlich. Fackelzüge fanden statt bei Gelegenheit eines Vivats, das einem Professor gebracht wurde, wozu jedesmal die Erlaubnis vom Rektor nachgesucht werden mußte. Während meines dreijährigen Aufenthalts auf der Dörptschen Universität fand nur ein allgemeines, feierliches Vivat mit Fackelzug statt, in meinem ersten Semester. Es galt den beiden allgemein beliebten Professoren Maier und Jäsche. Zu Sprechern waren die alten Burschen Seidlitz und Taubenheim, aus Estland, gewählt. Nachdem wir vor den Wohnungen genannter Professoren ein dreimaliges Vivat gebracht hatten, zogen wir vor das Universitätsgebäude, das wir auch mit einem dreimaligen Vivatruf und darauf mit dem Gaudeamus und einigen beliebten Burschenliedern, namentlich: „Was ist des Deutschen Vaterland?" begrüßten. Auf dem Zuge wurde unter den zahlreichen, uns begleiten-

den Zuschauern auch der damalige Rektor Ewers von einigen der Unsrigen bemerkt. Diese stimmten sofort den Vers des Burschenliedes an: „Unserm alten Hause ist ein gewaltiges Pech widerfahren"; denn vom Rektor war es uns verboten worden, die Fackeln auf dem Markte zu verbrennen, wie es bisher stets Sitte gewesen. Deshalb wurden unsere beiden Sprecher, die wegen etwa vorkommender Unordnungen oder Singens von Burschenliedern während des Zuges — außer vor dem Universitätsgebäude — seitens des Rektors verantwortlich gemacht worden waren, auf zehn Tage ins Karzer gesteckt. In demselben Semester kam noch ein, zwar nicht allgemeines, sondern nur partielles Vivat ohne Fackeln in Dorpat vor. Ungefähr sechs Wochen nach Anfang genannten Semesters verbreitete sich plötzlich die Nachricht, der neue Professor juris Snell, der erst eben seine Vorlesungen begonnen und trotz der kurzen Zeit sich schon bei seinen Zuhörern sehr beliebt gemacht hatte, sei schleunigst seines Amtes entsetzt und werde im Laufe von 24 Stunden, auf Requisition, nach Deutschland zurückgeschickt werden. Noch an demselben Abend versammelten sich vor der Ruine sämtliche Juristen nebst mehreren Burschen aus den übrigen Fakultäten, die ihnen zufällig auf den Straßen der Stadt und auf dem Dome begegnet waren, und es wurde beschlossen, dem abgesetzten Professor zum Abschied ein Vivat zu bringen. Nachdem die alten Juristen Mühlen und Frantzen, beide aus Estland, zu Sprechern erwählt waren, wurde jener Beschluß auf der Stelle ausgeführt. Dafür wurden die beiden Sprecher auf acht, sämtliche Teilnehmer auf vier Tage ins Karzer gesteckt. Alle nämlich, die dabei gewesen, gaben sich, vom Universitätsgerichte dazu aufgefordert, vor demselben selber an.

Der Fuchskommers wurde im Quistental gehalten, wohin sämtliche Studenten zu gleicher Zeit, um zwei Uhr nachmittags, von der Steinbrücke aus zu Boote sich begaben, und zwar in der Reihenfolge: ganz zuerst ein Boot mit einer Musikbande, im zweiten Boot die acht erwählten Präsides mit vier Böllern, dann alle übrigen Boote mit den Teilnehmern in Reih und Glied. Nachdem das Signal durch einen Böllerschuß gegeben, setzte sich der ganze Zug in Bewegung, indem das Gaudeamus unter Beglei-

tung der Musik angestimmt wurde. Bald darauf, als wir gelandet waren, begannen sich auch die geladenen Gäste einzufinden, bestehend aus dem Rektor, sämtlichen Professoren, Lektoren, Universitätslehrern und Gerichtsbeamten, sowie den anwesenden Dörptschen Philistern. Bei der Ankunft eines jeden Gastes wurde er mit zwei, die beliebteren mit vier oder sechs Böllerschüssen und Tusch begrüßt. Ungefähr sechs Uhr abends wurde allen Butterbrot mit Fleisch oder Käse und Punsch, den Gästen auch Rheinwein vorgesetzt, von welch letzteren die Mehrzahl bald darauf in die Stadt zurückkehrte. Nur einige wenige Professoren und fast alle Philister blieben noch und machten den um acht Uhr beginnenden Kommers in Bischof (Getränk) mit. — Die Abschiedskommerse wurden gewöhnlich in einem passenden Burschenquartier gefeiert; an ihnen nahmen die nähern Bekannten nebst den angesehenen Burschen, auch einigen Philistern (als Gäste) teil. Die übrigen, gelegentlichen Kommerse wurden im Kreise von Bekannten veranstaltet, entweder in einem Quartier in der Stadt, oder in der Umgegend (Novum, Cambi, Lunia usw.). — Die Feier am 21. April* fand jedesmal im Parke zu Ratshof statt, zu deren Teilnahme alle Burschen berechtigt und wozu fast alle erschienen, indem ein jeder Teilnehmer eine Flasche Wein mitbrachte. Die ganze Zeit, gleich nach Mittag bis in die Nacht hinein, verbrachten wir mit Spazieren, Singen, ländlichen Spielen usw. — An dem Diner am Stiftungstage der akademischen Musse, im Saale derselben, durften nur die Mitglieder (Studenten, Professoren, Philister) sich beteiligen. Die Kosten des Fuchskommerses trugen nur die Brander und Füchse, zu denen durch die „Quetscher" von jedem derselben, je nach dessen Vermögensumständen, 5—25 Rubel B. beigetrieben wurden. — Die Kosten bei allen übrigen Kommersen wurden repartiert auf die Teilnehmer, auch mit Rücksicht auf das Vermögen eines jeden. Nur die ältesten Burschen und die Gäste waren frei von jeglicher Zahlung. — Eine allgemeine Burschenkasse existierte zu meiner Zeit gar nicht.

---

* Neben dem offiziellen Stiftungstag der Universität (12. Dezember) bestand eine traditionelle studentische Feier am 21. April zur Erinnerung an die Immatrikulation des ersten Dorpater Studenten.

Der Ausschluß aus der Gemeinschaft erfolgte wegen Nichtbeachtung der Bestimmungen des Komments oder auch wegen grober Verstöße gegen die Sittlichkeit und wegen eines offenkundigen, ärgerlichen Lebenswandels. Über jeden dessen Bezichtigten wurde Verruf ausgesprochen, derselbe gewissermaßen für vogelfrei erklärt und aller persönliche Umgang mit ihm abgebrochen. Wer diese Bestimmung nicht beachtete, verfiel in dieselbe Strafe.

Bis zu meinem dritten Semester gehörten fast alle Burschen zu den Mitgliedern der akademischen Musse, und dieselbe wurde am Abend recht stark besucht. Später, zumal nach der Katastrophe im Jahre 1821, zogen sich viele davon zurück. Außer acht „Direktoren" aus der Zahl der Mitglieder von Professoren und Philistern gab es noch acht Vorsteher von seiten der Burschenschaft, alle auf ein Jahr gewählt. Die letzteren mußten jeden Abend dort die Aufsicht haben, nämlich abwechselnd zu zweien je auf acht Tage, deren Namen auf Täfelchen im Lokale ausgehängt waren. Ihre Pflicht war es, für Ordnung und Ruhe zu sorgen, überhaupt alle notwendigen Anordnungen zu treffen, die zu haltenden Zeitungen und Zeitschriften, sowie alles Material zum geselligen Vergnügen anzuschaffen, alle Klagen der Mitglieder anzunehmen und entweder selbst oder nötigenfalls durch von ihnen berufene Konferenzen des Vorstandes zu schlichten, ferner die Meldung neuer Mitglieder entgegenzunehmen oder auf den Ausschluß von bisherigen, die gegen die Statuten der Musse pecciert hatten, anzutragen, worüber dann auf einer allgemeinen Versammlung der Mitglieder durch Ballotierung entschieden wurde usw.

Das hervorragendste Ereignis der Studentenwelt zu meiner Zeit war die Spaltung im Laufe des Jahres 1821. Diese machte sich also: Im Anfang des zweiten Semesters genannten Jahres wurde an einem Tage, dessen Datums ich mich nicht mehr erinnere, von seiten der Kurländer ein allgemeiner Konvent berufen. Auf dem versammelten Konvent stellten jene den Antrag: der Konvent solle seine Zustimmung geben zu ihrem Beschluß, aus der Allgemeinheit auszuscheiden und eine Landsmannschaft unter dem Namen „Curonia" zu bilden. Die Diskussion war sehr stürmisch, die starke Majorität widersetzte sich dem Antrage. End-

lich trennte sich die Versammlung mit dem Vorschlage, die Antragsteller sollten, nach Bedenkzeit von zwei Tagen, auf einem neuen Konvente ihre allendliche Entschließung verlautbaren. Auf dem zu diesem Zwecke versammelten neuen Konvente erschienen, außer einem Abgesandten der Kurländer, auch drei Deputierte von ungefähr der Hälfte der Estländer. Ersterer gab die Erklärung ab: „Wir alle Kurländer trennen uns von der Burschenschaft und bilden von jetzt an die Curonia." Sogleich rief einer der Versammelten (Sartori): „Ich bin auch Kurländer, aber gehöre nicht zu der Curonia!" Darauf ließen sich noch einige, allerdings nur wenige Stimmen aus der Versammlung hören: „Ich auch nicht!" — Die drei Deputierten der Estländer traten hierauf im Namen ihrer Absender mit der Erklärung auf: auch sie hätten den bündigen Beschluß gefaßt, sich von jetzt an zu einer „Estonia" zu konstituieren. Nachdem die beiderseitigen Abgesandten sich entfernt hatten, wurde von dem Konvente über die Ausgeschiedenen der Verruf ausgesprochen. Dieses nun eingetretene Verhältnis fühlte man, je länger desto mehr, als ein höchst peinliches, selbstverständlich zumal für uns Estländer, die wir in der Burschenschaft verblieben waren. Deshalb wurde, etwa vier Wochen darauf, von letzterer ein Konvent berufen, wozu einige Glieder der „Curonia" und der „Estonia" eingeladen wurden, denen wir den Vorschlag machten, wir wollten ihre Landsmannschaften anerkennen und ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen und uns eintreten lassen, nur unter der Bedingung, sie sollten versprechen, in dem Falle einer Paukerei der Ihrigen und Unsrigen ohne Farben vorzugehen. Die „Estonia" fügte sich dieser Bedingung, die „Curonia" dagegen nicht. Daher wurde gegen erstere der Verruf aufgehoben, die letzteren jedoch verblieben darin. Bald darauf schlossen sich fast alle Estländer der „Estonia" an, nur mein Bruder und ich nebst höchstens fünf bis sechs anderen hielten fest an der Burschenschaft. Diese Verbindung gewann nun eine mehr geordnete Gestaltung mit einem schriftlichen Statute. Wir teilten uns nach Wahl in „Rotten", — wenn ich nicht irre in sechs —, bei einer Mitgliederzahl von 35—40. In der Rotte standen ein Senior, ein Subsenior nebst einem engeren Rate von acht Mitgliedern an der Spitze. Der geregelte Gang jeder Verhandlung einer Kon-

ventssache wurde so eingehalten: Zuerst ging diese an die sämtlichen versammelten Senioren und Subsenioren. Wenn diese sie für geeignet oder notwendig erachteten, so wurde sie vom Senior oder in dessen Abwesenheit von dem Subsenior vor den engeren Rat gebracht und mit diesem beraten; dann auf einem Rottenkonvente besprochen und endlich dem allgemeinen Konvente zur Beschlußnahme und Entscheidung vorgelegt ...*

* Das landsmannschaftliche Prinzip hat bald den Sieg errungen; nach der „Estonia" konstituierten sich in den folgenden Jahren die „Livonia" und die „Fraternitas Rigensis".

Friedrich von Brackel

Karl von Holtei und das deutsche Theater in Riga

Im Herbst 1836 waren mehrere Kunst- und Theaterfreunde, zu denen mein Vater in erster Reihe gehörte, zu einem Komitee zusammengetreten, um nach Sicherung einer Jahressubvention einen deutschen Fachmann zur Gründung eines neuen Theaters, aber in dem alten, zu renovierenden Lokale im Hause der „Muße", in der Gr. Königstraße, zu gewinnen. — Das Komitee hatte sich schließlich im Januar 1837 für den bekannten Dichter, Dramaturgen, Schauspieler und weltberühmten Vorleser Karl von Holtei entschieden und diesen aufgefordert, behufs näherer Besprechung noch im Beginn des Jahres nach Riga zu kommen.

Holteis Familie stammte aus Kurland, wo noch gegenwärtig mehrere Repräsentanten dieses alten Adelsgeschlechts als wohlsituierte Gutsbesitzer leben. Sein Großvater, in Kurland geboren, hatte unter Friedrich dem Großen in der preußischen Armee mit Ruhm gedient, hatte eine Schlesierin von Adel geheiratet und war dann in Schlesien geblieben. Dessen Sohn war auch Militär geworden und diente in demselben Regimente mit dem nachherigen Führer und Helden des Befreiungskrieges von 1813/14, mit dem Mecklenburger Gebhard Lebrecht von Blücher. Dieser Holtei nahm in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seinen Abschied aus dem Militärdienst, heiratete ein schlesisches Adelsfräulein und lebte daselbst als Gutsbesitzer. Im Jahre 1796 wurde ihm ein Sohn geboren, unser Karl von Holtei. Leider verlor Holtei seinen Vater schon früh, und seine Erziehung ermangelte männlicher Leitung. Holtei, der Vorleser und Schauspieler, war bis zu seiner zeitweiligen Übersiedlung nach Riga hier nur dem Namen nach bekannt, der dramatische und lyrische Dichter Holtei

genoß aber schon seit Jahren in Riga großer Popularität. Seine Dramen „Lenore", „Der alte Feldherr" und „Die Wiener in Berlin" waren Lieblingsstücke der Rigenser, und seine Lieder wurden von alt und jung, von den Vornehmen wie Geringen gesungen, waren zu echten Volksliedern geworden, die selbst die deutschen Handwerker und die deutschen Straßenjungen Rigas mit Vorliebe anstimmten. Auch meine Brüder und ich sangen mehrstimmig die Lieder aus diesen Holteischen Singspielen. Das bekannte Duett aus „Der alte Feldherr" — „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka" — hatten mein jüngerer Bruder Wolfgang und ich unter der Leitung meines Vaters uns gut eingeübt, Wolfgang den Soldaten, ich den Feldherrn. Wir mußten dieses Duett in den bekannten Häusern vortragen und rührten oft die Herzen der Zuhörer, denn die herrschende Erbitterung gegen die Polen war jetzt tiefem Mitleid mit dem so traurigen Schicksal dieses bigotten, von den Russen schroff behandelten Volkes gewichen. Kam der General Joseph Hurko — ein Pole von Geburt, aber russischer General, der 1831 gegen die Polen gefochten und zum Lohn für seine Treue ein Majorat in Polen vom Kaiser geschenkt erhalten hatte und zum Gouverneur von Lublin ernannt worden war — zum Besuch der Verwandten seiner Frau, einer geborenen v. Medem (Großtochter der Baronin Fersen, geborene v. Vegesack, einer leiblichen Schwester meines Großvaters), nach Riga, so unterließ er es nie, bei Großmama oder Onkel Otto Vegesack, wenn die ganze Familie versammelt war, uns aufzufordern, ihm das genannte Duett vorzusingen. Er affektierte gar zu gern den im Grunde des Herzens patriotischen Polen und spielte mit Erfolg den Gerührten, so daß die Damen voll Mitleid mit ihm waren und sein hartes Schicksal bedauerten, das ihn vor die Alternative gestellt hatte, entweder seinem Kaiser oder seinem Volke untreu zu werden. Mein Vater aber ließ sich nicht täuschen durch den schlauen Polen, und als dieser, nachdem wir das Duett beendet, sich die Augen wischte, rief mein Vater, etwas unvorsichtig, aber sehr wahr, halblaut: „Heuchler! Schubbjack!"

Im Februar 1837 traf Holtei in Riga ein und machte einen Tag nach seiner Ankunft seine Antrittvisite bei meinen Eltern, wobei er zugleich einen Empfehlungsbrief von dem Justizrat Otto

Crelinger in Berlin, dem zweiten Manne der großen, erst in den sechziger Jahren verstorbenen Tragödin Auguste Crelinger, der mit meinem Vater von früher her befreundet war, überreichte. — Es bedurfte wahrlich keines Empfehlungsbriefes, denn dank seiner genialen, sympathisch-aristokratischen Persönlichkeit eroberte Holtei schon bei seinem ersten Besuche im Sturm die Herzen unsrer Eltern, wie die von uns Kindern. Er erschien im damaligen Visitenanzuge: schwarzem Frack, Weste und Beinkleid, dabei mit hoher, schwarz-atlassener Krawatte und Vatermördern, — ein Mann von über Mittelgröße, schlanken Wuchses, mit kleinen Füßen und schmalen, weißen Händen. Holtei war nicht, was man einen schönen Mann nennt, aber seine Züge waren edel: seine Stirn war hoch und gewölbt, seine Nase leicht gebogen, und der kleine Mund mit schmalen Lippen paßte harmonisch zum energischen Kinn. Und dieses Gesicht wurde belebt durch ein Paar Augen von wundervoller tiefblauer Farbe, die geistsprühend mit herzgewinnender Freundlichkeit blickten. Holteis Organ war voll, von herrlichem Klange, mächtig und doch zugleich weich und so modulationsfähig, daß er die vielen Personen der Shakespeareschen Dramen bloß durch Veränderung des Stimmklanges charakterisieren konnte. Er las fein psychologisch und dabei plastisch.

Er hatte meinem Vater versprochen, am Montag, 8. März, in unsrem Hause eine dramatische Vorlesung zu halten, wozu der zahlreiche Verwandten- und Bekanntenkreis meiner Eltern eingeladen wurde. Am Sonnabend vorher aber bat Holtei schriftlich, den Vorleseabend auf Dienstag, 9. März, zu verschieben, da er am Montag abend eine Vorlesung zum Besten des Frauenvereins im Schwarzhäupterhause abzuhalten genötigt worden sei. Diese Abänderung machte meinen Eltern Sorge, denn am Mittwoch war Bußtag, und es war die Frage, ob nicht einige der Eingeladenen, namentlich die drei Geistlichen: Stadtsuperintendent Thiel, Oberpastor Grave und Archidiakonus Dr. Poelchau, Anstoß daran nehmen würden, am Abend vor dem Bußtage an einer großen, sehr weltlichen Gesellschaft teilzunehmen. Aber diese Besorgnis meiner Eltern erwies sich als unnütz, denn die genannten drei Geistlichen, wie auch die andren, als sehr kirchlich-fromm bekannten Eingeladenen, erschienen alle am Dienstag abend gleich

nach sechs Uhr und blieben bis lange nach Mitternacht. Das große Speisezimmer, zum Auditorium erwählt, war bis auf die Stühle und einen zusammengeklappten Kartentisch ausgeräumt. Gegen 7½ Uhr erschien Holtei, begrüßte die anwesenden Damen, wurde mit den Herren bekanntgemacht und trank Tee mit Rum im Schreibzimmer meines Vaters, umgeben von einem dichtgescharten Kreise der eingeladenen Herren, mit denen er lebhaft und heiter plauderte. Es war 8½ Uhr geworden, als Holtei seine Vorlesung begann, die er nach dem Abendessen fortsetzen und beenden wollte. Vor dem Souper las er den zweiten und dritten Aufzug aus „Julius Cäsar" von Shakespeare, und schon nach der ersten Szene war es allen Zuhörern klar, so Vollendetes noch nie gehört zu haben. Cäsar, Brutus, Cassius, Mark Anton und die edle Portia las er mit verschiedenem und doch immer edlem Stimmklange, ja selbst die einzelnen Bürger waren als besondere Individualitäten zu erkennen. Aber im Vortrage der Rede des Antonius übertraf er sich selbst. Es wurde den Zuhörern begreiflich, daß dieser Mark Anton durch seine Rede die Bürger Roms nicht allein zur hellen Begeisterung für den gemordeten Cäsar, sondern auch zu flammender Wut gegen seine Mörder bringen konnte.

Die erste Hälfte der Vorlesung war beendet, es war beinahe ½11 Uhr geworden. Um 11 Uhr begann das Souper, zu dem ein langer und zwei runde Tische gedeckt waren. An einem der runden Tische hatten Platz genommen: Holtei, mein Vater, Herr von Schwebs, Archidiakonus Dr. Poelchau, der nachherige Ratsherr Petersen und Fräulein Klementine Kurtzwig. Dieser Tisch stand vor dem Fenster, an dessen Fensterbrett für uns drei älteste Kinder das Abendessen serviert wurde; so konnten wir die Unterhaltung der Holteischen Tafelrunde gut hören. Holtei erzählte von Goethe, in dessen Hause er, als Freund des einzigen Sohnes, des unglücklichen August v. Goethe, in den zwanziger Jahren häufig als gern gesehener Gast geweilt hatte. Dann sprach er von Ludwig Tieck und besonders eingehend von seinem Aufenthalte in Paris und seinem intimen Verhältnis zu Beranger. An den andren Tischen stockte die Unterhaltung, denn alles lauschte den Erzählungen Holteis.

Das Souper dauerte bis nach Mitternacht. Wieder zogen sich Damen und Herren in die anstoßenden Zimmer zurück, das Speise-

zimmer wurde in dieselbe Ordnung wie bei der ersten Vorlesung gebracht. Der Bußtag hatte schon begonnen: Oberpastor Grave und Pastor Poelchau ignorierten das klugerweise, nicht so der Stadtsuperintendent Thiel; dieser wandte sich an meinen Vater: „Lieber Freund, meine Uhr ist stehengeblieben und zeigt 8 Uhr. Morgen ist Bußtag; ist es noch lange bis Mitternacht?“ — „Bester Freund,“ erwiderte mein Vater — mit vollem Recht, denn es war schon nahe an ½1 Uhr — „bis Mitternacht ist noch sehr lange, lange Zeit“ — und Thiel nahm beruhigt seinen Platz wieder ein. Die Vorlesung begann nun mit der ersten Szene der Rüpel aus Shakespeares „Sommernachtstraum“, zum Schluß las er die letzte Rüpelszene, die Aufführung von „Pyramus und Thisbe“. Er las mit hinreißender Komik, so daß das Lachen der Zuhörer fast störend wurde. Als er den Löwen brüllen ließ, hörte man hinter den Schränken her, die die Entree abgrenzten, ein dumpfes: Ho, ho, ho! — die Diener, die ihre Herrschaften abholten, waren die verschämten Lacher. Um 2 Uhr nach Mitternacht ging die Gesellschaft auseinander.

Am 13. September 1837 wurden die Vorstellungen unter Holteis Direktion im alten, in ein Theater umgewandelten Hause der „Muße“ eröffnet. Das kellertiefe Stehparkett, ungefähr fünf Faden lang und zwei Faden breit, war zur Bühne hin durch eine Bretterbalustrade vom Orchesterraume getrennt, der unmittelbar vor der Bühne, aber wohl vier Fuß tiefer als diese sich befand; von der andern Längsseite war es von den amphitheatralisch ansteigenden numerierten Bänken der „Sperrsitze“, zu deren erster Reihe drei Stufen in je zwei kleinen Balustradentüren führten, geschieden. Hinter den Sperrsitzbänken — die Lehnen hatten und in deren Mitte Aufklappsitze behufs Durchlaß zu den hinteren Sitzreihen waren — begannen die unnumerierten, lehnenlosen Parterrebänke. — Rechts und links von der Bühne, zwischen ihr und dem Orchesterraume, befanden sich je eine „Prosceniumsloge“, die eine als Direktorialloge benutzt, die andre an Abonnenten aus dem Publikum vergeben. Rechts von der Bühne, vom Orchesterraum und dem Parterre durch feste Holzbalustraden abgeteilt, zogen sich die „Parterrelogen“ hin, deren Zugang durch das Parterre und einen hinter den Logen befindlichen Korridor war. Die

von der Bühne links gelegenen Parterrelogen, deren Eingänge im Außenkorridore waren, wurden ebenfalls durch feste Baluſtraden von dem Parterre getrennt. Sämtliche Parterrelogen hatten numerierte Sitzplätze. Über den Logen, Steh- und Sitzräumen des unterſten Teiles des Zuſchauerraumes, mit Ausnahme des Stehparketts und des Sperrſitzraumes, ſowie dem der fünf erſten Parterrebankreihen, zog ſich im Halbkreis der von Säulen getragene I. Rang hin, zu deſſen Logen, rechts und links, nach innen offene Gänge führten, die durch Türen abgeſchloſſen waren. Links wie rechts von der Bühne waren je eine Proſzeniumsloge; die linke war die Loge des Gouverneurs, die rechte die des Kommandanten. Neben dieſer letzteren befand ſich die mit Lehnſtühlen verſehene ſehr geräumige Generalgouverneursloge. Über dem Rang war die ebenfalls von Säulen getragene Galerie mit zwei Proſzeniumslogen, die dem Theaterperſonal zur Verfügung geſtellt waren.

Das Theater wurde erleuchtet: auf der Bühne und auf dem Proſzenium durch verſchiebbare „argentiniſche“ Öllampen mit Zylindern, ebenſo das Orcheſter, im Zuſchauerraume mit Kerzen, die von zweiarmigen Wandleuchtern, an den Baluſtraden und Logenrückwänden befeſtigt, getragen wurden. In den erſten Jahren wurden Wachskerzen gebrannt, ſpäter Stearin und Palmlichte. Gewöhnlich brannte ein Licht in jedem Leuchter; bei feſtlich beleuchtetem Hauſe aber flammten je zwei Kerzen in jeder Lampette. — Die Preiſe für die Plätze waren nicht hoch, denn ein Rangbillett koſtete 1 Rubel S., ein Stehparkett-, Sperrſitz- und ein Parterrelogenbillett je 75 Kop. S. Die unnumerierten Plätze des Parterres und der Galerie kamen auf 50 und 30 Kop. S. zu ſtehen.

Das kleine Theater, es konnte kaum 600 Perſonen faſſen, ſah, als es ganz neu war, ſehr ſchmuck aus und gefiel den Rigenſern ſehr. Sie waren ſtolz auf ihren Muſentempel.

Die Holteiſche Familie machte noch vor der Theatereröffnung ihre Antrittsviſite in unſrem Hauſe. Frau Julie v. Holtei, geborene Holzbecher, die zweite Frau Holteis, war eine Berlinerin, Tochter eines Kaufmanns daſelbſt und ſpezielle Schülerin des berühmten Theologen und Philoſophen Schleiermacher. Sie war eine ſehr

hübsche Frau, von Mittelgröße, und besaß die feinsten Manieren. Eine hervorragende Künstlerin, war sie doch in der Gesellschaft nur die feine Dame, frei von jeder Spur des Komödiantentums. Geistreich und lebhaft im Gespräch, in dem sie die weitesten Kenntnisse in der schönen Literatur aller Kulturvölker in anspruchsloser Weise offenbarte, ward sie von den Männern gesucht und bewundert, von den geistreichen, für Literatur und Kunst schwärmenden Damen geradezu vergöttert. Aber auch die dem praktischen Wirtschaftsleben zugewandten älteren und jüngeren Frauen unsres Kreises wußte sie zu fesseln, denn eingehend und mit dem größten Ernste verhandelte sie mit diesen über Fleisch-, Fisch-, Butter- und Eierpreise und erwies sich dabei als eine Hausfrau und Kochkünstlerin ersten Ranges, so daß meine würdige, wirtschaftliche Großmutter v. Vegesack meiner Mutter befriedigt und aufrichtig nach einer längeren Unterhaltung mit Frau v. Holtei sagte: „Friederike, die Holteien ist wirklich eine scharmante Frau, die große wirtschaftliche Kenntnisse hat. Sie hat mir das Rezept zu einer Art Rindfleischpastete mitgeteilt und will mir dasselbe aufschreiben, die liebenswürdige Frau!“ — Sie erwarb sich durch ihre ausgezeichnete Darstellungskunst, durch ihr liebenswürdiges, wahrhaftes Wesen die dauernde Zuneigung und Achtung der Rigenser, wie sich das bei ihrem leider frühen Tode in herzlicher Weise und in seltener Stärke zeigte.

Die Tochter, Marie, ein Jahr älter als meine Schwester — ein Kind aus der ersten Ehe Holteis mit der gefeierten Schauspielerin Luise Roger, einer Pflegetochter der Gräfin Herberstein zu Grafenort in Schlesien —, war bildhübsch, aber von kleinem Wuchse. Mutter und Tochter befreundeten sich rasch mit meiner Mutter und Schwester, wurden von uns Knaben sehr geliebt und von meinem Vater hochgeschätzt.

Die Holteische Zeit war die Epoche der höchsten Blüte unseres Theaters, denn Schauspielerinnen wie Frau v. Holtei, Frau von Stein, Fräulein Weißbach und Frau Göcking, Sängerinnen wie die Pollert und Hoffmann hat Riga, bis die Puls, die Suhrland und die Eichberger unsre Bühne zierten, nicht wieder gesehen. Auch die Schauspieler waren bedeutend, namentlich Bosard, Stölzel, Wohlbrück und v. Lehmann; besonders hervorragend als

Sänger war der erste Bassist Günther, der auch als Schauspieler Tüchtiges leistete, der lyrische Tenor Jansen hatte eine hübsche umfangreiche Stimme — er sang als „Postillon von Longjumeau" das hohe C —, aber sein Organ ermangelte der Kraft. Der Heldentenor Hoffmann, Holteis Nachfolger als Theaterdirektor, war ein gut geschulter Sänger und vortrefflicher Darsteller, von schöner, männlich kräftiger Gestalt, mit Gesichtszügen eines hübschen Südländers —, aber nur die tiefen und Mitteltöne seiner starken Stimme waren ansprechend, in der Höhe klang der Brustton rauh, er gebrauchte daher vom hohen G an das Falsett. — Der Baritonist Herr Wrede hatte ein wohllautendes, überaus kräftiges Organ, war aber hölzern als Darsteller und unsicher als Sänger, und da er Gewohnheitstrinker war, blieb er nur ein paar Jahre in Riga. Die höheren Baritonpartien, die zugleich nur von guten Darstellern gesungen werden mußten, wie „Zampa", „Don Juan", „Bois Guilbert" und „Lord Ruthven", in den Marschnerschen Opern „Templer und Jüdin" und „Der Vampir", sang daher der Heldentenor Hoffmann, und zwar mit berechtigtem Erfolge.

Die Holteis und unsre Familie wurden schnell innig befreundet. In jeder Woche kamen sie zusammen, um bei Tee und einfachem Abendessen gemütliche Stunden gemeinsam zu verleben. Oft waren auch die genannten Theatermitglieder, die in unser Haus eingeführt waren, sowie sonstige Verwandte und Bekannte meiner Eltern mit den Holteis zum Tee und Souper bei uns, dann las Holtei gewöhnlich komische Sachen vor, unnachahmlich die neuen Glasbrennerschen Szenen aus dem Berliner Volksleben, „Nante Strumpf" und die „Menagerie".

Solch ein Gesellschaftsabend war auch am 10. Dezember, dem Geburtstage meiner Mutter, die 37 Jahre alt wurde. Diesmal las er nicht vor, sang aber am Klavier, das er selbst spielte, komische Lieder in schlesischer Mundart und dann auch französische Chansons von Beranger, mit Grazie wie ein geborener Franzose. Beim Abendessen tranken Holtei und Vater Brüderschaft, die sie durchs Leben treu gehalten haben. — Kurz vor dem Weggehen fragte Holtei meinen 9 Jahre alten Bruder Wolfgang, ob er schon oft das Theater besucht habe? „Nein, Herr v. Holtei, denn das ist für Papa zu teuer!" replizierte jener. Am Morgen erhielt mein

Vater einen Zettel von Holtei folgenden Inhalts: „Verehrter Freund! Wie die Sachen jetzt stehen, halte ich mich für verpflichtet, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß es mir sehr erfreulich sein wird, wenn Deine Herren Jungen mit Deiner Erlaubnis das Theater besuchen wollen. Sie dürfen sich in solchen Fällen den Zettel nur bei mir abholen, und da heute ein Pferd vorkommt, so bin ich so frei, auf heute einzuladen. Dein Holtei."

Dieser Zettel erregte bei uns „Herren Jungen" die größte Freude. Wir gingen den Abend ins Theater, das Stück mit dem Pferde war „Rochus Pumpernickel". — Mein ältester Bruder holte den Zettel von Holtei ab. Der Zettel lautete: „Herrn Kassierer Salzmann. Vier Parterrebilletts für vier halbe Herren von Brackel." — Das Theater begann um sechs Uhr, die Kasse wurde um 5 Uhr geöffnet; $5^3/_4$ Uhr standen wir erwartungsvoll an der Kasse. Der Theaterdiener und Billeteur, Palm, ein sehr kleiner und höchst beleibter Mann, war ein alter Bekannter von uns Knaben. Er war ein leidenschaftlicher Jäger und guter Schütze, und von dem Tafeldecker meiner Großmutter, Christoph Reichardt, dessen Freund Palm war, protegiert, hatte er von Großmama die Erlaubnis erhalten, in Kleistenhof die niedere Jagd auszuüben. Von Petri-Pauli an war er fast jeden Sonntag jagend im Kleistenhofschen Gebiete, lieferte alles geschossene Wild ehrlich in die Küche ab, wurde in der Leutestube am Abend bewirtet und erhielt von der guten Großmama dann jedesmal ein anständiges Douceur „zu Pulver und Schrot", wie die wohlwollende Gutsherrin sagte. Palm nahm sich unser im Theater an. Als er uns an der Theaterkasse wartend stehen sah, sprach er uns an: „Jungherrn wollen wohl ins Theater?" „Ja, Herr Palm," antwortete mein Bruder Woldemar, „Herr v. Holtei hat uns eingeladen und uns einen Zettel auf vier Parterrebillette gegeben." „Ach so!" rief Palm, „Jungherren, ich werde Sie gute Plätze schaffen, auf erste Bank." Er hielt sein Versprechen, trotz des großen Zudrangs des zum größten Teil aus Handwerkerfamilien bestehenden Parterrepublikums. Wir nahmen glücklich und stolz Platz auf der ersten Parterrebank, links von der Bühne.

Das Theater war noch so dunkel, daß man den Theaterzettel nicht lesen konnte, was wir auch nicht brauchten, denn wir kannten

ihn auswendig. Galerie und Parterre waren schon um ½6 Uhr ganz angefüllt, denn „Rochus Pumpernickel“ war eine Lieblingsposse. Um ½6 Uhr wurde es heller im Zuschauerraume, die Lampettenkerzen wurden angezündet, Sperrsitze, Parkettlogen und Stehparkett begannen sich zu füllen, der Rang blieb ziemlich leer, die alte Frau v. Bulmerincq, die man die Siebzehn-Bulmerincq nannte, weil sie schon seit vielen Jahren immer einen bestimmten Platz in der Rangloge Nummer 17 Abend für Abend einnahm, erschien aber doch, wie immer den Hut auf dem Kopf. Die Toiletten der Damen waren durchweg Hausanzüge, die verheirateten Frauen trugen alle große Hauben mit Tüllstrichen und langen, breiten, bunten Seidenbändern. Bald nachdem sie die Plätze eingenommen, zogen sie ihre Handschuhe aus und begannen — zu stricken, denn das Strickzeug galt in jener Zeit als das Wahrzeichen einer ordentlichen, wirtschaftlichen Rigaschen Hausfrau. Der Strickstrumpf war der unzertrennliche Begleiter der verheirateten Frauen Rigas und mußte es wohl sein, denn gewebte Strümpfe und Socken wurden im Inlande nicht fabriziert, kamen wohl aus England, Frankreich und Deutschland, waren aber sehr teuer, die Rigaer Frauen mußten daher sich und ihre Kinder, wie auch den Eheherrn selbst „bestricken“. Von Bällen und Galadiners war das Strickzeug allerdings verbannt, aber auf Kaffee- und Teegesellschaften, auf Promenaden und in Konzerten strickten die braven und fleißigen Ehefrauen mit anerkennenswertem Eifer.

Zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung kamen die Orchestermitglieder und stimmten ihre Instrumente. Der damalige Kapellmeister, der später weltberühmt gewordene Richard Wagner, dirigierte die Posse nicht, das tat der Konzertmeister, aber er wohnte doch der Vorstellung bei, in der Direktorial-Prosceniumsloge sitzend. „Rochus Pumpernickel“ ist eine gute, harmlose, urkomische und darum amüsante Posse. Die Titelrolle gab der Bassist Günther ganz vortrefflich; sein auf die Bühne kommendes Pferd betrug sich auch manierlich. Die sonstigen Hauptrollen waren mit den besten Kräften besetzt: Frau v. Holtei, Frau Göcking, Herr v. Lehmann und Herr Wohlbrück.

In den Zwischenakten war unter den Zuschauerinnen lebhafte Unterhaltung, nicht nur von Platz zu Platz, sondern auch höchst

ungeniert von Loge zu Loge. Die Herren waren während der Zwischenakte gewöhnlich in der Theaterkonditorei, die sich im Hofe der „Muße" befand, zu dem eine Tür aus dem äußeren Korridor führte. Dort saßen denn die Kritiker bei Punsch oder Wein — Bier wurde damals in der Konditorei nicht verschenkt — plaudernd und rauchend; im Theater und seinen Korridoren war das Rauchen streng untersagt. Der Konditor verabfolgte auch Limonade, Schokolade und Gefrorenes, und häufig schickten die Herren ihren Frauen, Töchtern und bekannten Damen durch Kellner von diesen Erquickungen. Eines Abends in diesem Winter besuchteauch Pastor E. mit Frau und Tochter das Theater. Pastor E. und seine Familie waren in Kurland zu Hause. Der Pastor ging ins Stehparkett, seine beiden Damen hatten Plätze in der vordersten Reihe einer Rangloge. Der Pastor ging mit einem Bekannten während des Zwischenaktes in die Konditorei, trank dort Limonade und gab einem Kellner den Auftrag, zwei Gläser Limonade zweien Damen in der und der Rangloge zu servieren; beide Gläser Limonade bezahlte er sofort. Der Kellner erfüllte bald darauf diesen Auftrag, indem er schweigend der Pastorin und ihrer Tochter die Limonade präsentierte. Die Pastorin wies ihn und die Limonade zurück — da erscholl aus dem Stehparkett Pastor E.s Stimme: „Malchen, Minchen, nähmt nur! Schmeckt sähr angenähm und ist auch schon bezahlt!" Große Heiterkeit im ganzen Theater. Dieser Spruch des Gotteswortes vom Lande wurde in Riga sprichwörtlich und ist noch jetzt im Gebrauch. Ungeniert ging es im Publikum zu, aber nie indezent. „Griseldis" von Fr. Halm wurde zum erstenmal gegeben. Fräulein Weißbach gab die Titelrolle, und zwar sehr gut und rührend, Bozard den Parzival heldisch-herrisch und mit dem richtigen Pathos. Die Rührung war groß und im letzten Akte waren alle Schnupftücher in Bewegung. Auf der ersten Bank des Parterre saß eine behäbig aussehende Bürgersfrau und strickte an einem wollenen Unterrock, den sie über ihre Taille gezogen hatte. Sie strickte eifrig, schob die Maschen immer zu rechter Zeit auf der Kreisnadel weiter, aber sie hatte auch ein fühlendes Herz, und beim Jammer der treuen Griseldis zerfloß sie in Tränen. Zum Schnupftuch konnte sie nicht kommen, denn der Strickrock hing weit über die Kleidtasche herab — da hob sie

den Strickrock auf, weinte in denselben hinein und wischte sich mit ihm die Tränen. Viele noch lebende Personen, zu denen eben auch ich gehöre, erinnern sich dieses Triumphes der Strickmanie der braven Rigenserinnen.

In diesem Winter begannen auch die Zusammenkünfte von sieben Freunden, die von gleicher Begeisterung für Literatur und Kunst beseelt waren, und die sich abwechselnd bei Holtei, bei meinem Vater, dann auch bei Herrn v. Schwebs versammelten. Außer diesen drei Genannten gehörten noch zu diesem Kreise Baron Hamilkar Foelkersahm, Baron Goswin Budberg und zwei Kurländer, Baron Emil Ropp, damals Doblenscher Hauptmann, und Baron Wilhelm Ascheberg, Kassierer des kurländischen Kreditvereins. Die Zusammenkünfte waren zweimal in jedem Monat, und die beiden letztgenannten Herren kamen mit der Diligence aus Mitau, blieben die Nacht in Riga und kehrten erst den andern Tag nach Mitau zurück. Sämtliche Dramen Shakespeares wurden von den Herren nacheinander gelesen; die Vorleser waren Holtei und mein Vater. Bei dem einfachen Souper wurden die Stücke eingehend besprochen, und hierbei glänzte Baron Hamilkar Foelkersahm durch großen Scharfsinn und bewunderungswürdige Dialektik; Holtei und mein Vater waren die besten Kenner der Entstehungsgeschichte der einzelnen Dramen. — Diesem Kreise las auch Holtei zuerst sein geniales, aber etwas obszönes, später anonym gedrucktes dramatisches Gedicht „Don Juan" vor.

Weil mein Bruder Wolfgang eine schwere Krankheit durchgemacht hatte und Rekonvaleszent war, zogen wir schon Ende April ins Grüne — wie die Rigenser sagten — und blieben auf einem Höfchen, gleich am Anfang des zweiten Weidendammes, bis in die letzten Wochen des Augusts hinein. Viel waren mein Bruder Woldemar und ich im Mai und im Juni bis Johannis im Hause der uns verwandten Familie des Barons Schoultz-Ascheraden, des Majoratsherrn von Ascheraden. Die Schoultz bewohnten das in der Euphoniestraße — jetzt Nikolaistraße — belegene erste Haus der Euphoniegesellschaft. Hinter dem Hause lag der große Hof, der sich bis zur Weide hinzog, und in welchem mehrere Apfelbäume mit weiten schattenspendenden Kronen wuchsen. Woldemar und ich waren mit dem zweiten Sohne des Barons

Schoultz, Robert, einem liebenswürdigen, begabten und sehr musikalischen Knaben, der schon damals das Violoncell vortrefflich spielte, eng befreundet. Er war unser Schulkamerad und gleich uns ein schwärmerischer Theaterfreund. Diese Schwärmerei brachte uns — Robert Schoultz, seine Schwester Elise, Woldemar und mich — dazu, die im Theater gesehenen Dramen nachzuspielen; wir spielten aber immer nur die letzten Akte, und vorzugsweise die der Trauerspiele, in denen der Held und einige Nebenpersonen umkommen. Unsre Bühne war der ebene Rasenplatz unter dem größten dem Hause nahe stehenden Apfelbaum. Mit Hilfe von Marie Schoultz staffierten wir uns schön heraus. So spielte ich den Wallenstein in einer hermelinverbrämten Kazawaika der Baronin, Elise Schoultz die Thekla in einem Schleppkleide und mit Blumen und Federn im Haar, Robert Schoultz und Woldemar, die die Mörder Macdonald und Deveroux gaben, hatten rote Schärpen über ihre Jacken gebunden und auf ihren Köpfen breitrandige Filzhüte mit Federn, an den Hüften gewaltige Schwerter aus Holz und in den Händen Speere, im Zivil „Bohnenstangen" heißend.

Elise Schoultz gab Thekla rührend, ich den Wallenstein würdig, aber Robert und Woldemar machten den tiefsten Eindruck auf unser Publikum, das aus den zahlreichen Dienstleuten des Hauses bestand. Beide Tragöden hatten Schiller verbessert und Macdonald und Deveroux zu Hauptrollen umgeschaffen. Mit kannibalischer Lust mordeten sie nicht nur den Wallenstein, sondern auch Thekla und schlachteten auch den Seni ab, den mein Bruder Wolfgang darstellte — denn er schwieg konsequent bis zum Tode. Auch aus „Hamlet" führten wir zwei Szenen auf, und wieder verstanden es die Darsteller des Hamlet — Robert Schoultz — und des Laertes — mein Bruder Woldemar — diese Auftritte noch grausiger und erschütternder zu gestalten. Hamlet ist bei der Königin — Elise Schoultz; Polonius, mein Bruder Wolfgang, ist hinter der Tapete — dem Apfelbaum — versteckt. Hamlet und Gertrud erzählen im Wechselgespräche den Inhalt des ganzen Dramas. Bei Ophelias Namen räuspert sich der sonst stets lautlose Polonius. „Eine Ratte!" schreit wütend Hamlet, ersticht Polonius hinter dem Apfelbaum und schleift ihn über den Rasen bis zu den

Füßen der Königin; diese fällt in Ohnmacht. Die Schlußszene: der König Claudius, meine Wenigkeit, und Gertrud thronen neben einander auf einer Bank. Hamlet und Laertes fechten miteinander, Hamlet wird verwundet. Die Kämpfer wechseln die Waffen. Laertes fällt verwundet und sagt sterbend dem Prinzen, er sei durch Tücke des Claudius dem Tode verfallen, da das Rappier vergiftet sei. Hamlet ersticht den König, der sterbende Laertes springt auf und ermordet die Königin, fällt zu Boden und stirbt. Der sterbende Hamlet hält eine pathetische Rede. Unser offizielles Publikum, die Köchin, die Jungfer und das Stubenmädchen, der Diener und der Kutscher, waren von unsrer Kunst tief erschüttert — sie weinten; unsre offiziösen Zuschauer, die am offenen Fenster sitzenden Damen, Mutter und Tochter Schoultz, krümmten sich vor Lachen. Ihnen war burlesk, was den Leuten tragisch war; auf der Bühne des Lebens geht es oft so.

Im Dezember betrat Frau v. Holtei zum letzten Male die Bühne, deren Zierde sie war, in der Rolle der Porzia in Shakespeares „Kaufmann von Venedig", denn ihre nahe Entbindung verbot das weitere Erscheinen auf der Bühne. Am Weihnachtstage kam sie mit Zwillingen nieder, die beide gleich nach der Geburt starben; aber auch die liebliche Mutter erlag, nach qualvollem Leiden, dem Wochenfieber. — Meine Eltern waren diese ganze Zeit hindurch im Holteischen Hause; meine Mutter half bei der Pflege der Wöchnerin, mein Vater tröstete den tief trauernden Gatten und Vater mit herzlichem Zuspruch und besorgte für ihn die dringendsten, keinen Aufschub duldenden Theatergeschäfte. Die Beerdigung von Frau v. Holtei, von der St. Jakobikirche aus, ward von der ganzen Stadt, vom Generalgouverneur an bis zu den Ältesten der kleinen Gilde, besucht. Vor der Leichenrede, die Oberpastor Grave hielt, wurde vom Opernpersonal des Theaters auf dem Orgelchor das herrliche Requiem gesungen. Der eigentlichen Beerdigung, der Grablegung auf dem St. Jakobikirchhofe, haben meine Brüder und ich nicht beigewohnt, nur meine Eltern und meine Schwester begleiteten die sterbliche Hülle der liebenswürdigen, unersetzlichen Künstlerin zur letzten Ruhestätte hinaus.

Holtei blieb nur noch einige Wochen in Riga, um alle Geschäfte abzuwickeln und die Theaterdirektion dem ersten Tenoristen,

Herrn Johann Hoffmann, zu übergeben. Ein paar Tage vor seiner Abreise nach Deutschland nahm er Abschied von dem Publikum Rigas und von der Rigaer Bühne in der Rolle des Dichter Heinrich, in dem von ihm gedichteten Drama „Lorbeerbaum und Bettelstab". — Unsre ganze Familie wohnte dieser Abschiedsvorstellung bei. Holtei gab den Heinrich wundervoll und ergreifend; das Publikum zerfloß in Tränen. Einen Abend vor dem Tage seiner Abreise hatten ihm zu Ehren die große Zahl seiner Freunde und Verehrer, zu denen auch der nachherige Ratsherr W. Petersen gehörte, im Sommergarten auf dem ersten Weidendamm, in der berühmten Restauration von Krimberg, ein solennes Abschiedsbankett arrangiert. Marie Holtei blieb noch ein Jahr in Riga, freundlich aufgenommen von der Familie des trefflichen Oberpastors Grave. Nach Graves 1840 erfolgtem Tode brachte mein Vater Marie Holtei bis nach Tauroggen, wohin Holtei aus Schlesien entgegengekommen war. In Tauroggen, im Jahre 1840, sind die Freunde zum letztenmal zusammengewesen.

Katharina Mayer, geb. Eggers

Das Haus meines Großvaters und meiner Eltern

Kindheitserinnerungen

In der Stimmung, aus der die tiefſt empfundenen Dichterworte floſſen: „Was ich beſitze, ſeh ich wie im Weiten, Und was verſchwand, ward mir zu Wirklichkeiten“, gehe ich an die Aufzeichnung des Selbſterlebten, Selbſtgeſchauten für die folgende Generation.

Mein Großvater mütterlicherſeits, Paſtor Guſtav Haller, wurde als mittelloſe Waiſe bei Verwandten auf dem Paſtorate Keinis auf Dagden erzogen. Seine theologiſchen Studien abſolvierte er zur Zeit, da Kant dort lehrte, in Königsberg. Heimgekehrt erhielt er die Pfarre Hanehl und vermählte ſich mit Doris Heinrichſen. Das Predigtamt ſtand ihm jedoch nicht an, und ſo wandte er ſich mit ſeiner Familie — Frau und drei jugendlichen Kindern — nach Moskau, um dort eine Erziehungsanſtalt anzulegen. Er ſicherte ſich die Konnexion einiger angeſehener Mitglieder der Ariſtokratie, und das Unternehmen ſchlug glänzend ein. Da kam das Jahr 1812. Durch ſeine einflußreichen Gönner gelang es dem Großvater, im Kreml Schutz zu finden. In einem Keller des Palaſtes inſtallierte ſich die Familie. So war ſie geſichert gegen die Schrecken der feindlichen Invaſion und des Brandes und verließ dieſe Zufluchtsſtätte erſt im Dezember, nach Abzug der Franzoſen. Als ſich die Ruhe in Moskau hergeſtellt hatte, ward auch das pädagogiſche Unternehmen wieder in Gang gebracht und florierte, bis der Gewinn dem Großvater genügend ſchien, um ſich in der Heimat zur Ruhe zu ſetzen. Im Jahre 1821 ward der jüngſte Sohn Hugo geboren, — er pflegte ſpäter ſcherzend zu ſagen, zwei ſo große Geiſter wie Napoleon und er hätten nicht

gleichzeitig den Erdball bewohnen können, der eine habe dem andern weichen müssen* —, und 1822 setzte sich die Familienkarawane auf primitivsten Landstraßen nach der Heimat zu in Bewegung. Der Ertrag seiner Tätigkeit sicherte dem Großvater eine bequeme Existenz in Reval.

Das Bild eines gesitteten, nach vielen Richtungen kultivierten, einigen, man könnte sagen vorbildlichen Familienlebens ersteht in meinen Kindheitserinnerungen, in denen der Großvater und Tante Adeline, die wir kurzweg „Tante" nannten, weil sie unsere einzige Verwandte dieses Grades war, vorwalten. Der Großvater war über Mittelgröße und trug sich gerade. Das bartlose Gesicht war gebräunt, das spärliche Haupthaar silberweiß. Seine Kleidung war ein langer, bequemer, dunkelfarbiger Hausrock. Seine Erscheinung, wie sie sich mir tief eingeprägt hat, ward mir der Typ des edlen Greises, der in herrlicher Geistesklarheit ein ruhiges, beschauliches Alter genießt, jeder Ansprache genügend, von jung und alt verehrt und geliebt.

Meine Erinnerungen knüpfen sich an zwei Lokalitäten: an die großelterliche Wohnung in der Stadt und an Charlottental**. Die städtische Wohnung in der Langstraße bestand aus vier geräumigen, durch ein großes, kaltes, durch Oberlicht mäßig erhelltes Vorhaus, an dem auch die Küche lag, voneinander getrennten Zimmern. Rechts war das Reich des Großvaters. Da saß der treue Greis immer im vollen Sonnenschein im mächtigen Sorgenstuhl, an dessen linker Seite ein Klapptischchen angebracht war, auf dem ein niedriger Leuchter mit brennender Kerze stand; sie diente dazu, die kurze, weiße Tonpfeife in Brand zu erhalten. Er war trotz seiner vorgerückten Jahre und eines Augenleidens, das er mit Kamillenkompressen linderte, beständig mit Lesen beschäftigt, wenn er sich nicht unterhielt. Und nie sah ich den großen behaglichen Raum ohne Sonne, die freien Zutritt hatte. In jenen an-

* Hugo Haller ist tatsächlich später eine sehr bedeutende Persönlichkeit geworden, hat aber durch Geist und Bildung nur auf einen engen Kreis stark eingewirkt, während er im öffentlichen Leben eine bescheidene Stellung einnahm.

** Sommersitz des Vaters der Verfasserin, Georg Arnold Eggers, mit anschließenden Fabrikanlagen.

spruchslosen Tagen waren Vorhänge ein Luxus für das sogenannte Visitenzimmer. Ohne Scheu trat ich zur Begrüßung heran; nach einem freundlichen Austausch durfte ich in die Kammer springen, wo sich unter dem Stehpult ein kleiner Stall mit Meerschweinchen befand, die für mich interessanter waren als irgend etwas auf der Welt. Nun passierte mir, daß, ohne es zu wollen, ja, nachdem sich die aufregende Szene einmal abgespielt, mit dem besten Willen, sie zu vermeiden, sobald ich an das Gitter trat, das Türchen aufsprang und die kleinen Kreaturen entwischten. Das gab dann eine verzweifelte Jagd, bis sie wieder eingefangen waren. Ich kann mich nicht erinnern, gescholten worden zu sein; doch nicht die heftigsten Schelte hätten die Beschämung, die ich empfand, steigern können. Die Meerschweinchen waren als ein Mittel gegen Gicht empfohlen, die den Großvater plagte. Im sonnigen Fenster hing das Heckbauer, das im Frühling mit gespannter Erwartung beobachtet wurde. Eines Resultats kann ich mich nicht erinnern. Desto lebhafter des schmetternden Gesanges des Kanarienvogels, dem es wohl war bei der sorgsamen Pflege, und noch jetzt zaubern mich die hellen Töne, wo ich sie höre, in jenes traute Milieu zurück. In der Kammer schlief der Großvater; auch die Mahlzeiten, wenn die Hausgenossen allein waren, wurden in dem langen, schmalen, heitern Raume eingenommen. Und jene Mahlzeiten erst! In frühen Kinderjahren war ich während eines ganzen Tages in der Woche ein verwöhnter Gast in dem geliebten Hause, und nie schmeckte mir ein Mittag am elterlichen Tische wie am großelterlichen, wo selbst die verhaßte Tumm- (Hafer-) Suppe zur Leckerei wurde. So eingehend beschäftigte sich der alte Herr mit seinen Enkeln, daß er oft in die Kinderstube trat, unsere einfache Toilette beaufsichtigte, die Reinlichkeit revidierte. Auf die Körperwäsche und ein vollkommen trockenes Abreiben legte er Gewicht. Bei Tisch achtete er auf unser Betragen. An den Weihnachtsabenden bändigte seine Gesellschaft unsere Ungeduld; er setzte sich zu uns ins dunkle Zimmer, und sein Gespräch, seine Erzählungen täuschten uns über die Wartezeit hinweg.

Zu „Tantens" nach links gelegenen Zimmern führten einige Stufen hinan. Auf dieser Seite gab es keine Sonne; aber da war soviel Anziehendes, daß man sie wohl entbehren konnte. In Tan-

tens Umgebung herrschten exquisite Sauberkeit, Zierlichkeit, anmutiges Behagen. Weiße, selbstverfertigte Filetgardinen bargen die Fenster, auf denen zu jeder Jahreszeit sorgsam gepflegte Topfpflanzen standen; Bilder an den Wänden; auf dem Nähtisch ein Glasgehäuse mit zierlichen Nippes: Miniaturtassen, Tellerchen, Kännchen aus feinem Porzellan, Elfenbeingeschnitztes, ein Spinnrad aus Glas, unter Tantens Augen durch einen durchreisenden Glasbläser entstanden. Eine wunderbare Schatulle mit eingelegter Arbeit — ein Straßenbild Moskaus darstellend —; blendender Inhalt: Ketten, Ringe, Armspangen, Stirnbänder, Kämme; sogenannte Necessaires mit Nähutensilien; Bücher auf Borten. In dem großen Ofen wurden duftende Kuchen gebacken, — Kanehlstangen —, ein aufregendes Unternehmen, „Kuckel", die zu dem köstlichsten Zwieback getrocknet wurden. In zwei Büchsen wurden sie, gleichmäßig von Form und Farbe, sauber geschichtet aufbewahrt; die eine Büchse enthielt die einfachen für den täglichen Gebrauch, die andere die feineren, gezuckerten und gewürzten für seltene Gäste. Tante bereitete nie etwas fürs Haus, ohne dem Hause der Schwester oder ihren Freundinnen einen Zoll zu entrichten; denn man konnte nicht mitteilsamer sein als sie es war. Ward ihr von andern was zugeführt, so war es ihr selbstverständlich, es weiterzugeben. Als sie später allein lebte, schlüpfte sie, wenn sie was Gutes hatte, von Haus zu Haus mit ihren Gaben. Meine Kinder haben noch die Erinnerung an die Gütige, wie sie die Schüssel mit Kuchen, sauber in ein weißes Tuch geschlagen, auf den Tisch stellte und davoneilte. Denn eine gewisse Rastlosigkeit — weit entfernt jedoch von Zerfahrenheit — war ihr eigen. Unbeschäftigt war sie nie; auch wenn sie den kürzesten Besuch machte, zog sie den Strickstrumpf aus der Tasche. Sie strickte Kragen, Unterärmel und Taschentücher auf feine Stoffe — Nansouk und Batist —, und da es damals noch keine Modeblätter gab, verschaffte sie sich die Muster zu diesen Arbeiten auf eine höchst künstliche und komplizierte Weise. Diese Stickereien waren etwas Vollendetes, und der Bedarf ging niemals aus, weil Tantchens Gebelaune nicht ausging. Sie war lang und schlank, hielt sich grade und war rasch und behende in ihren Bewegungen. Sich nachdrücklich „Motion" zu machen, war ihr Bedürfnis, und so ging

sie viel spazieren; auch mehrmals am Tage. Eine „remarkable Leistung", die Bewunderung beanspruchte, war der Gang um die Stadt. Nicht das schlechteste Wetter konnte sie von den Spaziergängen abhalten. Ließ es sich nicht durchsetzen, so mußten Zimmerpromenaden Ersatz bieten. Dann durchmaß sie die Räume mit eiligen Schritten, meistenteils auch im Gehen strickend. Sie kleidete sich einfach, — wie mir deucht, mit Takt und Geschmack. Das dunkelblonde Haar trug sie am Hinterkopf als Flechtennest mit einem großen Schildpattkamme aufgesteckt; das Scheitelhaar ward zu einer Locke geschwungen und mit Seitenkämmchen gehalten. Für größere Gelegenheiten „warf sie sich in Gala", die ihr gut stand. Sie interessierte sich für viele Dinge und ging an alles, was sie tat, mit Feuereifer. Ihre Leidenschaft waren: die Zeitungen, ein Gespräch über Politik, des Bruders Briefe aus Italien, die Blumenzucht, das Theater, ein Spielchen Karten, das kalte Bad. Kam sie Sonntags aus der Kirche, so ward über die Predigt genauer Bericht gegeben. Da sie dem Großvater versprochen hatte, sich nicht zu Huhn* verführen zu lassen, so hätte keine Macht der Welt sie in seine Predigt gebracht. Die Superintendenten Mayer und Girgensohn, für den Hausgebrauch Zschokkes „Stunden der Andacht", stillten ihre religiösen Bedürfnisse, wie denn des letzteren Novellen ihr eine unversiegbare Quelle heiterer Unterhaltungen waren. Ihr Gemüt war von intensivster Liebesfähigkeit und Hingabe, ohne sie von der Selbständigkeit ihrer Lebensführung und ihrer Überzeugungen abzulenken. Den Verwandten gehörte ihr Herz zwar in erster Reihe, doch auch an zahlreichen Freundinnen, mit denen sie lebhaften Verkehr pflegte, nahm sie innigsten Anteil.

Die „alte Haylen" hatte ihre Wohnung über der Hallerschen; morgens um 10 Uhr pflegte sie zu einer gründlichen Unterhaltung, an der auch der Großvater teilnahm, in Tantens Zimmer einzutreten. Die schlichte alte Frau ward wegen ihrer natürlichen Klugheit und reichen Lebenserfahrung in hohen Ehren gehalten, weniger die Tochter Minchen, die als ein belangloses Anhängsel

* Der Großvater war Rationalist und Huhn ein sehr einflußreicher pietistischer Prediger.

der Mutter mehr geduldet als geschätzt wurde. Schräg gegenüber nach rechts hin ward Madame Tewes besucht, recherchiert in Wohnung und Kleidung, gewinnend in ihrer ganzen Art, deren Lebensgewohnheiten eine gewisse Reserve auferlegten. Aber drüben an der Ecke lebte die alte T., eine ganz kleine, zierliche Frau inmitten von zierlichen Dingen in zwei kleinen Räumen. Wie oft nahm Tante mich in dieses interessante Milieu mit, wo ein Hund von der Größe einer Ratte die Eintretenden mit lautem Gekläff begrüßte. Er hieß Petit, aber seine Besitzerin, die keine Sprache richtig sprach, rief ihn Pitty, und Pitty war nach den Stürmen des Lebens der Trost und die Wonne ihrer alten Tage. Denn die T. hatte eine Vergangenheit! In einer ehrbaren Schneiderfamilie war sie mit 14 Jahren zu einer Schönheit herangeblüht, die Baron N. zu entführen keinen Anstand nahm. Ob das Kind dem Bösewicht angetraut worden, kann ich nicht verbürgen, auch nicht, ob Tod oder Untreue Zerlinchen von ihrem Don Juan befreite. Sicher ist, daß sie später die rechtmäßige Gattin des Baron T. wurde, als dessen Witwe sie ihr Miniaturdasein zu Jahren brachte.

Wenn die Familie nach Charlottental übersiedelte, so bot die Natur Ersatz für die Freunde, von denen man sich entfernte; denn auch der Großvater und die Tante verbrachten wenigstens einen Teil des Sommers in jenem Eldorado, wo zwei Zimmer zu jeder Zeit für sie bereitstanden. Charlottental — ursprünglich ein herzoglich Holstein-Oldenburgisches Besitztum — trug damals in seiner Anlage noch durchaus den Charakter seiner ursprünglichen Bestimmung, die Sommerfreude eines großen Herrn zu sein. Das stattliche, an der Straße gelegene Wohnhaus bestand aus einem Parterre, in dem sich Küchen, Keller, Vorratskammern, Bade- und Gesindestuben befanden. Aus dem großen, mit Steinfließen gepflasterten Vorhause, der diesen Komplex in zwei Hälften teilte, stieg man eine breite, an der Biegung einen rechten Winkel bildende Treppe zum Wohngeschoß hinauf. Dem großen Saale in der Mitte schlossen sich nach beiden Seiten, um Vorderfront, Schmalseite und Gartenfront sich herumziehend, je fünf Wohnzimmer an, alle hell, hoch, geräumig. In dunkeln Winkeln, die zum Abstellen dienten, hauste zum Schrecken der Kinder der Kollo-

matz*. Eine steile Treppe führte in das Obergeschoß mit weitem Trockenboden und einer Reihe an einem Korridor gelegener Gastzimmer. Eine ganz schmale Stiege leitete auf das Belvedere, von wo an Festtagen mit Gästen die Aussicht genossen wurde. Zwei große Balkons nach der Straße und nach dem Garten waren der Schauplatz des Familienlebens. Die Einrichtung dieser zahlreichen Räume war bar alles fürstlichen Pomps; aber wie bequem ließ es sich auf diesem Gebiete mit einer vielköpfigen Familie hausen! Der Blumen- und der mit ihm verschmelzende Obstgarten wurden gut gepflegt, der große Park auf das sauberste gehalten. Das große, quadratische Parkterrain war durch ausgegrabene Kanäle zu einer nur durch Brücken zugänglichen Insel gestaltet. Das klare, durch eine künstliche Vorrichtung zu erneuernde Wasser umspülte das Parkgestade von allen Seiten. Dem Geschmack der Zeit entsprechend zogen sich rechtwinklig sich wendende und kreuzende Alleen hin, deren mittelste, breiteste durch ein großes rundes Bassin — der runde Teich genannt — unterbrochen wurde, aus dem in der fürstlichen Zeit ein Wasserstrahl mochte aufgestiegen sein. Am Inselufer, die Kanäle entlang, liefen minder breite Alleen, durch Queralleen mit der mittleren verbunden. Eine große gewölbte Brücke verband Garten und Park, während eine ebenso gestaltete unförmlichere Zugbrücke ihm sowohl den Zugang zu den sich anschließenden Wiesen bot, als ihn gegen das Eindringen Unbefugter schützte. An der einen Gartenseite lag der mächtige Hof mit Dienstwohnungen, Ställen, Remisen, Scheuern, Eiskeller und angrenzendem Gemüsegarten, an der andern, von dieser und dem Park durch Wasser getrennt, der Fabrikhof; denn der große Besitz mußte nutzbar gemacht werden. Unser Vater hatte sich mit Erfolg auf die Industrie geworfen. Da gab es eine Rotfärberei, eine Essig-, Bleizucker-, Grünspan- und Zündhölzchenfabrik. Weithin erstreckten sich gut kultivierte Wiesen, deren Areal mit der Zeit durch Ankauf und Pacht angrenzender Grundstücke heranwuchs.

So war Charlottenhof ein Sommersitz, geeignet, die Herzen auch eines anspruchsvolleren Völkchens, als dort hauste, zu er-

* Schreckgespenst für kleine Kinder.

freuen, hinzureißen, an sich zu fesseln. Es waren immer viele Gäste da. Wo der Großvater war, gab es ein gutes Gespräch; denn in jener behaglichen Zeit, die keine Überbürdung und keine Hetze kannte, ging man nicht leicht über Erlebtes, Erfahrenes, Gelesenes hinweg. Die Unterhaltung, die häufig zur Diskussion wurde, verarbeitete die sich darbietenden Stoffe. Man sprach über Politik, über Geschäfte, über die Regierung, den Gouverneur, über die kaiserliche Familie; der Adel wurde gewogen und zu leicht befunden, die Qualitäten der Prediger wurden herangezogen, religiöse Fragen, sowie die neuesten Erscheinungen der Literatur wurden diskutiert, oder man erging sich in den Erinnerungen an die Napoleonische Zeit, die denn wahrlich jedes Interesses wert waren. Hatte doch ein Teil der Familie den Weltgeschicken sozusagen den Puls gefühlt. Daß meine Mutter — damals siebenjährig — im Keller des Kreml das Lesen gelernt, machte mir Eindruck. So behauptet das Leben auch in den extremsten Zeitläufen seinen Anspruch und sein Recht. Der Mensch, gewohnt, die Zukunft zu bedenken, läßt die Anforderungen auch der unsichersten nicht außer acht, und wer irgend Freund der Ordnung ist, nimmt die Gepflogenheiten derselben auch in der größten Beschränkung wieder auf, und dieser Disposition möchte ich die überraschend schnelle Herstellung menschlicher Einrichtungen nach großen Verwüstungen, sei es durch soziale Umwälzungen, sei es durch zerstörende Naturgewalten, zuschreiben.

Unserer Mutter musikalische Gaben waren in Moskau durch vortrefflichen Unterricht ausgebildet. Sie galt damaligen Ansprüchen als eine bemerkenswerte Klavierspielerin. Ihr Notenschatz barg die Klassiker in den guten Ausgaben ihres ersten Erscheinens. Ihr Bruder Eduard hatte einen schönen Baß, und die Erinnerung an die musizierenden Geschwister ist mit eine der liebsten aus jenen frühen Kindheitstagen. „O Isis, o Osiris", trug der Baß als zeitgemäße Arie vor; die fremden Worte blieben mir im Ohr, und so machte ich denn früh schon die Bekanntschaft des Genius, der die ganze Welt beglückte und erhob.

Der jüngere Sohn Hugo war des Vaters Sorge sowohl wie sein Stolz. Ich mochte fünf Jahre alt sein, als Onkel Hugo von der Familie Abschied nahm, um die Reise nach Italien anzu-

treten, die damals den Bildungsgang jedes Jünglings von schöngeistiger Richtung abschloß. „Wenn ich in einem Kloster Einlaß finden sollte, so seht ihr mich nicht wieder", hörte ich ihn sagen, und diese dunklen Worte, mit denen ich keinen andern Sinn als den des Nichtwiedersehns unter Umständen zu verbinden verstand, tauchten während des Reisejahres oft in meinem Gedächtnis auf. An einem hellen, warmen Sommertage gab die Familie bis auf mich herab dem geliebten Reisenden das Geleit auf das Dampfboot; an einem dunklen, regnerischen Herbstabende des andern Jahres eilte sie zu seinem Empfange in des Großvaters Wohnung, und ich sehe mich kleines Ding an der Tür, die schmerzlich aufsteigenden Tränen des Ergriffenseins verbergend, mein durchnäßtes Schuhwerk wechseln. Von jenem Tage an standen neben Großvaters Stuhl dicht unter das Fenster gerückt ein Tisch mit Malutensilien, an dem der junge Mann des Tages seine Kunst betrieb. Er hatte seine wundervolle Reise noch auf Monate ausdehnen sollen, aber als er eines Abends in Paris in der Oper den Don Juan hörte, ergriff ihn die Furcht, bei längerem Verweilen seinen greisen Vater nicht mehr am Leben zu finden, mit solcher Macht, daß er noch in der Nacht packte und andern Tags die Heimreise antrat. Der teure Greis lebte noch drei Jahre.

Um Weihnachten 1850 erkrankte einer meiner Brüder an Scharlach. Ich ward zum Großvater gebracht, unter Tantens Obhut gestellt. Nicht als Verbannung empfand ich das Ereignis, das mir sechs festliche Wochen bedeutete. Es war so heimisch, so traut in der Umgebung, die dem Kinde von jeher der Inbegriff milder Freude gewesen. Da begann der teure Greis zu kränkeln. Ich hörte von Wassersucht sprechen und sah ihn Tag und Nacht an seinen Stuhl gefesselt, mit dick geschwollenen, eingebundenen Beinen. Ich hörte von Atemnot und Qualen. Meine Mutter kam täglich, nach dem Vater und nach dem Kinde zu sehen; man ging auf den Fußspitzen; man flüsterte. Es war Abend geworden, und die Nacht brach herein, da niemand mehr wirken kann. Im Juni hatte der Kranke ausgerungen. Die Lücke, die er hinterließ, ward auch von den Erwachsenen lange empfunden!

In seltsamem Gegensatz zu dem Großvater Haller stand sein Schwager Heinrichsen. „Onkel Heinrichsen" oder „der alte

Onkel" in der Familie genannt, in der Stadt „der alte Homöopath", war ein Stiefkind des Glücks. Zu seiner abstoßenden Häßlichkeit gesellten sich Sonderlingseigenschaften, die ihn isolierten. Es hieß, er liebe niemand und nichts als das „Scharren". Er hatte Medizin studiert, in Rußland praktiziert, und die neue Wissenschaft der Homöopathie fand in ihm einen eifrigen Anhänger. Auf seinem Grabstein steht zu lesen, daß er der erste Homöopath Rußlands gewesen. Als er nach Reval kam, kaufte er das schmale Häuschen in der Nikolaistraße gegenüber der Fickschen Apotheke, mit der er sich nach verabredeten Zeichen wegen seiner Rezepte verständigte; dort hauste der alte Hagestolz mit seiner Magd, die ihn in seiner letzten Krankheit treu pflegte. Ich erinnere mich seiner von einem großen Familienessen am 1. Januar. Er trug einen langen, hechtgrauen Rock mit hohem Kragen und eine breite, weiße Bastbinde. Graue, volle Haare hingen ihm borstig ins Gesicht. Er stand im Rufe, sich als Gast auf Tage satt zu essen und sich die Taschen mit Konfekt zu füllen. Solange Großvater lebte, gab es für ihn einen engen Zusammenhang mit der Familie, und nach seinem Tode kümmerte sich die teure, liebevolle Tante soviel um ihn, als er gestattete. In seiner letzten Krankheit erlaubte er ihr und meiner Mutter den Zutritt zu seinem Leidenslager. An einem feuchten Frühlingstage zu Anfang des Mai ging dieses dunkle Leben zu Ende, das weder sich noch andern zur Freude in die Welt gekommen war. Der treuen Magd war ein einmaliges Legat und 5 Rubel Stiefelgeld im Jahre für ihre Wanderungen nach Ziegelskoppel* zur Pflege des Grabes zugedacht. Das für damalige Verhältnisse nicht unansehnliche Vermögen war der Errichtung eines Leichenhauses, das den Namen „Herberge für Scheintote" führen sollte, bestimmt. Der Rat als Testamentsvollstrecker kaufte ein Terrain am Ziegelskoppelschen Wege, das später von den Erbauern expropriiert wurde. Da der im Häuschen postierte Wächter im Laufe der Jahre nur eine Leiche in Empfang genommen hatte, so durfte der Rat mit gutem Gewissen auf die Wiedererrichtung der „Herberge" verzichten. Es war übrigens die Meinung im Schwange, daß wenn je ein Scheintoter in den vier

* Der Friedhof von Reval.

Wänden erwacht wäre, wo des Teſtators Porträt in Öl hing, er beim Anblick deſſen, der ſein Wohltäter hatte werden wollen, ſchleunigſt und auf immer die Augen geſchloſſen hätte. Das ſehr ähnliche Porträt habe ich beim Großvater geſehen. Es war nicht recht von denen, die damit zu tun hatten, daß ſie es haben verkommen laſſen. Beſſer aufgehoben war der Leichenſtein in der treuen Fürſorge des Kirchenvorſtehers der Olaikirche, Nikolai Krich. Er ließ ihn, als er ganz vermooſt und zerfallen war, erneuern, und ſo ſteht denn noch heute für jeden, der, den Kirchhof hof durchwandernd, die Inſchriften auf Kreuzen und Steinen ſtudiert, auf einem großen Stein rechts vom Mittelwege des alten Kirchhofs auf der Olaiſeite zu leſen:

„Ein Freund der Wahrheit und Vernunft
Ruht hier in dieſer dunkeln Höhle.
Er war nicht von der Frömmler Zunft:
Nach Wahrheit ſtrebte ſeine Seele.
Ob er ſie fand, mag Gott nur wiſſen,
Der beſſer ſieht in Finſterniſſen.“

Bald nach der Niederlaſſung der Familie Haller in Reval lernten meine Eltern ſich kennen. Ich kann über dieſe Teuren nur wenig ſagen, und zwar weil ich meinen Vater kaum gekannt, meiner Mutter jedoch zu nahe geſtanden habe, um ſie hier zu ſchildern. Gleich dem Großvater ward mein Vater bei Verwandten erzogen. Der Ratsherr Johann Philipp Rieſenkampff und ſeine Frau Barbara nahmen ſich des Knaben an. Er wuchs mit ihren Kindern auf; aber ſo wie der Onkel ſeinen eigenen zahlreichen Kindern nur einen mäßigen Unterricht konnte zuteil werden laſſen, ſo ward auch der Pflegebefohlene ſchon mit vierzehn Jahren dem Perſonal der Tuchhandlung, deren Beſitzer Rieſenkampff war, einverleibt. In den vielen müßigen Stunden, die ihm die Obliegenheiten, mit denen er betraut war, ließen, ſuchte der Strebende ſich auf eigene Hand zu bilden, was ihm ſo wohl gelang, daß er mit den Jahren Vermögen und Anſehen und, was mehr ſagen will, eine unbegrenzte Achtung weit über ſeine Vaterſtadt hinaus gewann. Sein erſtes Unternehmen war eine Leihbibliothek, die bald ſoviel abwarf, daß er eine Buch-

handlung anlegen konnte. Die Firma hieß Georg Eggers. Für die Filiale in Petersburg gewann er die Kundschaft der Akademie der Wissenschaften, und dieser Erfolg erhob die Firma zur ersten deutschen Buchhandlung in der Residenz. Von seinen mehr oder minder glücklichen industriellen Unternehmungen ist schon die Rede gewesen. Verfehlt war die letzte — der Ankauf einer Papierfabrik —, zu der er sich schweren Herzens, um die finanzielle Lage des früheren, ihm bekannten Besitzers zu retten, entschloß. Unsere Mutter war der Meinung, daß die vielen sorgenvollen Reisen, zu denen dieses neue Geschäft ihn nötigte, den Grund zu seiner Krankheit legten, die ihn den Seinigen zu früh entriß.

Je weiter ich in die Jahre gekommen, desto weniger habe ich es verschmerzen können, daß der Tod dieses ausgezeichneten Mannes mich seines Umganges beraubte, den meine älteren Geschwister genossen. Meine Schwester hing mit der Fülle ihres schwärmerischen Herzens an dem Vater, und „Tante" begründete ihre Abneigung gegen das Heiraten, zu dem sie mehrfach Gelegenheit hatte, dadurch, daß es doch „keinen zweiten Eggers" gebe. Er hatte wohl nicht die Art, sich mit den jugendlichen Kindern abzugeben. Ich kann mich keines an mich gerichteten Wortes erinnern. Nachmittags pflegte er sich auf kurze Augenblicke in die Sofaecke zu lehnen. Von dieser Situation und von Begegnungen auf der Straße, wo er mich nicht ansprach, wohl weil er mich nicht bemerkte, schwebt er mir vor. Die Hände auf dem Rücken, tief in Gedanken, schritt er dahin. Auch ein Eindruck aus Charlottental lebt in mir fort: allein sitzt der teure Mann auf einem leichten Stuhle in der Mitte des Gartenbalkons, den Nachtigallen lauschend: denn der Park war im Frühling ein Nachtigallenheim, und es war des Vaters Sorge, die süße Sängerin vor den Feinden ihrer Freiheit und ihres Lebens zu schützen. Ich stelle ihn mir überhaupt viel nachdenklich, sinnend vor. Er war die schöne Seele, mit der sich in seiner Person die praktischen Eigenschaften, die ein Vorwärtskommen in der Welt bedingen, auf das beste vereinigten. Aus seinen Briefen geht hervor, wie bezwingend diese „ganz mit Redlichkeit bewehrte Persönlichkeit" wirkte. Nicht schwankte sein Charakter in dem Bewußtsein seiner Familie, seiner Mitbürger, seiner Geschäftsfreunde. Es gab nur ein Urteil über

ihn. Ich war zehn Jahre alt, als der treffliche Mann von uns ging. An der Trauer nahm die Stadt teil. Wie viele Bedürftige hatten bei ihm ein williges Ohr und eine offene Hand gefunden! Es spielten sich erschütternde, verzweifelte Szenen an seinem Sarge ab. Da war namentlich eine alte Russin, die ich deutlich vor mir sehe mit dem bunten, um den Kopf geschlungenen Tuch, dessen Enden in den Nacken fielen. Nur das Versprechen meiner Mutter, daß *sie* an die Stelle des Toten treten werde, beruhigte die Jammernde.

Die Eltern waren durch eine leidenschaftliche Neigung miteinander verbunden; so ausschließlich war dieses Verhältnis, daß — ich nehme nicht Anstand es niederzuschreiben, weil mich solche Liebe als etwas Köstliches ergreift — die Kinder dabei fast zu kurz kamen. Als der Tod diese beiden heißen Herzen voneinander getrennt, war der Schmerz meiner Mutter grenzenlos, und nie wurde sie wieder die heitere, zuversichtliche Frau von ehemals; aber die Kinder fanden eine andere Berücksichtigung. Mit leidenschaftlicher Energie warf sie sich auf die Errichtung des Monumentes zum Gedächtnis des Heißgeliebten. Sie ließ sich Zeichnungen über Zeichnungen vorlegen, die Verhandlungen dauerten Monate hindurch, bis sie sich für ein Denkmal entschieden, und als es an die Aufstellung ging, war sie von früh bis spät, solange die Arbeit dauerte, auf dem Platz, damit alles wohl geriete.

Einundzwanzig Jahre nach dem Tode des Gatten saß ich an einem hellen Junitage an dem Krankenbette der über alles geliebten Mutter, dem Krankenbette, von dem sie nicht wieder erstand. Sie war viel umnachtet, und so glaubte ich sie auch zu jener Stunde, als sie sich zu mir wandte und mit einem Ausdruck verklärten Glückes sagte: „Heute ist mein Verlobungstag."

So nimm denn, geliebte, hoffnungsvolle junge Generation, mit freundlicher Nachsicht auf, was ich dir aus meiner Erinnerung dargeboten, und wenn die Bilder trefflicher Vorfahren dir Sporn zur Nacheiferung werden sollten, so haben sie nicht umsonst in mir gelebt.

Steglitz, im September 1910.

Karl Kupffer

Mein Vater und seine Brüder

Erinnerungen aus der Jugendzeit

Mein Vater, Propst Gustav Heinrich Christian Kupffer, war der zweite Sohn des alten Pastors Ernst Kupffer in Irben. Er war ein hochgewachsener Mann mit ernstem, festem Ausdruck im Gesicht. Er besaß als Pastor und Propst in Marienburg (Livland), wo er von 1847 bis 1869 wirkte, eine ungeheure Autorität. Es kam vor, daß die Edelleute aus der Umgegend in persönlichen Streitsachen zu ihm kamen und sich seinem Schiedsspruch willig fügten. Die Bauern sprachen von ihm als von einem „dubbulta virs", d. h. einem Mann von doppeltem Gewicht. Sie pflegten nach alter Sitte, wenn sie zu Vater kamen, um irgend etwas anschreiben zu lassen, ein Huhn oder ein Dutzend Eier oder dergleichen mitzubringen, die sogenannte „Gerechtigkeit". Vater nahm nie so etwas an, verbot es den Bauern und untersagte meiner Mutter kategorisch, irgend etwas Derartiges anzunehmen, was meiner Mutter gar nicht angenehm war.

Es waren damals Tausende von Bauern, durch Landversprechungen veranlaßt, zur orthodoxen Kirche übergetreten. Später wollten sie massenhaft wieder zurück in die lutherische Kirche. Vater nahm sie, obgleich es verboten war, ohne weiteres wieder zum Abendmahl an, traute, taufte usw. Er besaß nicht die geringste Menschenfurcht, und keine Drohung hätte ihn veranlassen können, etwas zu tun, was er für nicht recht hielt. Er hatte durchaus das Zeug dazu, ein Märtyrer zu werden.

Er war ein überzeugter Anhänger der Notwendigkeit der Bildung der lettischen Bauern; er drang auf Gründung von Gemeindeschulen und unternahm fortwährend Fahrten, um die Kin-

der in den Schulen persönlich im Lesen, Schreiben und Katechismus zu examinieren. Das alte Frl. Klara von Koskull sagte dazu: „Mein lieber Herr Propst, lassen Sie doch die Bauern — Bauern sein; wozu sollen denn alle gebildet werden!“ Solche Ansichten stießen stets bei meinem Vater auf eine sehr abfällige Kritik. Aber auch einige Amtsbrüder verhielten sich sehr skeptisch zu dem Eifer meines Vaters, das Landvolk zu bilden; sie behaupteten, sobald der Bauer halbgebildet sei, wolle er nicht mehr Bauer sein, — ob denn das erstrebenswert sei?

Mein Vater nahm mich einmal mit nach Seltingshof, wo er alle Monate einmal predigte. Zum Mittag waren wir beim alten General Kahlen. Als das Eis kam, wandte sich der alte Herr mit dem weißen Schnauzbart zu mir 6jährigem Jungen und sagte: „Na, hör mal, verbrenn dir nicht die Zunge daran!“ Ich kostete das Eis ganz vorsichtig, und es schien mir dann, als wäre der alte General der witzigste und geistreichste Mensch der Welt. Als der alte Kahlen gestorben war, hieß es, er gehe dort um. Die Diener behaupteten, ihn oft gesehen zu haben, und räumten jeden Tag das Zimmer, in dem er sich aufhalten sollte, auf. Mein Vater erzählte, er habe einmal am Morgen im Halbschlaf ebenfalls den „grauen Mann“ gesehen, habe sich aber mit den Worten: „Geh, ich habe nichts mit dir zu schaffen!“ — auf die andere Seite gekehrt — ein lebhafter Traum.

Im Schloß Marienburg lebte damals der alte Landrat Baron Vietinghoff. Er hatte zu Anfang der sechziger Jahre die hohe Ehre gehabt, den Kaiser Alexander II. als Gast in seinem neuen schönen gotischen Schlosse aufnehmen und im Park am herrlichen Marienburger See spazieren führen zu dürfen. Damals war Marienburg ein wunderschönes Gut (gegenwärtig ist's nur eine häßliche kleine Stadt). Besonders in der Umgebung des Schlosses war alles großartig und prächtig. Herrliche Rasenplätze mit dichten Baumgruppen erstreckten sich bis zum Seeufer, das von Schilf umsäumt war, dem Auge aber mit seinem blauen Wasserspiegel und den dahinter ragenden waldbedeckten Höhen einen entzückenden Anblick darbot. In der Bucht des Sees liegt eine Insel mit der großartigen Ruine der im nordischen Kriege zerstörten Ritterburg. Alle Brücken über den Abfluß der großen Teiche beim Gut

waren mit granitenen Pfeilern, vergoldeten Kugeln und zierlichem schmiedeeisernen Gitter geschmückt. Seltene Pflanzen und Bäume wuchsen im Park; die kleine peruanische Sonnenblume (Helianthus tuberosus) hat sich z. B. vollkommen akklimatisiert und ist jetzt dort im verwilderten Zustande massenhaft anzutreffen.

Der Landrat war der Sohn des sogenannten „Pus keninsch" (Halbkönig) Vietinghoff, der durch die Branntwein-Akzise ungeheuer reich geworden sein und einen großen Teil von Livland besessen haben soll. Der Landrat hat seinem Vater am Ende des Parks einen prächtigen Obelisken errichten lassen. Von hier aus hat man einen herrlichen Blick auf den See, das gegenüberliegende Schloß Neu-Marienburg, Schloß Fianden, den Kirchhofsberg und die kleine Insel Zeppuril. Weiterhin führen düstere Tannenalleen zum Mausoleum, dem Familienbegräbnis der Vietinghoffs.

Der Park war reich an kleinen Tempeln, Brücken, Säulen, Statuen und Brunneneinfassungen. Besonders interessant erschien dem Knaben ein chinesischer Tempel mit einer sitzenden Buddha-Statue darauf; ferner links vom Schloß eine drahtumzogene Voliere, endlich das alte Schloß, ein ziemlich einfacher, einstöckiger Bau, aber gefüllt mit kostbaren Gemälden alter Meister, Marmor, Bronzen usw. Ich erinnere mich noch besonders zweier Bilder: ein holländischer Bauer, der einen Hering ißt — wie war der Hering natürlich! — und ein großes Bild, einen alten gefangenen Mann darstellend, dem seine jugendliche schöne Tochter, eine junge Mutter, die Brust reicht. Leider sind alle diese Sachen später verschleudert, zerstreut, verschwunden. Ich habe 25 Jahre später das Bild des Gefangenen bei einem Trödler in Libau wiedergesehen, vollständig zerfetzt und verlöchert. In der Zeit der Revolution 1905 ließ der Besitzer von Marienburg, Baron Vietinghoff, die nähere Umgebung des Schlosses und den Park durch einen abscheulich häßlichen Zaun absperren.

Mein Vater spielte leidenschaftlich gern Schach. Sein Gegner war meist Doktor Bosse in Doresmois, das etwa eine Werst vom Pastorat entfernt lag. Bosse war ein außerordentlich schöner Mann mit schwarzem Haar und feurigen schwarzen Augen. Er liebte es, Wege im Walde anzulegen und Bänke aus Wurzeln und Ästen zu machen. Er gründete eine kleine Kaltwasserheil-

anstalt in Doresmois, damals etwas ganz Neues. Als das Doktorat abbrannte, nahmen meine Eltern die Bossesche Familie im Pastorat auf. Nach einigen Monaten gründete Bosse in Sassenhof bei Riga mit einem Kapital, das er von der reichen Frau Hammer erhielt, die bekannte Kaltwasserheilanstalt. Mein Vater war, ebenso wie Bosse, ein Schachspieler, dem ein Spieler erster Kategorie ohne Bedenken die Dame hätte vorgeben dürfen; indes beeinträchtigte das ihren Genuß am Spiel keineswegs. Kaissa ist nicht karg, sie gewährt dem Meister dieselben Freuden wie dem Dilettanten. Meine Mutter bat zum Abendbrot. „Gleich, gleich", war die Antwort. Nach einer halben Stunde bat sie wieder, vergeblich. So sehr hatten die Männer sich in die verzauberten Kombinationen vertieft, daß sie Zeit und Hunger und alles vergaßen. Mein Vater hat einmal einige Verse gemacht, worin er dem Springer als der originellsten und sinnreichsten Figur den Preis erteilt.

Da Marienburg eine der größten Pfarren Livlands war, so mußte Vater sich immer einen Adjunkten halten. Der erste, dessen ich mich entsinne, war Raeder. Meine Mutter hatte einmal Reispudding gemacht und alle Rosinen mehr zusammengelegt. Dabei stak der Löffel. Vater nahm sich vor und sagte: „Wie merkwürdig, ich habe soviel Rosinen bekommen, Sie (Raeder) aber nichts." Raeder sah meine Mutter lachend an; er hatte es erraten. Mutter wurde rot und sagte lachend: „Wenn Sie verheiratet sind, wird Ihre Frau es ebenso machen!" — Der zweite Adjunkt war Hugenberger, der dritte Welzer, der die Romane aus dem „Daheim", z. B. Karin von Schweden, meisterhaft vorzulesen liebte. Der vierte Adjunkt war Gottlieb Keußler, später Oberpastor an der Petri-Kirche in St. Petersburg. Er war ein leidenschaftlicher Prediger, der mit seiner gewaltigen Figur, den leuchtenden blauen Augen, der donnernden Stimme einen großen Eindruck machte. Man nannte ihn den „Jupiter", und es gab Leute, die ungeheuer viel Respekt vor ihm hatten. Er hat mir, als ich acht Jahre alt war, das Schachspiel angezeigt.

Im Jahre 1863, ich war drei Jahre alt, beschlossen meine Eltern, den Sommer am Strande zu verleben. Die Eltern mit den zwei ältesten Kindern, Marie und Ernst, fuhren in der Ka-

lesche, die Großmutter (Karoline Stahl, geb. v. Schroeder) saß mit uns drei Kleinen, Henriette, Adele und mir, im Planwagen, der außerdem mit allem nötigen Hausrat vollgestopft war. So ging es in mehreren Tagereisen nach Pernigel, bei Lemsal, am livländischen Strande. Es war heiß und der Staub verfing sich im Planwagen. Aber wenn wir vor Hitze und Ungeduld klagten, sagte die Großmutter: „Seht mal, Kinder, was ich hier habe", und zog ein kleines Papierdütchen mit einigen Korinthen hervor. Jedes Kind bekam zwei Korinthen, ich glaube aber, es hat nie jemandem etwas so gut geschmeckt, wie mir die zwei Korinthen. Sie ließen mich gewiß sein, daß das Leben reich an Genüssen ist und daß es sich trotz Staub und Hitze doch sehr lohnt, zu leben. — Wir wohnten in Pernigel in einer einfachen Fischerhütte, die ganz verräuchert und voller Prussacken (Schaben) war. Villen für Sommerfrischler waren dort etwas völlig Unbekanntes; ebenso gab es in der Gegend keine Läden, man war überhaupt genötigt, gerade so zu leben, wie die Fischer. Die Eltern schliefen in einem Zimmerchen, die Großmutter mit uns allen Fünfen im zweiten Stübchen. Wir schliefen auf einer Schicht Stroh, das mit einigen Laken bedeckt war. Die Nahrung bestand aus Fischen, die so gut wie nichts kosteten, Schwarzbrot und Milch. Natürlich lebte man den ganzen Tag im Freien, wir Kinder meist ohne Hut, Schuhe und Strümpfe.

Vater war ein guter, ausdauernder Schwimmer. Als einst unser kleines Boot mit rotem Segel, ein Spielzeug, vom Winde ins Meer geweht wurde, schwamm er auf unser klägliches Geschrei nach und holte es zurück. Auch fürs Whistspiel hatte er eine natürliche Begabung, doch wurde er leicht zu eifrig dabei, wenn sein Partner Fehler machte. Und da die Partner sehr oft Damen waren, so waren Fehler nicht gerade selten.

Vater hatte unserem Kutscher Rein gesagt, er solle uns abholen, wenn es anfange, kühl und dunkel zu werden. Nun wartete er ungeduldig auf die Pferde, denn der August ging schon zu Ende. Die Großmama legte eines Abends Karten aus. „Rein ist schon ganz nahe," sagte sie, „er wird sehr bald kommen." Vater ging zur Tür und rief in die stockfinstere Nacht: „Rein, waj tu wehl ne essi tur?" (Rein, bist du noch immer nicht da?) Da antwortete

eine wohlbekannte Stimme aus der Dunkelheit: „Ja, sche es esum, prahwesta tews“ („da bin ich, Herr Propst“). Ein sonderbares Zusammentreffen!

Vater machte die Trennung Seltingshofs von Marienburg zur Bedingung seines Bleibens. Der Adel verweigerte dieses, und er folgte daher einem Rufe als Stadtpastor nach Walk, obgleich meine Mutter heiße Tränen weinte, weil sie sich von dem ihr lieb gewordenen Marienburg nicht trennen wollte und Vaters Einnahmen sich um die Hälfte verringerten. Aber er hatte etwas von Ibsens Brand: „Wisse, daß ich strenge bin, alles oder nichts verlange.“ Dazu kam, daß der Alswigsche Baron Wolff zu ihm gesagt hatte: „Nun, nun, Herr Propst, Sie werden doch eine so fette Pfründe, wie Marienburg, wegen dieser Sache nicht aufgeben!“ Das war genügend.

Marienburg, besonders der Blick von der Treppe des Pastors auf die Insel mit der Ruine, bot damals den Anblick einer außerordentlich malerischen Landschaft. Der Zeichner Stavenhagen war 1862 bei uns und zeichnete Marienburg für sein Album baltischer Ansichten — leider aber nicht von der Pastoratstreppe aus, sondern vom Tempelberg, wodurch die ganze Landschaft wie von hinten betrachtet erscheint. Wie oft habe ich als Kind nach dieser Inselruine geschaut, wie oft die tragische Romantik, die von ihr ausgeht, in unklarer Ergriffenheit geahnt! Wer kann sagen, wie die Formen, Linien, Farben eines Landschaftsbildes auf seine geistige Entwickelung, auf seine Liebe und sein Verständnis zur Natur einwirken? Im Garten vor der Pastoratstreppe stehen noch die beiden gewaltigen Eichen, die Pastor Glück gepflanzt, als Scheremetjew das Schloß belagerte und Katharina Skawronska* im Pastorat lebte. Wie oft haben wir Kinder bei diesen mächtigen Bäumen Trivater** gespielt. Wie oft habe ich hier still gesessen und den Kuckuck, den Pirol hoch im Wipfel, ein Eichhörnchen, Käferchen und Bienen, Ameisen und Raupen beobachtet! Ohne Zweifel ist meine Wanderlust, meine tiefinnige

---

* Die spätere Gemahlin Peters des Großen, nachher Kaiserin Katharina I., war Pflegetochter des Pastors in Marienburg.

** Ein sehr beliebtes baltisches Kinderspiel.

Liebe zu Pflanzen, Tier und Landschaft hier geweckt oder, falls sie in der Anlage schon vorhanden war, hier genährt worden.

Walk war damals (1869) ein kleines Städtchen mit ca. 3000 Einwohnern. Dort lebte der alte Bischof Ulmann, der frühere Rektor der Universität Dorpat, eine ehrwürdige Patriarchengestalt mit langem weißen Bart. Seine Söhne lebten ebenfalls in Walk, der eine als Pastor von Lube, eine Werst von Walk gelegen, der andere war Kreisarzt. Der Pastor war ein feinsinniger Mann, der eine unglaubliche Stimme hatte. Wenn er eifrig war — und das geschah sehr oft — klappte die Stimme vom tiefen Baß plötzlich zum Falsett um. Noch jetzt erinnere ich mich mit Vergnügen, wie ich als kleiner Schuljunge nach dem Abendessen im Bett lag, während Vater und Pastor Ulmann noch am Tische saßen und disputierten. „Die Oberlandschulbehörde wird es aber nicht gestatten", sagte mein Vater. „Aber, lieber Kupffer," rief Ulmann im tiefsten Baß, „die Oberlandschulbehörde (immer höher) die Oberlandschul (Falsett)-behörde wird es wohl (überklappend) gestatten —." Wie herrlich war es, während eines solchen Disputs über die Oberlandschulbehörde (was für ein wunderbares, geheimnisvolles Wort für mich!) fest und süß einzuschlafen. Der Doktor Ulmann war ein schöner, blonder Mann, der für alles, was mit der Kunst zusammenhing, ein lebhaftes Interesse besaß. Er zeichnete, malte, sang und spielte alle Instrumente, er hatte Talent zum Regisseur, besaß viel guten Geschmack und ein feines Urteil.

Vater besaß auch in Walk die größte Autorität. Einmal, es war am Sonnabend vor Ostern, hörte er, daß in der „Muße" ein Tanzabend im Gange sei. Sofort ging er hin, trat in den Saal, winkte der Musik zu schweigen und sagte: „Meine Herren und Damen, morgen ist Ostern; ich bitte Sie, nach Hause zu gehn." Und alle gehorchten schweigend. Im ganzen Lande bekannt wurde seine Predigt gegen die Übertritte, besonders bei gemischten Ehen: „Der Glaube — für eine Haube." Dieser Ausspruch wurde zum geflügelten Wort. Der russische Geistliche sagte: „Ich habe wohl einen ganzen Stoß von Anklagematerial gegen den Propst, — aber was soll ich denn machen? Er ist so ein alter ehrwürdiger Herr!" Für meinen Vater gab es nur eine Nation und nur einen Glauben.

Vater war fähig, stark zu lieben und stark zu hassen. Er war schwer zu behandeln, und ich glaube, nur meiner goldenen Mutter gelang es, gut mit ihm auszukommen und seine Liebe dauernd zu fesseln. Der Grundzug seines Wesens, das Innerste seiner schroffen und völlig unbeugsamen Natur war der tiefe, ehrliche Haß gegen die neuen Einführungen, gegen die russischen Beamten und die Reorganisation des Landes. „Der Instinkt dieser Leute ist die Zerstörung; wo etwas wächst und blüht, da tritt man mit breitem Fuß darauf", — so pflegte mein Vater zu sagen. Er glaubte, der liebe Gott habe, indem er diese „Reformen" zulasse, eine Prüfungszeit geplant, aber bald werde das neue Wesen schwinden.

Vater war, was seine eigenen Einnahmen betrifft, durchaus unpraktisch, d. h. er verschmähte es, sie in irgendeiner Weise steigern zu wollen. Da Walk eine finanziell „schwache" Pfarre war, so hieß es sich einschränken. Alle Kinder nach Dorpat der Schule wegen in eine Pension zu geben, wäre zu teuer gewesen. Mama zog daher mit Ernst, Henriette und Adele nach Dorpat und mietete sich eine Wohnung. Papa und ich und mein kleiner Vetter Martin Stahl-Schroeder, später Professor am Polytechnikum in Riga, blieben im Pastorat in Walk. Wir Knaben besuchten dort die Kreisschule, und Tante Miling (Emilie, die einzige Schwester der sechs Brüder) führte die Wirtschaft.

Mein Lehrer, Inspektor Grün, besaß eine ausgezeichnete Art zu unterrichten. Es war mehr eine Unterhaltung als ein Dozieren, und doch habe ich eine ganze Menge Sachen von ihm gelernt, die mir zum Verständnis der Natur von größter Wichtigkeit waren.

Es ist schwer möglich, sich etwas Einfacheres zu denken, als wie Tante Miling die Wirtschaft führte. Zu Mittag gab's Grütze und Salzfleisch, zum Abend Schwarzbrot mit Butter und ein Stück Salzfleisch darauf; das haben wir drei Jahre lang täglich gegessen. Aber wir Knaben hatten immer einen tüchtigen Appetit, und solch ein Butterbrot mit Salzfleisch schmeckte, wenn man stundenlang im Freien herumgetollt hatte, herrlich. Und Vater achtete wenig darauf, was er aß. Eine Abwechslung war es, daß die Grütze zuweilen gebraten, als Grützplätzchen erschien, oder daß das Mittagessen einigemal aus Grützsuppe und nachfolgenden Grützplätzchen mit Speckwürfeln bestand. Vaters Labsal war

eine Flasche Bier, die er abends aus einem prachtvollen Silberpokal, dem Jubiläumsgeschenk seiner Amtsbrüder, zu trinken pflegte. — Ich wuchs auf, ohne Handschuhe oder gar einen Sommerpaletot zu kennen. Im Winter Schlittschuhlaufen auf den blank zugefrorenen Morästen, auf der Peddel, der Sedde, Schneeballschlachten, Schlittenfahren von den hohen Flußufern, im Sommer baden, „Räuber und Wanderer" spielen und Wanderungen machen, — das war meine Knabenzeit in Walk. Vater überließ mich völlig mir selbst; höchstens sagte er: „Junge, Junge, sei vorsichtig!" Daß ich einmal fast ertrunken war, herausgeholt und erst nach einiger Zeit zum Bewußtsein gebracht worden, daß ich soundso vielmal durchs Eis eingebrochen war und dergleichen, erfuhr Vater erst viel später oder überhaupt nicht. Wenn ich an der mit Brettern beschlagenen Hausecke hinaufkletternd aufs Dach gelangte und oben auf der Dachkante spazieren ging, drohte er wohl mal mit dem Stock, sagte aber weiter nichts. Was sollte mir passieren? Ich war ein sehniger Junge, gewandt und stark und von unermüdlicher Ausdauer, dazu bei einer Gefahr von blitzschnellem Entschluß. Ich konnte ohne weiteres eine Werst schwimmen, über mehrere hintereinander stehende Stühle springen oder mit Schlittschuhen über breite Spalten setzen. Vater sah einmal, wie ich mit Hilfe einer Stange über einen hohen Zaun sprang; da mochte er wohl denken: der wird sich schon zu helfen wissen!

Vater selbst besaß eine dauerhafte Gesundheit. Sein Körper bewahrte sich infolge seiner mäßigen und einfachen Lebensweise die gesunden Säfte bis ins späte Alter. Sein Haar fing erst an zu ergrauen, als er hoch in den siebziger Jahren war. Er war in seinem Leben nie beim Zahnarzt gewesen und hatte seine vollen Zahnreihen bis an sein Ende. Einmal, im Winter, glitt er auf der eisbedeckten Außentreppe aus, fiel auf die Stufen und brach sich die Kniescheibe. Ein böser Bruch, besonders bei einem Mann von 78 Jahren! Er wurde nach Dorpat gebracht. Aber der Bruch heilte per primam, es blieb zum größten Erstaunen Zoege-Manteuffels nicht einmal eine Steifigkeit des Knies nach! Vater rauchte beständig — früher Zigarren, 10—13 Stück täglich, später die Pfeife. Von den starken Zigarren bekam er Herzklopfen, doch schob er die Ursache auf den Tee, nicht aufs Rauchen.

Er verfolgte mit größter Aufmerksamkeit die politischen Vorgänge und las die Zeitung sehr genau. Bei jedem Gespräch trat er rückhaltlos mit seiner Überzeugung hervor und scheute sich nicht, jedem Menschen, wer es auch sei, seine Meinung klar und deutlich zu sagen. Über alles Unwahre, Schlechte, Gemeine oder Unredliche konnte er in den heftigsten Zorn geraten. Er wünschte oft, einmal die Macht, eine Art „Knüppel aus dem Sack" zu erhalten, um das Böse zu bestrafen. Vaters Natur entsprach weit mehr der Jehova des Alten Testaments mit seiner Rache: Auge um Auge, als der milde verzeihende Christus.

Vater wurde 83 Jahre alt. Sein Ende war ein geradezu beneidenswertes. Ohne krank oder altersschwach zu werden, ging er dahin. Nach dem Mittagessen rauchte er wie gewöhnlich seine Pfeife und legte sich dann, wie er zu tun pflegte, auf ein Stündchen hin. Aber er erwachte nicht mehr; im leichten, sanften Schlummer war die Lebensuhr stehengeblieben. Ohne Todeskampf und Todesnot, ohne Schmerzen war er entschlafen ...

War Vater, wie erwähnt, für sich selbst „unpraktisch", so war er doch ein sehr guter Finanzmann — für andere. Er war, ich weiß nicht, ob der Begründer, jedenfalls aber der Verwalter der Witwenkasse des Walkschen Sprengels. Und er hat dieses segensreiche Institut musterhaft und sehr praktisch verwaltet, so daß es vortreffliche Fortschritte machte.

Vater hatte bei seinen Predigten und Amtshandlungen viel von einem Apostel oder einem der Patriarchen des Alten Testaments, so ähnlich, wie er den Segen in der Kirche erteilte, mochte der Apostel Petrus es getan haben. Wenn er auf dem Altar stand, machte seine imposante gewaltige Gestalt, das ernste, strenge Gesicht mit den festen Zügen einen Eindruck von Erhabenheit, dem niemand sich entziehen konnte. Er war der Hohe-Priester. Oft geschah es, daß die Leute nach einer Rede zu einer Amtshandlung ihm weinend die Hand küßten. Vater sollte einmal zu einer hohen amtlichen Stellung nach Petersburg berufen werden. Aber auf eine private Anfrage hin lehnte er sofort strikt ab. Er wollte seiner bekannten Antipathie wegen nicht dorthin.

Vater glaubte absolut fest an jedes Wort der Bibel. Man bedenke, daß erst in den siebziger und achtziger Jahren die Entwick-

lungstheorien sich unter dem Publikum zu verbreiten anfingen. Erst seitdem ist die absolute Autorität der Bibel angezweifelt worden, vorher aber standen beispielsweise Prof. Engelhardt, Prof. Hörschelmann und andere genau ebenso wie mein Vater. Prof. Volck, der es zu sagen wagte, daß vielleicht einige Irrtümer in der Bibel wären, wurde von der sehr rege am geistigen Leben teilnehmenden Dorpater und überhaupt von der livländischen Gesellschaft als ein halber Ketzer angesehen, und Prof. Alexander Oettingen, der mehrfach zur Synode in Walk im Hause meiner Eltern war (er wurde wegen seines ungemein beweglichen Geistes „mille fleurs" genannt), war zu klug, um seine leise Skepsis viel hervortreten zu lassen. In jenen Jahren galt das Wort: der und der ist ein Ungläubiger — ungefähr ebenso viel wie er ist ein verlorener Mensch, ein Sünder wider den Heiligen Geist, ein Unseliger. Man identifizierte fromm mit tugendhaft. Wenn jetzt ein Theologe so stände, wie etwa der alte Harnack, der Vater des Berliner Professors, der in seiner Exegese z. B. an die Schaffung der Eva aus Adams Rippe sehr erbauliche Betrachtungen über die von Gott damit gewollte Stellung der Frau zum Manne knüpfte, so könnte man ihm das mit Recht verdenken, damals aber war ein solch naiv einseitiger Standpunkt durchaus natürlich und erklärlich. Wie sollte mein Vater anders denken? Er war sehr bewandert in der Geschichte, in der Theologie und in der Kirchengeschichte, hatte aber von Pflanze und Tier, Physik und Naturgesetzen nur wenig Kenntnis.

Nun lebte damals bei uns der älteste Bruder meines Vaters, Wilhelm. Eine hagere, mittelgroße Gestalt, das Käppchen auf dem Kopf, das Pfeifchen im Munde. Seine Kleider waren alt und abgetragen, er konnte sich aber nicht entschließen, neue Kleider zu tragen. An seinen Morgenschuhen schnitt er an der Stelle der kleinen Zehen große runde Löcher aus, der Hühneraugen wegen. Sonst trug er alte, nie geputzte Stiefel. Er liebte es, mit einer Flinte spazieren zu gehen, obgleich er nie etwas schoß. Er hatte schon als Knabe, wenn die Brüder auf die Jagd gingen, oft an einem Platz gestanden und erklärt, er wolle ein „Werftpfosten" sein. Er pflegte eine Zigarre in zehn Stückchen zu zerschneiden und diese Stückchen einzeln aus der Pfeife zu rauchen. Er war

sein Leben lang Hauslehrer gewesen, wobei es ihm auf eine Vergütung oder gar auf die Höhe derselben gar nicht ankam. Seine Bedürfnisse, außer Essen und Trinken, worin er von unbeschreiblicher Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit war, mochten ihn vielleicht 3—5 Rubel im Monat kosten. Als der Bruder Theodor starb und jeder nachbleibende Bruder 6000 Rubel erbte, brauchte Wilhelm nicht mehr Hauslehrer zu sein, er konnte bequem von den Zinsen leben. Er gebrauchte anstatt einer Brille ein kleines Brettchen mit einem feinen Loch zum Lesen. Er besaß eine ungeheure Gelehrsamkeit. Er las oft zu meinem Erstaunen mathematische Bücher, die außer den Worten: „Die Formel ... wird so entwickelt: ...“ auf 30 Seiten keinen weiteren Worttext enthielten. Er war ein vortrefflicher Kenner der Chemie, Physik, Naturphilosophie, Geschichte, Mathematik, des Latein und Griechisch. Natürlich wurde er zuweilen als Vertreter des Darwinismus, der damals mit Spott und Hohn übergossen wurde, von Damen und Herren mit der famosen Frage angegriffen: „Aber glauben Sie denn wirklich, daß die Menschen von den Affen abstammen?“ Selbstredend ließ er sich nicht darauf ein, mit solchen offenbaren Ignoranten zu disputieren, sondern sagte bloß lächelnd: „Na, so ähnlich, ja, ja, warum nicht!“ schob sein Pfeifchen in den anderen Mundwinkel und fragte seinerseits, ob nicht in der „Muße“ oder in Werro oder sonstwo wieder eine Prügelei stattgefunden habe. Er teilte die Menschheit in drei Klassen: anständige Menschen, „Titere“ (lettisch = Puten) und Knoten. Anständig waren diejenigen, die wissenschaftlich arbeiteten und das Gelderwerben verachteten, außerdem alle Kurländer. Titere waren alle Frauen; er mußte offenbar einmal eine sehr schlechte Erfahrung mit Frauen gemacht haben, er hielt das ganze Frauengeschlecht für minderwertig, kleinlich und für ein mehr oder minder notwendiges Übel. Knoten waren alle, die darauf ausgehen, Geld zu erwerben, oder die keine Bildung besaßen. Knoten waren Leute, die sich betrinken, die Radau machen, sich prügeln. Knoten waren Gutsbesitzer, die zu hohe Pachten fordern und zu geringe Löhne zahlen. Knoten waren die meisten Kaufleute, wenn sie das Publikum zu übervorteilen suchen ... Er besaß im Grunde eine außerordentliche Menschenverachtung, doch war dieselbe nicht bitter,

sondern humoristisch gefärbt. Sich selbst überschätzte er keineswegs, er war nicht hochmütig. Er lachte aufrichtig und herzlich über alles Knotige. Eisenbahnen oder den Telegraphen zu benutzen vermied er, so sehr er konnte. Er mietete sich viel lieber ein Bauernfuhrwerk oder fuhr mit der Post. Ein Herr, der 7 Werst von Walk wohnte, forderte ihn auf, doch mit ihm zusammen in seiner Kutsche zu fahren, da beide nach Walk wollten. Der alte Wilhelm sagte: „Ich danke! Ich bin kein Knot; ich werde mir einen Bauern mieten." Ich habe mich oft als Student mit ihm unterhalten und erstaunte stets über den Umfang seines Wissens. Nie prunkte er damit, nie fing er überhaupt an, von derartigen Dingen zu sprechen. Wenn man aber fragte, so antwortete er sehr erschöpfend und schloß meist mit einer Folgerung, die das Resultat seines Nachdenkens war, z. B. ... „und daher läßt es sich nicht sagen, was Materie ist, sie zerrinnt einem bei näherer Prüfung zwischen den Fingern zu einer Abstraktion;" oder: „und da sich also vom Äther die entgegengesetzten Eigenschaften annehmen lassen, so wird seine Existenz überhaupt zweifelhaft." Solche Gespräche führte er aber nur mit wenigen; mit den anderen Menschen vermied er sie. Am liebsten waren ihm Geschichten von Knoten; der naive Egoismus, das derbe Handeln, das Urwüchsige, nicht von der Kultur überfirnißte Auftreten des Knoten verursachte ihm ein unsägliches Vergnügen. Da war z. B. in Walk ein „Polizeimeister". Das war ein Bierbrauer, der kaum zu lesen verstand. Die ganze Polizei bestand aus dem Ratsdiener Kiel, der einen roten Rand um die Mütze trug. Auf einer Sitzung im Rathaus war die Anwesenheit des Polizeimeisters nötig. Kiel wurde nach ihm geschickt. Der Polizeimeister ist aber in seinem Keller beschäftigt und kommt nicht. Nun wird ein kleiner Junge nach ihm geschickt. Dem händigt der Polizeimeister einen Zettel ein mit den Buchstaben: a. d. i.? Später wird er gefragt, was das bedeuten soll? Er sagt: „Aber könnt ihr denn nicht lesen, es heißt doch: ats denn itz? (Hat's den Hitze, hat es Eile?)". Solche Geschichten waren für Onkel Wilhelm eine Quelle nie versiegenden Vergnügens. — Der alte Wilhelm wurde 86 Jahre alt. Sein Leben war ein rein innerliches. Er hat kaum eine Spur in der Welt zurückgelassen. Er lebte, ohne ein Träumer zu sein, in einer

anderen Welt. Er suchte keine Freundschaft, keine Liebe, ja nicht einmal eine Bekanntschaft. Aus dem Urteil der Menschen machte er sich nichts. Er lebte in seinen Büchern und genoß die Natur. Er tat niemand etwas zuleide, aber auch niemand etwas zur Freude.

Eine ungeheure Erregung brachte das Jahr 1870. In Walk herrschte im Sommer eine gewaltige Hitze, es war staubig und drückend, und das Städtchen glich einem verschlafenen Träumer. Plötzlich stürzte Ratsdiener Kiel auf die Veranda, wo wir friedlich unsere sauere Milch zum Mittag löffelten, und rief, ohne zu grüßen, mit weit aufgerissenen Augen: „Herr Propst, Krieg!“ Mit Blitzesschnelle durchflog die Kunde die Stadt. Es bemächtigte sich aller eine ungeheure Aufregung. Man stand in Gruppen auf den Straßen und las die Telegramme. Dazu kam, daß in der Nacht ein Nordlicht zu sehen war, wie ich es überhaupt auch nur annähernd niemals gesehen habe. Ein Nordlicht, im Juli, und von einer unglaublichen Stärke! Der halbe Himmel war vollkommen blutrot, und dabei zuckten beständig purpurrote Strahlen bis zum Zenit. Es war wirklich, als kämpften feindliche Geisterheere am Himmel einen Weltuntergangskampf. Das Nordlicht machte auf alle Menschen einen tiefen, erschütternden Eindruck.

Die Nachrichten vom deutsch-französischen Kriegsschauplatz erhielten alle Welt in fieberhafter Spannung. Einst stürmte Kiel wieder bleich vor Aufregung ins Zimmer und rief: „Herr Propst, Napoleon ist gefangen!“ Die Zeitungen, das „Daheim“ und ähnliches wurden mit größter Aufmerksamkeit gelesen. Ich war zehn Jahre alt, wußte aber genau Bescheid über alle Vorgänge im Felde.

Im Sommer 1871 fand die Hochzeit meiner ältesten Schwester Maria mit dem Pastor Wilhelm Tiling statt. Sie wurde im Pastorat Dalbingen gefeiert. Dort lebte Onkel Hermann, der dritte Bruder meines Vaters, als Pastor. Dalbingen, in der Nähe der Versuchsfarm des Rigaschen Polytechnikums Peterhof gelegen, ist ein ländliches Pastorat von geradezu unwahrscheinlicher Weltabgeschiedenheit. Eine friedlichere Idylle läßt sich kaum denken. Das Pastorat liegt weit ab von der Landstraße, am Rande eines mächtig großen Waldes. Dort hat Onkel Hermann sein gan-

zes Leben lang als Pastor verbracht. Er war ein Mann, wie es ähnliche wohl schwerlich gibt. Er war vollkommene Güte. Aus seinen leuchtenden blauen Augen sprach Ruhe, Heiterkeit, Milde, Herzlichkeit. Ebenso einfach und anspruchslos wie in der Kleidung war er im Essen und Trinken. Er besaß absolut keine ehrgeizigen Gedanken oder heißen Wünsche. Seine Bienen zu beobachten, im Garten zu sitzen oder im Walde, längs dem Flüßchen, der Misse, zu wandeln, oder auf der Veranda die „Mitausche“ und „Rigasche Zeitung“ zu lesen — das war für ihn die angenehmste Beschäftigung, der Genuß des Lebens. Er war kein Mann der Tat; er wäre wohl schwerlich imstande gewesen, mit starker Hand durchzugreifen, schon deshalb, weil er viel zu gutmütig war, um jemand hart anzufassen. Ich bin oft in Dalbingen gewesen, habe aber nie gesehen, daß Onkel Hermann einmal schlechter Laune gewesen wäre. Undenkbar scheint mir, daß er heftig oder zornig hätte werden können. Ebenso undenkbar war es, daß er irgendein Unrecht hätte begehen können. Einmal war er in Mitau. Er hatte den Kutscher mit einem Pferde fortgeschickt, um dasselbe auf dem Markte zu verkaufen. Aber da fiel ihm ein, daß der Kutscher vielleicht die Fehler des Pferdes verschweigen könnte. Er ging also sofort auf den Markt. Richtig stand ein Käufer schon da und handelte mit dem Kutscher. Onkel Hermann trat heran und sagte: „Mein lieber Mann, Sie werden vielleicht nicht bemerkt haben, daß das Pferd auf einem Auge blind ist. Außerdem streicht es zuweilen und ist älter, als es aussieht. Sie werden es für 14 halten, es ist aber 18 Jahre alt.“ Der Käufer sah Onkel Hermann scharf an, sprach kein Wort mehr und ging fort; er mochte ihn wohl nicht für recht gescheit halten. Natürlich mußte Onkel Hermann das Pferd wieder nach Hause mitnehmen. Er besaß gar keine Neigung zur Kritik oder zum Zweifel. Er war gewöhnt, alles auf Treu und Glauben hinzunehmen. Einmal machte er beim Abendessen die Bemerkung: „Der römische Konsul, der seine beiden Söhne hinrichten ließ, war doch eine herrische Natur.“ Ich sagte: „Aber Onkel, das durfte er doch gar nicht. Er kann doch nicht Vater und Richter zugleich sein! Das hätte kein Gericht der Welt zugelassen, als Partei darf man doch nicht richten!“ „Sieh mal,“ sagte Onkel Hermann, „so habe ich es nie betrachtet, aber du

kannſt recht haben." Er faßte die meiſten Dinge dieſes Lebens als von Gott ſo geordnet auf und nahm die Geſchehniſſe mit dem Vertrauen eines Kindes hin.

Seine Frau, Tante Lottchen, geb. v. Richter, war eine äußerſt zartgeſinnte, feine und empfindſame Frau. Sie war eine Jean Paul'ſche ſchöne Seele. Sie machte einen durchaus jungfräulichen, aber nicht altjungferlichen Eindruck. Schon die altertümliche Friſur, das kleine Spitzenhäubchen, die einfache, aber peinlich adrette Kleidung — alles paßte vollkommen zu ihrer Perſönlichkeit. Ein einziges Mal in ihrem Leben hat dieſes alte Paar eine „Ausſchweifung" begangen! Mein Vater, meine Mutter, Tiling und ſeine Braut, Onkel Hermann und Tante Lottchen, Onkel Theodor, ich kleiner Spuz von elf Jahren — trafen uns in Riga im Hotel „Frankfurt am Main". Zum Mittageſſen ließ Onkel Theodor zwei Flaſchen Champagner kommen, und man ließ das Brautpaar leben. Nun beſtellten mein Vater und Onkel Hermann noch eine Flaſche Röderer, trotz der zaghaften Proteſte von Tante Lottchen. Als dieſe drei Flaſchen getrunken waren, zeigte es ſich, daß Tante Lottchen glänzende Augen und gerötete Wangen hatte und ſehr verlegen erklärte, ſie müſſe unbedingt nach Hauſe, während Onkel Hermann durchaus nicht abgeneigt ſchien, noch weiter dazubleiben!

Zur Hochzeit meiner Schweſter Marie mit Paſtor Tiling waren mein Vater und ſeine Brüder Hermann, Wilhelm, Viktor und Theodor zugegen. Onkel Theodor war Arzt, meiſt in Litauen, in Pokroi, Poneweſch und anderen Orten. Er war ein kleiner, hagerer Mann mit einem langen Bart. Er ſah genau ſo aus wie Tizian; zum Verwechſeln. Er hatte etwa um 1840 in Dorpat ſtudiert, war aber wegen einiger toller Streiche relegiert worden. Er hatte ſich nämlich mit einer Flaſche Bier vor dem Hauſe des Kurators direkt aufs Pflaſter hingeſetzt und laut geſungen: „Hier ſitz ich auf Roſen mit Veilchen bekränzt!" Sodann ſoll er die Flaſche ins Fenſter des Kurators geworfen haben. Er wurde auf ewig relegiert und ging nach Königsberg, um auszuſtudieren. Aber auch hier machte er Schulden und dumme Streiche. Mein Vater, der damals Hauslehrer in Dondangen war, mußte nach Königsberg fahren und ihn dort losmachen. Darauf aber nahm

er sich zusammen und studierte fleißig, bis er das Schlußexamen machen konnte.

Onkel Theodor war, als ich ihn kennen lernte, ein ernster Mann von großer Bildung und weitem Horizont. Er besaß einen außerordentlich klaren Verstand, ein richtiges Urteil, eine große Überzeugungstreue und einen Drang nach Wahrheit. Er war naturwissenschaftlich gebildet. Und nun saßen die Brüder in der Laube zusammen und das Gespräch kam auf Darwin. Und von Darwin auf die Dogmen des Christentums. Ich saß dabei und hörte mit glänzenden Augen zu; denn ich hatte in meiner Lesewut schon eine Menge Bücher gelesen, d. h. verschlungen und natürlich nur die Hälfte verstanden. Mein Vater, sehr erregt, und Onkel Hermann, sehr ernst, fragten, ob Theodor denn nicht „glaube"? Und als er antwortete: „Ich kann nicht an Dinge glauben, die meiner ärztlichen Erfahrung, meiner Vernunft und den Naturgesetzen direkt widersprechen", — da empfand ich, daß sich hier zwei Welten, zwei Zeiten gegenüberstehen, die durch eine nicht zu überbrückende Kluft geschieden sind. Die Frauen konnten Onkel Theodor nur mit einem gewissen leise schauernden Respekt ansehen: er war ein Ungläubiger ... Indessen, Onkel Theodor war im übrigen ein vortrefflicher Mensch. Er war äußerst pflichtgetreu und tat für seine Patienten, was er nur konnte. Trotz seiner geringen Honorare — Arme behandelte er sehr oft unentgeltlich — hinterließ er bei seinem Tode ein Kapital von gegen 40000 Rubel, das unter die Geschwister verteilt wurde und ihnen sehr zustatten kam.

Ich hatte eine großer Verehrung für Onkel Theodor. Er war ein so ruhiger, abgeklärter Mensch, er kannte und liebte die Natur und ihre Geschöpfe. Er verschmähte es nicht, sich mit mir grünem Jungen über Gesichtswinkel, arische Rasse und Galls Schädellehre zu unterhalten, ohne mich seine Überlegenheit irgendwie empfinden zu lassen. Er war eine grundehrliche Natur und besaß einen weiten Horizont. Er machte absolut kein Wesen von sich, war völlig frei von irgendeiner Art Eitelkeit, — eine Unterhaltung von fünf Minuten genügte, um ihn als den geraden, ehrlichen Mann kennen zu lernen, der er war. Er war unverheiratet und starb 1880 als Siebzigjähriger.

Onkel Ernst, den jüngsten der Brüder, habe ich leider niemals gesehen. Seine Frau war eine geborene Quest. Onkel Ernst war und ist noch gegenwärtig Arzt im Innern Rußlands.

Onkel Viktor dagegen habe ich am genauesten kennen gelernt, da er Bürgermeister in Dorpat war und ich dort studierte. Ich war fast jeden Sonntag dort zu Mittag. Onkel Viktor war ungefähr bis zu seinem 15. oder 16. Jahr ein ziemlicher Nichtstuer gewesen. Er ging in Irben vom Morgen bis zum Abend auf die Jagd. Es waren damals ideale Zeiten für einen Jäger, man konnte jagen, wann, wo und wie oft man wollte. Aber eines schönen Tages, als er hinter der Scheune im Grase lag und träumte, kam ihm plötzlich der Gedanke: Halt — was soll aber denn eigentlich aus mir werden? Ich müßte doch eigentlich studieren; ich kann doch nicht ewig Birkhühner jagen! Soll ich denn Buschwächter werden? — Nein, so geht das nicht weiter; es muß etwas geschehen, ich will und werde ein ganzer Mann werden — — „und weil dieser Gedanke plötzlich in voller Stärke mich erfaßte, so führte ich meine rechte Hand an den Mund und biß ein tüchtiges Stück Fleisch heraus". Zwischen Daumenwurzel und Zeigefinger sah man deutlich die große weiße Narbe, das Zeichen des Gelübdes.

Onkel Viktor war mit Hannchen Lichtenstein verheiratet, einer kleinen, zierlichen und höchst ästhetischen Dame. Sie liebte es, ihre weltverbessernden Ideen zu entwickeln, vor allem wollte sie das Leben der Dorpater Studenten reformieren und von den Verfehlungen in Baccho und in Venere säubern. Onkel Viktor hörte ihre gutgemeinten, aber praktisch schwer durchführbaren Theorien geduldig an, küßte sie dann lächelnd und sagte: „Ach, du mein liebes Frauchen!" Tante Hannchen starb Anfang der achtziger Jahre.

Ich ging sehr oft am Sonntag zu Onkel Viktor zum Mittag. Er, seine Tochter Marie, die er zärtlich liebte, die beiden Söhne Max (Advokat in Hasenpoth) und Artur (Doktor in Kuda) und ich bildeten dann einen sehr fröhlichen Kreis. Onkel war ein vorzüglicher Gesellschafter. Er war eine helle, klare, warme Natur voll Verstand und harmloser Heiterkeit. Ein Mensch von großer Herzensgüte. Am meisten schätze ich es jetzt, rückblickend, an ihm,

daß er, ähnlich wie Onkel Theodor, mich, der ich doch nur ein junges Studentlein war, geradezu für voll nahm und als Mann zum Mann mit mir sprach. Niemals spottete er über meine jugendlichen Ansichten. Solch ein Mann ist für strebende Jünglinge von gar nicht genug zu schätzendem Einfluß. Dazu kommt, daß Onkel Viktor eine sehr hochstehende moralische Persönlichkeit war. Er war fromm im besten Sinne dieses oft mißbrauchten Wortes, — bei ihm deckte sich nämlich Glaube und Moral. Viele seiner Aussprüche sind mir wörtlich in der Erinnerung geblieben. „Wenn jemand die Möglichkeit hat, schlecht oder gut zu handeln, und sich für das Gute entscheidet, so hat er frei gehandelt; frei ist ein moralischer Begriff." Auf meine skeptische Äußerung über das Abendmahl sagte er: „So wie man durch die Nahrung körperliche Kraft erhält, so gibt der Genuß des Abendmahls sittliche Kraft." „Weder der Richter, noch das Gesetz darf begnadigen. Das Begnadigungsrecht steht über dem Gesetz, daher hat es nur der Herrscher." Onkel Viktor war stets guter Laune, oft von sprudelnder Lebhaftigkeit. Auf Kleidung und Leckerbissen gab er, wie alle Kupffers, gar nichts. Er war bedürfnislos. Außer seiner Zigarre und seiner Flinte hätte er gern alles übrige, die „verfluchten Sachen", wie er scherzend sagte, entbehren mögen. Er war eine vollkommen harmonische Natur, absolut ehrenhaft und wahr, unfähig, die geringste schlechte Handlung zu begehen — wie übrigens alle sechs Brüder. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, d. h. nicht das, was man einen wütenden Schießer nennen würde, sondern ein Naturfreund, der Sumpf und Moor mit seiner Diana zu durchstreifen liebte und ein, zwei, drei Hühner mit sicherem Schuß herunterholte. Auf dem Schnepfenstand genoß er, wie Turgenjew, die Abendstimmung in der herben Frühlingslandschaft.

Ich glaube, Onkel Viktor besaß keine Feinde. Er verkehrte mit den Dorpater Professoren genau ebenso als ganzer Vollmensch, wie mit den alten, verhutzelten Weiberchen, die mit irgendeinem Bittgesuch zu ihm kamen.

Er war frei von jeder persönlichen Eitelkeit. Noch mehr, er wollte durchaus nicht irgendwie geehrt oder gefeiert werden. Als in Dorpat Straßenschilder angebracht wurden, bekam die schmale

Straße, die an seinem Hause am Domgraben vorbeiführte, den Namen „Kupfferstraße“. Aber er ließ das Schild abnehmen und die Straße nach dem früheren Besitzer seines Hauses „Hetzelstraße“ nennen.

Im Domgraben oder längs der Tannenallee nach Techelfer spazieren zu gehen, war für ihn ein täglicher Genuß. Dann nahm er Sonnenschein, Licht, Farben und Formen der Landschaft mit empfänglicher Seele in sich auf; diese Spaziergänge brachten ihm nach den vielen Sorgen seines Amtes die ruhige Klarheit des Geistes, die Heiterkeit des Gemütes wieder.

Vor dem Tode hatte er nicht die geringste Furcht. Im Gegenteil, als die Wassersucht bei ihm mehr und mehr zunahm und er nur noch einige Tage zu leben hatte, sagte er: „Also noch bis Freitag muß ich warten: dann werden sich alle Rätsel lösen, dann werde ich alles sehen.“ Onkel Viktor war ein Mann aus einem Guß, er war ebenso klug wie gut, ebenso gut wie energisch. Es ging etwas Helles, Strahlendes von ihm aus. Eine Sonnenseele. —

So waren die fünf Brüder: Prachtmenschen. Jeder in seiner Art etwas Ganzes, Großes. Sie verkörperten die begrifflichen Ideale: die strenge Würde, die Gelehrsamkeit, die Wahrheit, die Herzensgüte, die Lauterkeit.

Theodor Hermann Pantenius

In Riga

Aus den Erinnerungen eines baltischen Journalisten*

Hinter der dem Dünakai zugewandten Häuserreihe liegt in Riga zwischen dem Sünder- und dem Schwimm- (eigentlich Swine = Schweine-) Tor eine enge Gasse, die den Namen Kunststraße führt, weil sich hier einst die „Wasserkunst" der Stadt befand. Die meisten an sie stoßenden Häuser beherbergten in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Matrosenkneipen, und man sah wohl auch am hellen, lichten Tage bis zur Bewegungslosigkeit Betrunkene in der Gosse liegen, die dann schließlich ein Schutzmann in einer Droschke fortschaffte. Hart an dem Schwimmtor, oder wie man in Riga sagt, an der Schwimmpforte, erhob sich aber ein sehr stattliches Bürgerhaus, das der Kunststraße nur die Rückseite, die Stirnseite aber der Düna zukehrte. Dieses Haus gehörte 1870 zwei alten Herren, dem Ratsherrn a. D. Schaar und dem Ältesten Großer Gilde Schniedewind, die sich vom Weinhandel, den sie als Kompagnons betrieben, zurückgezogen hatten und nun ihren Lebensabend in behaglichem Wohlstand verbrachten. Das Erdgeschoß des Hauses enthielt Kontore, in dem ersten Stockwerk wohnte Schniedewind, im zweiten Schaar. Über diesem gab es noch eine Anzahl Dachzimmer, die ursprünglich als Wohnräume für die jungen Leute der großen Weinhandlung gedient hatten, nun aber an Junggesellen oder allein lebende Damen vermietet wurden. Diese Zimmer hatten als Zugang eine Hintertreppe, auf die man von der Kunststraße aus durch eine eiserne Tür gelangte, wie man sie sonst wohl vor Warenniederlagen anbringt.

---

* Die Erinnerungen sind 1911 geschrieben.

Vor dieser Tür stand ich an einem Augusttage des Jahres 1870 und bemühte mich eine Weile vergeblich zu entdecken, wie sie sich wohl öffnen ließ.

In die Kunststraße war ich aber so gekommen: Ich war, nachdem ich die Universität verlassen hatte, zwei Jahre Hauslehrer im Hause meines Onkels, des Rechtsanwalts Hermann Conradi in Petersburg und dann wieder zwei Jahre Hauslehrer in der Familie des Barons von der Ropp-Fischröden (bei Grobin in Kurland) gewesen. In Petersburg war der Trieb zu poetischer Produktion, der während meiner Universitätsjahre vollständig erloschen war, wieder in aller Stärke erwacht, und in Fischröden war mein erster Roman „Wilhelm Wolfschild" entstanden. Insofern unter sehr günstigen Bedingungen, als die Hausfrau, eine ebenso schöne wie kluge und gütige Dame, eine geborene Korff aus dem Hause Kreuzburg, an seiner Entstehung den nachsichtigsten Anteil nahm, und ein überaus frohes und reiches Familienleben, an dem nach alter kurischer Sitte Hauslehrer und Gouvernante als Gleichberechtigte teilnehmen durften, jede Sorge um die doch immerhin sehr ungewisse Zukunft zunächst fernhielt. Auch bot das gastliche Haus Gelegenheit, eine Fülle altkurischer Typen persönlich kennenzulernen. Ich erlebte da mehrere Krippenreiter, einen höchst originellen, im Hauslehrertum steckengebliebenen alten Herrn, sehr wunderliche Pastoren, Sonderlinge jeder Art, an denen das Land damals noch so reich war, und die mich auf das lebhafteste interessierten.

Dieses für mich ebenso lehrreiche wie fesselnde Stilleben mußte im August 1870 ein Ende nehmen, weil die Familie von der Ropp ihren Wohnsitz nach Libau verlegen sollte. Da war ich denn sehr froh, als sich mir die Aussicht eröffnete, mich zunächst in Riga als Privatlehrer betätigen zu können. Zweifelte ich auch nicht daran, daß mir mein Talent einmal eine Stellung im Leben erobern würde, so mußte ich mir doch sagen, daß es damit noch gute Weile hatte.

Ich habe in „Aus meinen Jugendjahren" erzählt, wie ich auf dem Gute Theodors von Oenffer zum erstenmal einem Dichter begegnete. Dieser Dichter nun lebte als Fachlehrer für Geschichte und Geographie in Riga, hatte mich nicht vergessen und forderte

mich, als er erfuhr, daß ich meine Stellung in Fischröden aufgeben mußte, auf, nach Riga zu ziehen und mich dort als Privatlehrer niederzulassen. Er verschaffte mir auch an mehreren Knaben- und Mädchenschulen Stunden und mietete für mich in dem Schaar- und Schniedewindschen Hause, in dem er selbst wohnte, ein Zimmer.

Zu ihm, der hier Kummerau heißen mag, fand ich denn auch, nachdem ich schließlich eine Klingel entdeckt und sich die Eisentür geöffnet hatte, den Weg.

Kummerau war damals vielleicht 35 Jahre alt, unter Mittelgröße, fein und zierlich gebaut. Ein rötlicher, sehr schwacher Vollbart umgab ein schmales Gesicht, aus dem ein paar blaue, etwas hervortretende Augen freundlich in die Welt sahen. Er bewohnte zwei Zimmer, deren Wände ganz von einer Bibliothek verdeckt waren, die Bücher aus so ziemlich jedem Wissensbereich enthielt, denn er pflegte, wenn er beim Buchhändler war, wahllos zu erwerben, was eben sein Interesse erregte. Dementsprechend las er denn auch bald Dieses bald Jenes, so daß bei diesen Studien nicht allzuviel herauskam. Im übrigen besaß er in den Fächern, in denen er unterrichtete, hinreichende Kenntnisse. Seine eigentliche Lebensaufgabe aber sah er in seiner Tätigkeit als Dichter, wie er denn auch von Zeit zu Zeit eine Sammlung von Gedichten veröffentlichte. Mit welchem Erfolg, habe ich am angeführten Ort erzählt. Um die Kosten dieser Veröffentlichungen und seiner Bücherliebhaberei bestreiten zu können, schränkte er sich in materieller Beziehung auf das Äußerste ein. Er hielt Reis für ein ungemein gesundes Essen und nährte sich hauptsächlich von ihm. Unsere Aufwärterin mußte ihm zweimal wöchentlich einen Kessel voll Reis kochen, den er dann dreimal täglich kalt mit immer verschiedenen Kompotten zu sich nahm. Als ich hinreichend mit Kummerau bekannt geworden war, um das wagen zu können, fragte ich ihn einmal, warum er eigentlich seine Gedichte immer wieder veröffentliche und sich zu diesem Zweck so große Entbehrungen auferlege, da doch die Erfahrung gelehrt habe, daß seine Bücher keine Käufer fänden. Da fuhr er sich nach seiner Gewohnheit erst mit dem Ringfinger der Rechten über das Auge, als ob er aus dem Winkel einen Fremdkörper entfernen wolle, hielt den Finger

gegen das Licht und sagte dann mit überlegenem Lächeln: „Haben Sie nie von Heinrich von Kleist gehört, lieber Pantenius? Wer las dessen Sachen bei seinen Lebzeiten? Und hätte er recht getan, wenn er deswegen nichts mehr hätte drucken lassen?“

Darauf ließ sich ja nun nichts erwidern.

Und so saß denn Kummerau außerhalb seiner Lehrstunden meist einsam in einem warmen Schlafrock in seinem Zimmer, verzehrte seinen Reis und dichtete oder las irgend etwas. Manchmal unter merkwürdigen Umständen. Einmal war ich während der Sommerferien unerwartet nach Riga gekommen und wollte ihn begrüßen. Er war ausgegangen, und ich bat die Aufwärterin, mir sein Zimmer zu öffnen, weil ich ihm einen schriftlichen Gruß zurücklassen wollte. Als ich das Zimmer betrat, prallte ich entsetzt zurück, denn es war von einem stinkenden, weißen Rauch erfüllt. Darüber kam Kummerau und erzählte mir, er habe in seinem Bett eine Wanze gefunden und sich bei der Tochter von Schniedewind erkundigt, was er wohl gegen das Ungeziefer anwenden könne. Sie habe ihm geraten, mit spanischem Pfeffer zu räuchern. Die junge Dame war, als ich ihr erzählte, wie ihr Rat befolgt worden war, nicht wenig erschreckt, denn sie hatte natürlich angenommen, daß das Mittel in Abwesenheit des Zimmerbewohners angewendet werden würde.

Wenn ich Kummerau am Abend besuchte und bei ihm ein Glas Tee trank, so konnte der einsame Mann eine merkwürdige, ich möchte sagen „altmodische“ Lustigkeit entfalten. Er sang dann wohl mir ganz unbekannte Studentenlieder nach mir ebenfalls unbekannten Melodien. Als ich mich bei einem ehemaligen Schulkameraden, der in Dorpat Curone gewesen war, erkundigte, ob sie vielleicht aus Dorpat stammten, zuckte er die Achseln und meinte, er kenne sie auch nicht. „Viellleicht singt man sie aber unter den ‚Wilden‘,“ fügte er hinzu.

Kummerau wurde wegen seiner Pflichttreue und seines ehrenhaften Charakters allgemein geschätzt und man ging über seine Wunderlichkeiten lächelnd hinweg. Gegen mich war er immer sehr gütig, und ich verdanke ihm die beiden wichtigsten Bekanntschaften, die ich überhaupt im späteren Leben gemacht habe. So kann ich denn seiner nur dankbar gedenken.

Die drei Fenster meines Zimmers, das durch eine spanische Wand in zwei Teile zerfiel, gingen auf die Düna hinaus und boten einen reizvollen Anblick auf den hier fast einen Kilometer breiten Strom und die zahlreichen Schiffe auf ihm. Die Floßbrücke — vor dem Bau der Eisenbahnbrücke die einzige — mündete auf die Sünderpforte, so daß ich sie und das lebhafte Treiben auf ihr fast ganz übersehen konnte. Im Beginn des Winters wurde sie fortgenommen, und es gab dann wohl ein paar Tage, an denen man nicht ohne Gefahr an das andere Ufer und zum Mitauer Bahnhof gelangen konnte. Bei einer solchen Gelegenheit habe ich Kummerau und den übrigen Hausgenossen einmal einen unruhigen Tag gemacht. Ich pflegte nämlich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Riga an jedem Sonnabend zu meiner Mutter nach Mitau zu fahren und bis zum Sonntagabend bei ihr zu bleiben. An einem Sonnabend war das Betreten des noch ganz jungen Eises polizeilich verboten und am Sonntag Morgen auch noch. Da es mir aber schon zu halten schien — ich kannte diese Dinge ja noch von Sallgallen her — so wagte ich den Übergang und kam auch glücklich über den Fluß. Einem anderen jungen Mann aber, der ungefähr von meiner Statur gewesen sein soll, ging es nicht so gut; das Eis brach unter ihm, und er ertrank. Ich, der ich davon nichts wußte, erkrankte in Mitau an der Gesichtsrose und versäumte es, Kummerau telegraphisch zu benachrichtigen. Wie ich nun auch am Montag Morgen nicht wiederkam, nahm er an, ich sei ertrunken und alarmierte das ganze Haus, bis ihm geraten wurde, doch telegraphisch bei meiner Mutter anzufragen. Worauf sich denn alles beruhigte.

Gegen das Frühjahr hin wurde ein Bretterstieg über das Eis gelegt. Da er es vor den Sonnenstrahlen schützte, so pflegte sich dieses schließlich hart neben ihm in Bewegung zu setzen. Das sah denn, wenn noch Menschen auf dem Steg waren, ängstlich genug aus. Dasselbe war der Fall, wenn während des Eisganges die Flußlotsen Leute, die durchaus auf das andere Ufer wollten, in Boten übersetzten. Die Lotsen hatten darin eine außerordentliche Geschicklichkeit.

Einen schönen Anblick bot es, wenn im Frühling die ersten Dampfer durch das noch treibende Eis den Fluß heraufkamen und damit anzeigten, daß die Schiffahrt wieder eröffnet sei.

Auch sonst konnte ich mich an dem schönen Strom nicht satt sehen. Wie herrlich sah es aus, wenn nach Sonnenaufgang die Brücke geöffnet wurde, die Flöße flußabwärts gelassen, die Schiffe stromaufwärts gebracht wurden, und überall das regste Leben begann; wie schön, wenn in der Abendröte dieses Leben allmählich abflaute, und die Matrosen zur Ziehharmonika Lieder in allen Sprachen sangen. Wie packte aber auch der Blick auf den Strom, wenn der Sturm hohe Wellen über die Brücke peitschte und die zum Auslaufen bereiten Dampfer, die dann in seiner Mitte lagen, sich vor ihren Ankern bäumten! Eine Mondnacht im November ist mir unvergeßlich. Meine Mutter war bei mir. Wir sahen zwei große englische Dampfer vor uns liegen und wir sprachen davon, wie gefährlich doch solche Winterreisen sein müßten. Am anderen Morgen sahen wir die Schiffe auslaufen. Beide trafen nicht an ihrem Bestimmungsort ein, und man hat nie erfahren, wie und wo sie untergegangen sind.

Ich ging nie zu Bett, ohne mich noch eine Weile am Anblick des Flusses erfreut zu haben, und am Morgen galt mein erster Blick ihm.

Kummerau riet mir, den beiden Besitzern des Hauses einen Besuch zu machen und versicherte, das sei in Riga so Sitte. So machte ich denn den Herren meine Aufwartung und wurde auch freundlich aufgenommen.

Der Ratsherr Friedrich Schaar stammte aus Glückstadt, der Älteste Peter Schniedewind aus Lübeck. Beide waren sehr jung nach Riga gekommen, hatten als Kompagnons eine Weinhandlung eröffnet und waren dann schnell zu Wohlstand und Ansehen gelangt. Als ich die Herren kennenlernte, hatten sie sich schon vom Geschäft zurückgezogen und waren nur noch im Interesse des Gemeinwesens tätig. An diesem hingen sie mit einer Liebe, als ob sie mit Dünawasser getauft gewesen wären.

Ratsherr Schaar war einer der schönsten alten Herren, die ich je gesehen habe. Hoch und schlank gewachsen, hielt er sich kerzengerade, ein kurz gehaltener Backenbart umrahmte ein schmales Gesicht, das die regelmäßigen Züge eines vornehmen Niederdeutschen zeigte. Er sah aus wie der leibhaftige „Herr Senator" und gab sich auch als solchen. Er war immer sehr elegant gekleidet und repräsentierte gern.

Schniedewind hatte auch etwas ausgesprochen Vornehmes, aber in ganz anderer Art als Schaar. Er war sehr zurückhaltend und gab sich ungemein schlicht. Er mochte als junger Mann wohl auch sehr gut gewachsen gewesen sein, hielt sich aber infolge eines asthmatischen Leidens vornübergebeugt. Er hatte schöne blaue Augen, eine Adlernase und einen Mund, der sehr lieblich lächeln konnte. Obgleich er sehr energisch war, lag doch etwas frauenhaft Zartes und Reines in seinem Wesen. Er war eine durchaus religiöse Natur, hatte in seiner Jugend Missionar werden wollen und war erfüllt von einer rein innerlichen Frömmigkeit, die sich nie aufdrängte und nie verleugnete.

Die beiden Freunde hatten Schwestern geheiratet, und ihre Familien lebten in innigster Gemeinschaft.

Mich zog besonders Schniedewind an, der ja auch später mein Schwiegervater wurde, und ich wurde nicht müde, mir von ihm von seinem Geschäftsleben erzählen zu lassen. Es war noch dem von T. O. Schröter in Freytags „Soll und Haben" sehr ähnlich gewesen. Das Personal der Firma hatte noch im Hause der Prinzipale gewohnt und an ihrem Tisch gegessen. Die Herren hatten auch wie T. O. Schröter viel mit russischen Juden und infolgedessen mit einem großen Verlustkonto arbeiten müssen. Daß jede dieser Verbindungen einmal ein übles Ende nehmen würde, wußte man im voraus, es kam nur darauf an, ob man vorher aus ihr einen Gewinn gehabt hatte, der den schließlichen Verlust tragen konnte.

So gewann ich etwas Einsicht in das mir bis dahin ganz fremde Leben des Kaufmanns und lernte es um so mehr schätzen, als es sich hier in der achtungswertesten Weise verkörpert hatte. Nach dieser Richtung wurde mir auch viel Belehrung durch Unterhaltungen mit dem Ratsherrn Alexander Faltin, der zwar kein Kaufmann war, aber in kaufmännischen Dingen vorzüglich Bescheid wußte.

Freuden und Leiden des Kaufmanns traten mir in der großen Handelsstadt auf Schritt und Tritt entgegen. Ich sah Kaufleute schnell reich werden, und ich sah andere ebenso schnell in Armut versinken. Ich erlebte es, daß der Inhaber eines kleinen Getreidegeschäftes in Mitau, der nach Riga übergesiedelt war, eines Tages

mit Orlowschen Trabern fuhr und daß ein mir bekannter Großkaufmann es mitansehen mußte, wie nicht nur seine Orlowschen Traber, sondern selbst sein Neufundländer aus seiner Konkursmasse versteigert wurden. Während ich in Riga lebte, wurden weite Kreise der Kaufmannschaft von einem Spekulationsfieber ergriffen — es handelte sich um den Export von Hafer — das nur zu vielen schließlich Verderben brachte.

In Österreich und Deutschland folgte auf den Milliardenschwindel der „Große Krach" — dieses Wort kam damals auf — des Jahres 1873.

Das alles regte mich an, fleißig volkswirtschaftliche Studien zu treiben, denen natürlich in erster Reihe Roscher zugrundegelegt wurde. Für meine allgemeine Bildung war das schließlich von großem Wert. Einblicke in den Welthandel, die ich gewann, kamen auch dem Geographielehrer zustatten. Noch mehr galt dies von dem brennenden Interesse, das ich der allmählichen Entschleierung Afrikas schenkte. Zwei Landsleute: Flegel und Georg Schweinfurth vertraten auch auf diesem Gebiete unsere Heimat in der bedeutendsten und ehrenvollsten Weise. Schweinfurth durften wir schließlich nach seiner Rückkehr von den Niam-Niams und seiner Entdeckung der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo in Riga, das ja seine Vaterstadt ist, begrüßen.

Die Verwaltung Rigas trug noch einen ganz mittelalterlichen Charakter. An ihrer Spitze stand der sich durch Zuwahl ergänzende Rat, der zum Teil aus Kaufleuten, zum Teil aus Juristen bestand und der zugleich auch Gerichtshof war. Ihm standen zwei Gilden zur Seite, die Große, zu der die Kaufleute gehörten, und die Kleine, die das nach Zünften geordnete Handwerk umfaßte. Jede Gilde hatte wieder ihre Ältestenbank, von der der sehr verbreitete Titel „der Herr Älteste" stammte. Bürger und Einwohner waren nicht dasselbe, nur der Bürger nahm Teil am Regiment der Stadt.

Ein Patriziat gab es nur im allgemein üblichen Sinn, d. h. man verstand unter ihm einen Kreis von Familien, die seit längerer oder kürzerer Zeit in der Stadt lebten und sich in ihrem Interesse betätigt hatten. Dieser Kreis trug aber durchaus keinen ausschließenden Charakter, sondern öffnete sich allen, von denen man annahm, daß sie in der Stadt ihre Heimat fanden und ihr

zu dienen bereit waren. Angehörige besonders alter und angesehener Familien hatten naturgemäß mehr Aussicht, in den Rat zu kommen, als Männer, die für sich nur die eigene Tätigkeit anführen konnten, aber es wurden auch Leute in den Rat gewählt, die durch keinerlei Familienbeziehungen unterstützt wurden, und auch der junge Patrizier kam nur in Frage, sofern sich erwarten ließ, daß er der Würde eines Ratsherrn gewachsen sein würde.

Wortführender Bürgermeister war damals Eduard Hollander, ein Mann, der schon aussah, als ob einer der aus Holz geschnitzten Männer von einer Gruppe Anbetender in einem niederdeutschen Dom lebendig geworden wäre. Wenn ein neuer Ratsherr gewählt werden sollte, so begab sich der Rat vorher in feierlichem Zuge in die Petrikirche. War dann im Rathause die Wahl vollzogen, so trat der wortführende Bürgermeister mit dem Neugewählten auf den mit rotem Tuch bedeckten Balkon, stellte ihn dem Volke vor und verlas die „Bursprake", d. h. eine kurze Ermahnung zu Frömmigkeit und bürgerlicher Tugend. Wer dann auf den Balkon blickte, konnte sich in eine holländische Stadt versetzt glauben. Eine Illusion, die freilich schwand, sobald man das zuhörende Volk in Augenschein nahm.

Hollander, der aus einer alten, um Riga sehr verdienten Familie stammte, war ein kluger, überaus gütiger Mann.

Bürgermeister war Böthführ, ein tüchtiger Jurist und eifriger Geschichtsfreund. Es hieß, er sei kein bequemer Vorgesetzter, ich persönlich habe ihn aber nur als einen sehr freundlichen und wohlwollenden Mann kennen gelernt.

Unter den älteren Ratsherren ragte Faltin, unter den jüngeren Emil von Böttticher hervor. Faltin wirkte wie ein Diplomat. Er hatte vorzügliche, etwas reservierte Umgangsformen, war vielseitig gebildet, sehr klug und geschäftskundig. Böttticher war überaus lebhaften Geistes und Temperamentes, sehr fleißig, sehr gewandt, in seiner ganzen Art an die der Kurländer erinnernd, zu denen seine Vorfahren gehörten. Wozu stimmte, daß er unter Umständen auch sehr scharf sein konnte.

Ich durfte diesen Männern näher treten, und sie waren gegen den jungen, unbekannten Privatlehrer überaus liebenswürdig. Was doch auch beweist, wie wenig exklusiv diese Herren waren.

Sobald sie sahen, daß der zugezogene Fremde Interesse an ihrer Vaterstadt nahm, kamen sie ihm freundlich entgegen.

Dieses Interesse war nun freilich bei mir in hohem Grade vorhanden. Die Liebe, die die Rigenser ihrer Stadt widmeten, die altertümliche Verfassung Rigas, seine uralten Kirchen, seine winkeligen, historisch erwachsenen Straßen gefielen mir über die Maßen. Diese überaus tüchtigen Menschen, die in einem beschränkten Wirkungskreise, den sie aber ganz ausfüllten, glücklich waren, hatten garnichts von Spießbürgertum an sich, sondern nahmen lebhaften Anteil an allen geistigen Gütern des deutschen Volkes, während sie klug, energisch und nüchtern im Interesse ihrer Vaterstadt wirkten. Unvergeßlich ist mir ein Sommerabend in Ebelshof. Wie da die zahlreichen Angehörigen Eduard Hollanders um ihn saßen, und wir alle in der lauen Sommernacht deutsche Studentenlieder sangen, das bot ein ergreifendes Bild urdeutschen Familienlebens, mit dem würdigsten Patriarchen in der Mitte.

Zum Rigaschen Rat gehörte damals übrigens auch ein leibhaftiger Dichter, der auch Mitglied des Dichtervereins war. Ich bin aber weder mit ihm noch mit diesem Verein näher bekannt geworden.

Ich hatte in Riga auch Verwandte. Die Mutter von Lina von Stahl, der Begründerin und Leiterin der Stahlschen Mädchenschule, war eine Kusine und die liebste Freundin meiner Mutter. Als Frau von Stahl schwindsüchtig wurde, suchte sie dadurch Heilung, daß in Sallgallen im Viehstall ein Zimmer eingerichtet wurde, in dem sie einen Sommer verbrachte. Die gleichmäßige Wärme sollte wohl als heilendes Element wirken. Ihre Tochter begleitete sie, und ich lernte sie bei dieser Gelegenheit noch als Knabe kennen. Sie war körperlich ganz ungewöhnlich unschön, und man merkte es ihr auch sonst nicht an, daß sie sich einmal einen so reichen und schönen Wirkungskreis würde schaffen können. Ich habe sie später sehr geschätzt, und sie war mir sehr freundlich gesinnt.

Eine drollige Persönlichkeit war ein sehr viel jüngerer Stiefbruder meiner Großmutter Conradi, der Kaufmann Frohbeen. Der alte Herr war Junggesell und bewohnte ein paar

Zimmer in einem Hause, das in der Nähe der Petrikirche lag. Er hatte die Marotte, sich in den verschiedensten Trachten photographieren zu lassen: als Jäger, als Wanderer, als Reiter, Redner usw. und diese Bilder bei sich aufzuhängen. Auf einem sah man ihn in einer ganz rabiaten Haltung. Es sollte darstellen: „Frohbeen, wie er Napoleons Bild mit Füßen tritt". Einmal bemerkte ich, daß ein Bild mit dem Gesicht zur Wand gekehrt hing. Auf meine Frage erfuhr ich, daß es sich um Garibaldi handelte, der so dafür büßen mußte, daß er 1870 für die Franzosen eintrat. Als eine meiner Schwestern Frohbeen als Braut besuchte, feuerte er ihr zu Ehren auf der Treppe einen kleinen Böller ab, was die Überraschte nicht wenig erschreckte. Im übrigen war er ein freundlicher alter Herr, der geistig weiter keine Eigenart zeigte, denn sein glühender Lokalpatriotismus war in Riga nichts seltenes.

Ich habe ihn für „Die von Kelles" benutzt.

Kummerau fragte mich, ob er mich bei dem Direktor der Mineralwasseranstalt Dr. Kersting einführen solle. Der Doktor sei ein bedeutender und liebenswürdiger Mann, der eine sehr anregende Gastfreundschaft übe. Ich nahm den Vorschlag natürlich gern an, und Kummerau teilte mir am nächsten Sonntag mit, Dr. Kersting ließe mir sagen, ich solle von der Antrittsvisite absehen und gleich zum Abend zu ihm kommen. So suchten wir ihn denn in seiner hart am Wöhrmannschen Park liegenden Wohnung auf.

Es waltete kein glücklicher Stern über diesem ersten Zusammensein. Kersting, der sehr erkältet war, empfing uns im Schlafrock — was ich ihm sehr übel nahm, — seine Frau und seine Mutter waren wohl auch nicht in rechter Stimmung, die Kinder unartig, und es kam kein Gespräch zustande, das sich über das bei solchen Gelegenheiten übliche Gerede erhob. Als ich schied, hatte ich den Eindruck, daß der Hausherr ein recht unansehnlicher Sachse mit unschönen Manieren, die Hausfrau eine brave Kurländerin vom Lande und ihre Schwiegermutter eine sehr temperamentvolle, nicht eben liebenswürdige alte Dame sei. Ich nahm mir vor, den Besuch nicht zu wiederholen. Ich ahnte nicht, daß ich den Mann, den ich eben kennen gelernt hatte, bald mehr verehren würde, als je wieder einen anderen, und daß ich seiner bis zum letzten Atemzug in innigster Dankbarkeit gedenken würde.

Glücklicherweise begegnete er mir bald darauf wieder und sprach ein paar Worte, die mich aufhorchen ließen. Als ich dann wieder bei ihm gewesen war, hatte er mich schon bezaubert.

Richard Kersting war damals fast fünfzig Jahre alt (18. Januar 1821 geboren). Sein Äußeres hatte nichts Imponierendes. Seine Statur war von mittlerer Größe, weder schlank noch untersetzt, sein von einem kurz gehaltenen Bart umrahmtes Gesicht wohl geformt, aber nicht eigentlich hübsch, die Stirn hoch, das schon graue Haar ziemlich lang und gelockt. Sehr schön waren die Augen, an die man unwillkürlich in erster Reihe dachte, wenn man sich Kersting vergegenwärtigte.

Kerstings Vater Georg Friedrich (1783—1847) stammte aus Güstrow in Mecklenburg und war Maler. Er hatte zuerst die Akademie in Kopenhagen besucht und sich dann in Dresden niedergelassen. Goethe interessierte sich lebhaft für den jungen Künstler, der, als der Freiheitskrieg ausbrach, in das Lützower Jägerkorps eintrat und sich im Felde das eiserne Kreuz holte. Er lebte nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge zunächst in Dresden, wo er mit Richter und Friedrich befreundet war und wo er die Tochter des Hofpostmeisters Sergel, Agnes, heiratete, und dann in Meißen, wo er an der Porzellanfabrik tätig war. Seine Bilder werden heute, nachdem sie ein halbes Jahrhundert vergessen waren, mit Recht wieder sehr geschätzt, denn sie sind nicht nur überaus liebenswürdig nach Inhalt und Auffassung, sondern auch rein malerisch sehr feine Arbeiten.

Die Ehe und das Familienleben des Künstlers waren denkbar glücklich, so daß Richard, der noch mehrere Brüder hatte, unter sehr günstigen Verhältnissen erwuchs. Im Elternhause wurde viel Musik gemacht, der ideale Sinn des Vaters adelte ein tägliches Leben, das in bescheidenen aber auskömmlichen Verhältnissen verlief. Früh lernte der Knabe in Kunst wie in Literatur das Beste kennen, und der Verkehr mit den größten Geistern aller Zeiten blieb ihm sein Leben lang Bedürfnis. Er hatte von Natur ein heiteres, freundliches Temperament und den Drang nach einer harmonischen Weltanschauung. Auch äußerte sich schon früh eine ausgesprochene Liebe für die Naturwissenschaften. Er verhielt sich aber zur Natur immer auch als Künstler, die ästhe-

tische Naturbetrachtung war ihm ebenso sehr Bedürfnis wie die wissenschaftliche. Auch trieb es ihn stets, das Einzelne als Glied des Ganzen zu erfassen.

Kersting wurde zunächst Apotheker und absolvierte seine Lehrzeit in der damals berühmten Apotheke von Struve in Dresden, in der, wenn ich nicht irre, zuerst künstliche Mineralwasser im Großen hergestellt wurden.

Wo er dann Chemie studiert hat, weiß ich nicht, promoviert hat er, wie ich glaube, in Gießen bei Liebig.

Ende der vierziger Jahre wurde die Familie Kersting von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht. Am 1. Juli 1847 starb der Vater, kurz vorher oder nachher wurden auch Richards Brüder abgerufen, von denen der eine auch ein talentvoller Maler war.

Wie an vielen anderen Orten, so entstand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in Riga eine Mineralwasseranstalt, und Kersting wurde ihr Direktor. Wann er nach Riga kam, weiß ich nicht, 1852 war er schon in der neuen Stellung tätig.

Diese war insofern für einen Mann von dem Wissensdrange Kerstings sehr günstig, als sie ihn nur in der warmen Jahreszeit in Anspruch nahm und ihm den langen, nordischen Winter ganz frei gab. Da seine Mutter, an der er mit innigster Liebe hing, ihn begleitete, hatte er auch von vornherein ein behagliches Heim.

Es lag in Kerstings Sinnesart, daß die Fremde ihn nicht abstieß, sondern anzog. Die anders geartete Natur, die nüchternen Niedersachsen, unter die er sich versetzt fand, die eigenartigen Verhältnisse, unter denen sich hier Deutsche behaupteten, erregten sein lebhaftes Interesse. Auch ließ er es sich ohne Verdruß gefallen, daß hier nicht künstlerische, sondern staatliche, religiöse und ethische Fragen im Vordergrund des Interesses standen. Ihm bot ja die Welt eine unerschöpfliche Fülle des Wissenswerten, das angeeignet und in das Gesamtwissen eingereiht werden wollte.

Im Jahre 1852 lernte Kersting einen Studenten Adolph Graß kennen, der sich ihm mit inniger Zuneigung und Verehrung anschloß. Zwischen ihm und Graß, der später sein Schwager wurde, entstand ein Briefwechsel, der bis zu Kerstings Tode währte und von dem ich eine Abschrift besitze. Er macht

es mir möglich, die innere Entwicklung Kerstings zu verfolgen. Aus ihm zitiere ich, wenn ich die Worte in Gänsefüßchen fasse.

Da Graß ein ungewöhnlich begabter junger Mann und eine auf das Ideale gerichtete Natur war, so wandte sich die Korrespondenz sehr bald den höchsten Fragen zu, die uns das Leben stellt.

Kersting war wie so vielen, ja wie den meisten gebildeten Deutschen, auf der Schule die Beschäftigung mit Religion auf lange hinaus und gründlich verleidet worden. Erst in Riga wurde er durch den Verkehr mit gläubigen Christen angeregt, ihr näher zu treten. Er las nun Bibel und Katechismus und fand zunächst einen „feinen und großen Geist" in ihnen. Dann griff er auch zu den Theologen, positiven und negativen. Bei seiner Sinnesart mußten die positiven den Sieg davon tragen, denn er war selbst ganz auf das Positive gerichtet. „Wer Gott mit Kopf und Herzen sucht", schrieb er einmal, „der ist mein Mann. Der Kopf allein findet nicht, das Herz allein findet auch nicht, der ganze Mensch muß sich aufmachen." Und ein andermal: „Laß uns brav vorwärts gehen, jeder auf seinem Wege, das Herz voll Liebe, immer vertrauend auf die unsichtbare Hand des Freundlichsten, der zugleich der Gewaltigste ist. Fallen wir, so laß uns wieder aufstehen, irren wir, so laß uns unverdrossen umkehren und den rechten Weg suchen. Laß uns nie aufgeben den Glauben an die Menschen."

Aber schließlich kam alles darauf an, daß sich das Gedachte in die Tat umsetzt: „Schon mancher hat seine sittliche Kraft durch sittliche Worte verdunstet." Und doch ist es nicht anders: „Das Denken ist nur ein Dokument ohne Siegel, erst wo das Tun hinzutritt, gewinnt es Wesen. Durch das ewige Denken würde nie eine Welt entstanden sein, wenn es beim Denken verblieben wäre. Alles, was ist, ist nur durch die Tat."

Der Standpunkt, den die beiden Freunde in heißem Bemühen schließlich gewannen, war der des Christentums in lutherischer Auffassung. In einem Neujahrsbrief schreibt Kersting (1859): „Wollen wir in diesem Jahre unser Bestes bringen. Nicht die gewöhnliche sauersüße Mischung des Alltagsmenschen. Frischere Hoffnungen, stärkere Lebenslust, ja Lust an diesem Leben, doch nur sofern es Vorbild und Vorschule des Lebens ist, das noch

wie ein blauer Berg am fernen Horizont unseres Gesichtskreises steht. So fern, daß viele es für blauen Dunst halten. So

Sind wir in Werdelust
Schaffender Freude nah —
Doch an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da.

Ach, lieber Freund, verstehen wir es nur recht, dieses Leben. Es ist über alle Maßen groß und schön. Es ist das größte Meisterstück und die schönste Liebesgabe. Nimmt der Kranke nicht gern die Arznei, wenn er ihre Wirkung kennt oder glaubt? Ich will nicht tiefer gehen und fragen, warum wir krank sind, aber freuen will ich mich dieser heilsamen Kraft der Arznei. Ertragen will ich ihre Bitterkeit, und den ungesunden Appetit nach Lust will ich unterdrücken, bis ich genesen bin und reine, hellste Lust in vollen Zügen trinken kann. Dank dem, der mir dieses Verständnis, diesen Glauben öffnete ... Vieles, vieles habe ich verloren — die Liebe meines Herzens bis auf ein Einziges, das Mutterherz, das ein köstlicher Schatz ist. Meine Jugenderwartungen sind größtenteils unerfüllt geblieben, die Rechnung auf die eigenen Kräfte habe ich bedeutend herabsetzen müssen. Warme Freunde sind kalt geworden, mein Haus ist leer, und vergeblich streckt meine Mutter ihre Hände aus nach Enkeln, die unseren Namen forterben sollen. Grau verhängt sind die kommenden Tage, und dennoch — dennoch ist meine Hoffnung höher getragen als in der Jugend. Mein Selbstvertrauen ist unerschütterlich, denn mein Selbst und meine Kräfte weiß ich in der Hand des Allgewaltigen. Mein Herz ist warm und offen, als habe es sich nie betrogen und als sei es nie getreten worden. Ich bin bereit für alles, was dieses Leben noch bieten und fordern mag."

Graß blieb dauernd auf dem gemeinsam eroberten Standpunkt. Kersting hatte es schwerer. Für ihn, den Naturforscher, galt es später sich mit Darwin und Häckel auseinanderzusetzen, die auf philosophischem Wege gewonnene Erkenntnis mit der naturwissenschaftlichen harmonisch zu verbinden. Es ist ihm das nicht gelungen, aber er lebte schließlich der festen Überzeugung,

daß in einem überirdischen Leben, an das er glaubte, die auf beiden Wegen gewonnene Einsicht zum selben Ziele führen müsse.

Im Jahr 1860 heiratete Kersting die Schwester des Freundes und lebte mit ihr in glücklichster Ehe. „Mein Haus ist voll menschlicher Schwachheit und voll menschlichen Glückes", schreibt er später einmal.

Als ich Kersting kennen lernte, lagen die geschilderten Kämpfe hinter ihm, war alles Verneinende in ihm überwunden. Mit offenen Augen sah er in eine Welt, die ihm unendlich schön erschien, und mit offenen Herzen trat er allen Menschen gegenüber, die in seine Nähe kamen. Ich habe ihn nie ein hartes Urteil fällen hören, immer suchte er zu verstehen und zu entschuldigen. Sein von Wohlwollen erfüllter Humor machte den Verkehr mit ihm auch für die höchst anziehend, die nicht Gelegenheit hatten, seinem inneren Leben näher zu treten. Es gab für ihn nichts Großes und nichts Kleines, überall fand er die Spuren des erhabenen Geistes, der das Eine wie das Andere schuf. Die Wunder des Mooses entzückten ihn ebenso sehr wie die erlauchtesten Schöpfungen des Menschengeistes in Kunst und Technik. Und er war in einem Grade frei von Eitelkeit, wie ich es, ohne Kersting gekannt zu haben, bei einem Sterblichen nie für möglich gehalten hätte.

Mir ist seinesgleichen nicht wieder begegnet.

Ich habe mich natürlich oft gefragt, was diesen Mann veranlassen konnte, mir, einem jungen Menschen, der von Kunst gar nichts, von Philosophie nur das Schulmäßige verstand, und der das Streben nach einer festen, harmonischen Weltanschauung doch erst von ihm lernte, so freundlich zu begegnen. Ich fand darauf keine andere Antwort, als daß ich als Sonntagskind in den entscheidensten Dingen des Lebens das Glück hatte, auf das ein solches ja nach allgemeiner Annahme kraft seiner Geburt Anspruch erheben darf.

Wenn ich oben sagte, daß ich anfangs geneigt war, Kerstings Frau nicht höher einzuschätzen, als eine freundliche Kurländerin vom Lande, so lag das an ihrer Aussprache und einem gewissen Phlegma, in der Art sich zu geben. Sie war sehr viel mehr, eine ebenbürtige Lebensgefährtin ihres Mannes, eine kluge, überaus gütige Frau.

Kerstings Mutter — „Großing", wie sie in der Familie hieß, — war eine alte, überaus lebhafte Dame, der es nicht leicht fiel, den Sohn auch mit anderen durch innige Liebesbande verbunden zu sehen, nachdem sie so viele Jahre hindurch seine alleinige Gefährtin gewesen war. Auch hatte sie, obgleich sie nun schon viele Jahre unter Balten lebte, ihre Art doch nicht recht begreifen gelernt. Ja, es wurde ihr noch immer schwer, auch nur ihre Aussprache des Deutschen zu verstehen.

In dieser Familie nun durfte ich bald nach Belieben aus- und eingehen, und in ihr verlebte ich viele der schönsten und reichsten Stunden meines Lebens.

Das Haus, das sie bewohnte, glich insofern einem Dachsbau, als die meisten Zimmer nur von einem in der Mitte gelegenen großen aus betreten werden konnten. In diesem Zimmer versammelten wir uns, wenn gemeinsam gelesen werden sollte. Vorher wurde rechtzeitig bekannt gemacht, wann damit begonnen werden würde. Also etwa um 8 Uhr. Danach hatten sich alle Hausgenossen ängstlich zu richten und ihre Vorkehrungen zu treffen, denn Punkt acht Uhr wurden alle ins Lesezimmer führenden Türen geschlossen und jeder Verkehr im Hause hörte auf, bis das Buch aus der Hand gelegt wurde. Es durfte auch kein im Lesezimmer Anwesender es vorher verlassen. Auch „Großing" mußte sich der Strenge dieses unerbittlichen Gesetzes fügen, was manchen Protest der lebhaften alten Dame hervorrief.

Ich hatte schon an einer Anzahl solcher Abende teilgenommen, als ich mir ein Herz faßte und Kersting fragte, ob ich wohl ihm und den Seinigen einen von mir verfaßten Roman vorlesen dürfe. Er erschrak sichtlich, war aber viel zu menschenfreundlich, um mir die Erfüllung meines grausamen Wunsches abzuschlagen. So erschien ich denn eines abends mit dem Wilhelm Wolfschild-Manuskript unter dem Arm und las den Roman an einer Reihe von Abenden vor. Kersting und die Seinen beurteilten ihn sehr nachsichtig, und ich durfte ihnen später auch den Roman „Allein und frei", der ja in Riga entstand, vorlesen.

Der engste Freundeskreis des Kerstingschen Hauses bestand aus Adolf Graß, der als Rechtsanwalt in Riga lebte, seiner klugen, liebenswürdigen Frau und seinem Vater, dem alten Staatsrat

Graß, einem ebenso gebildeten wie geschciten alten Herrn. Ich habe diesen Kreis im Auge gehabt, als ich „Das Gut an sich“ schrieb, und ich glaube, daß diese Skizze eine gute Probe von dem Ton der in ihm herrschenden Geselligkeit gibt.

Der weitere Kreis Kerstings bestand in erster Reihe aus Professoren am Polytechnikum, liebenswürdigen, mehr oder weniger bedeutenden Männern. Kamen hervorragende Künstler oder Vortragende nach Riga, so brachten sie nicht selten Empfehlungen an Kersting mit, wie Jordan, Genée und andere. Auch verkehrten mehrere damals in Riga besonders beliebte Schauspieler in seinem Hause: Göbel, Franz Treller, die Tragödin Fräulein Suhrland.

Kersting selbst betätigte sich in erster Reihe im Gewerbeverein, zu dessen Gründern er, wie ich glaube, gehörte. In ihm hielt er gelegentlich entzückende humoristische Ansprachen.

Ich fand bald soviel Stunden, als ich irgend geben konnte und wollte, und ich hatte viel Freude an ihnen. Der Beruf des Lehrers ist ja darin überaus dankbar, daß die Frucht seiner Arbeit schnell reift und augenfällig wird. Welch' eine Freude macht es, zu beobachten, wie ein Schüler, der zunächst von einem Fach gar nichts wissen will, immer mehr Interesse an ihm nimmt, bis er schließlich nicht genug davon hören kann. Ich habe im allgemeinen Schüler lieber gehabt als Schülerinnen. Da jeder Vortrag die Zuhörer, sofern sie überhaupt folgen, anregen muß, Fragen zu stellen, war ich immer bemüht, zu erreichen, daß ich während des Unterrichts und noch mehr in den Zwischenstunden möglichst viel gefragt wurde. Das gelang mir bei Schülern meist, bei Schülerinnen selten. Hier machte sich die hanseatische Wohlerzogenheit störend geltend. Die jungen Mädchen saßen in tadelloser Haltung da und blickten mich unverwandt an. Was sie aber dachten, und ob, woran sie dachten, überhaupt mit meinem Vortrag in Zusammenhang stand, war meist nicht zu ermitteln.

Ein Schulkamerad vom Mitauer Gymnasium her, Czudnochowski — er war später Rechtsanwalt in Riga —, forderte mich auf, mich an einem privaten Mittagstisch zu beteiligen. Eine Frau Berg, die früher in guten Verhältnissen gelebt hatte, erhielt sich dadurch, daß sie junge Mädchen aus wohlhabenden Familien das Kochen lehrte, und unterhielt zugleich einen Mittagstisch, an dem

das von den jungen Damen bereitete Essen verzehrt wurde. Da diese „die feine Küche“ lernten, waren diese Mahlzeiten wohlschmeckend und abwechslungsreich. Frau Berg selbst war eine kleine, zierliche Frau, die sich sehr zurückhielt und überaus empfindlich war. Wir mußten uns daher in Urteilen über Speisen und Getränke recht in acht nehmen, wenn wir uns nicht ihre Ungnade zuziehen wollten.

Frau Bergs Wohnung lag in der Großen Pferdestraße, und wir aßen um vier Uhr. Die Gesellschaft bestand aus einem Dutzend lediger junger Herren, die vor kurzem die Universität verlassen hatten und von denen die meisten Juristen waren und beim Rat auskultierten. Zu diesem regelmäßigen Bestande kamen oft noch Gäste, zumal im Sommer, wenn die Frauen am Strande waren und die jungen Strohwitwer sich uns anschlossen. Der Ton in diesem Kreise war voll Heiterkeit, und wir haben wohl alle immer gern an die Tage zurückgedacht, an denen wir vereint um den Bergschen Tisch saßen. Ich habe das Glück gehabt, in ihm zwei Freunde von der Art zu finden, wie sie uns meist nur auf Grund gemeinsamer Schul- und Universitätsjahre oder doch mindestens letzterer beschert werden: Ernst Friesendorff, den späteren Direktor der Kommerzschule, und Robert Baum, der später Ratsherr wurde und jetzt als Rechtsanwalt in Riga lebt.

Außer diesen beiden stand mir der Historiker Hermann Hildebrand besonders nahe. Ich kannte ihn schon vom Gymnasium her und schätzte ihn ebenso sehr, wie ich ihn liebte. Er war von mittlerer Größe, untersetzt gebaut. Seine klugen, blauen Augen sahen scharf und nüchtern in die Welt, und schwellende Lippen verrieten ein volles Verständnis für ihre Freuden. Er war das Urbild eines tüchtigen, kernigen, deutschen Mannes: wahrhaftig, aufrecht, zuverlässig und treu. Die Herausgabe des baltischen Urkundenbuches veranlaßte ihn, viel auf Reisen zu sein, aber wenn er in Riga weilte, war er ein höchst anregendes Mitglied unserer Gesellschaft. Besuchte ich ihn in seiner Wohnung, so wurde der Genuß des Zusammenseins mitunter durch den teuflischen Geruch getrübt, der von den Essenzen herrührte, mit denen er seinen alten Urkunden zu Leibe ging. Nach getaner Arbeit hatte er volles Verständnis für einen guten Tropfen.

Ein allbeliebtes Mitglied unseres Kreises war auch Johannes Keußler, der damals an seinem Buch über die Entstehung der Leibeigenschaft in Rußland arbeitete. Er hatte reiche Kenntnisse auf volkswirtschaftlichem und historischem Gebiet und hatte in seinem Wesen etwas ungemein Behäbiges und Behagliches, was bewirkte, daß seine Freunde ihn gern ein wenig neckten. Was er sich gern gefallen ließ.

Die Gesellschaft löste sich allmählich in der Weise auf, daß ihre Mitglieder heirateten. Hatte sich eins verlobt, so erschien nach dem Essen ein Servierbrett mit Champagnergläsern, und jeder Anwesende mußte auf einen Zettel schreiben, wen er im Verdacht habe, sich verlobt zu haben und mit wem. Das Verlesen der Zettel wirkte mitunter recht lustig, meist aber trafen wir es gleich richtig.

Der erste, der als Ehemann ausschied, war Friesendorff, der letzte der heiratete — und wir haben alle geheiratet — war Hildebrand.

Aber noch lange, ehe der Bergsche Tisch solchergestalt ein natürliches Ende fand, hatten seine Mitglieder Anschluß an einen weit größeren Kreis gefunden. Einer der ältesten Klubs Rigas, die Euphonie, war im Begriff, aus Mangel an Mitgliedern einzugehen. Da wurde denn angeregt, daß alle akademisch Gebildeten in diesen Klub eintreten sollten. Der Vorschlag fand Anklang, und die Euphonie, die anfangs noch bei Frau Berg tagte, hatte bald so viele Mitglieder, daß sie in der Marstallstraße eine eigene, geräumige Wohnung mieten mußte. In dieser versammelte man sich Sonnabends zu rein geselligen Zwecken, am Donnerstag zu sogenannten Diskutierabenden, an denen an der Hand eines Vortrags die Fragen besprochen wurden, die eben das Interesse der Gebildeten in Anspruch nahmen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Zensur jede Aussprache über politische Dinge in den Zeitungen unmöglich machte, und daß selbst die tatsächlichen Vorgänge in Stadt und Land zum Teil nur durch mündliche Überlieferung bekannt gemacht wurden, so wird man verstehen, wie sehr diese Abende einem Bedürfnis entgegenkamen. Sie wurden denn auch gern und viel besucht. Die Sonnabendabende aber währten nicht selten recht weit in den Sonntagmorgen hinein, zumal im Sommer, wo sie denn wohl bei einem Sherry-Coble im

Wöhrmannschen Park ein Ende fanden. Einmal in jedem Winter gab es auch einen Ball.

Der Gewerbeverein in Riga, der ein eigenes, schönes Haus besaß, wirkte über das, was sein Name versprach, hinaus als allgemeiner Bildungsverein. Kersting interessierte mich für ihn, und ich widmete ihm und insbesondere seiner Bibliothek einen Teil meiner freien Zeit. Es interessierte mich sehr, bei Gelegenheit des Verleihens der Bücher, den Geschmack der Handwerkerkreise, der jungen Kaufleute, der in Geschäften tätigen Mädchen usw. kennenzulernen.

Ich verlebte eine schöne Zeit voll gern geleisteter Arbeit und froher, gesellig verlebter Stunden. Ich gab meine sieben Stunden täglich, war im Gewerbeverein viel beschäftigt und verkehrte oft in Familien. Aber die Hauptsache mußte mir doch immer bleiben, meinen Roman flott zu machen, und damit wollte es nicht von der Stelle gehen. Solange der deutsch-französische Krieg währte, war nicht daran zu denken, daß ein Verleger in Deutschland ihn annehmen würde, ein baltischer Verleger, dem sich ein solches Wagnis zutrauen ließe, war mir aber nicht bekannt. So blieb denn das Manuskript Jahr und Tag in meinem Schreibtisch, ich gab es aber dem einen oder dem andern Freunde zur Einsicht, und die nachsichtige Beurteilung, die es fand, ließ mich an der Hoffnung festhalten, daß es eine Veröffentlichung verdiente.

Unter den alten Feunden, die ich in Riga vorfand, war Hermann Westermann, der damals Lehrer an der Vorschule des Polytechnikums war, der älteste, denn unsere Eltern waren eng befreundet, und wir waren schon auf dem Schoß unserer Wärterinnen miteinander bekannt geworden. Wir hatten dann gemeinsam die Gläsersche Schule besucht und uns auf dem Gymnasium wieder zusammengefunnden. Der Wilhelm Wolfschild gefiel ihm, und er nahm seine Veröffentlichung in seiner temperamentvollen Weise in die Hand. Er kannte in Mitau den Besitzer der Lukasschen Buchhandlung Erich Behre, brachte ihm das Manuskript und empfahl es ihm warm. Bald darauf erhielt ich die Aufforderung, Behre zu besuchen.

Behre war ein Hamburger und stand in mittleren Jahren. Er war ein untersetzt gebauter Mann, eher klein als groß. Seine klei-

nen, braunen Augen blickten klug und durchdringend, ein rötlichbrauner Bart umrahmte ein schmales Gesicht und einen energisch wirkenden Mund. Er trug das Haar ungewöhnlich lang. Der Gesamteindruck war der eines sehr klugen und sehr energischen Mannes.

Behre sprach den Wunsch aus, ein Gutachten über den Roman von dem Oberlehrer Heinrich Diederichs, auf dessen Urteil er mit gutem Grunde viel gab, einholen zu dürfen. Das war mir sehr recht. Höchst unsympathisch aber war mir, daß er dringend wünschte, ich möchte den Roman unter einem Pseudonym erscheinen lassen. Ich weiß heute noch nicht, warum er das eigentlich wollte, denn der Name Hermann prägt sich doch dem Gedächtnis ungleich weniger ein, als mein Familienname, und als Autornamen waren beide gleich unbekannt. Ich gab indessen schließlich nach und nicht nur „Wilhelm Wolfschild", sondern auch „Allein und frei" erschienen unter dem Namen Theodor Hermann.

Bis auf diesen Punkt hat mich Behre übrigens immer gut beraten und seinerseits alles getan, um meine Arbeiten bekannt zu machen. Wir traten uns auch persönlich näher, und ich habe es als Autor und als Mensch gleich sehr beklagt, daß ein tückisches Leiden den tüchtigen Mann in der Vollkraft seiner Jahre zu einem Siechtum verurteilte, das erst mit seinem Tode aufhörte.

Wilhelm Wolfschild fand bei den baltischen Lesern die wohlwollende Aufnahme, die dem ersten Werk eines Heimatdichters nur selten versagt wird. Er wurde auch in der reichsdeutschen Presse sehr freundlich beurteilt und ins Holländische und Dänische übersetzt. Es mochte sich wohl etwas von der unbändigen Freude, die ich an den von mir geschaffenen Personen hatte, auf die Leser übertragen. Und einige dieser Personen sind ja auch wirklich gut gelungen. So wurden mir nach und nach acht Herren genannt, die ich angeblich im Baron Langerwald wiedergegeben haben sollte. Von ihnen hatte ich nur zwei flüchtig, die anderen nie gesehen.

Die erste Besprechung in einem ausländischen Blatt, die mir vor Augen kam, war eine Anzeige in der „Vossischen Zeitung". Ihr Verfasser hatte später ein merkwürdiges Schicksal. Er war eine Zeit lang der erste Verteidiger Deutschlands und nahm un-

geheuere Summen ein, gab aber noch größere aus, und endete leider in einem Abenteurerleben. Es war jammerschade um den hochbegabten, vielseitig gebildeten Mann. Er saß in seiner Blütezeit einmal auf einem Herrendiner in Berlin neben mir und vertraute mir an, daß er der Verfasser jener Anzeige war, die mich so sehr erfreut hatte.

Mein Roman hatte auch den Chefredakteur der „Rigaschen Zeitung", Leopold Pezold, auf mich aufmerksam gemacht, und er forderte mich zur Mitarbeit an seiner Zeitung auf. Ich sollte gegen ein festes Gehalt in jeder Woche ein Feuilleton liefern. Diese Bedingung ließ sich, wie ich meinte, mit Leichtigkeit erfüllen, denn ich glaubte über ungezählte Themata zu verfügen. Ich sollte mich aber bald davon überzeugen, wie trügerisch solche Annahmen sind, denn ich war mit meinen Stoffen nur zu schnell zu Ende. Ich versuchte es nun mit Feuilletons, die zusammenfassen sollten, was die Gesellschaft die Woche über beschäftigt hatte, aber es erwies sich, daß, was der „Neuen Freien Presse" recht, der „Rigaschen Zeitung" noch lange nicht billig war. Bei der Bedeutung, die man in dem jeden öffentlichen Lebens entbehrenden Lande noch dem gedruckten Wort beimaß und bei der übergroßen Empfindlichkeit, die man ihm gegenüber hatte, stieß ich überall an, und ein überaus brutaler Angriff, den ich auf Grund einer ganz harmlosen Bemerkung erfuhr, verleidete mir bald die Lust, diese „Turmschauen" fortzusetzen. Da ich sie nicht mehr besitze, kann ich nicht beurteilen, ob die Leser der Zeitung Ursache hatten, das zu bedauern. Ich glaube, nicht. Die Feuilletons, die ich dann noch veröffentlichte, liefen auf die übliche Ausschlachtung neu erschienener Bücher hinaus.

Im Januar 1874 trat ich ganz in die Redaktion der Zeitung ein.

Ihr Chefredakteur, Leopold Pezold, gehörte zu den Menschen, in die die Natur einen unüberwindlichen Zug zu einer Kunst gelegt hat, ohne ihnen doch ein entsprechendes Können mitgegeben zu haben. Die Kunst war hier die Malerei. Pezold war ein geborener Estländer und galt in Dorpat für eines der vielversprechendsten Mitglieder der Estonia. Er war auch wirklich ein hochbegabter Mann, aber seine Begabung lag nicht auf dem Gebiet der Malerei, die ihn doch unwiderstehlich anzog. Er brach das

Studium ab und ging auf die Akademie nach Karlsruhe. Als es sich erwies, daß er als Maler nicht durchdrang, forderten ihn seine Freunde auf, die Redaktion der „Revaler Zeitung" zu übernehmen, und er hatte als Redakteur schöne Erfolge. Da er mit den für die Landespolitik maßgebenden Edelleuten eng befreundet war, bekam er die Informationen, die damals für den baltischen Journalisten nur auf solche Weise zu erhalten waren, und da sein Schaffen durch die freundliche Teilnahme begabter und guter Menschen getragen wurde, so machte es ihm Freude und veranlaßte ihn, seine ungewöhnlich reichen Gaben in den Dienst seines Berufes zu stellen. Er galt bald für einen der besten Journalisten des Landes.

So kam es, daß, als Julius Eckardt nach Leipzig ging, Pezold aufgefordert wurde, sein Nachfolger zu werden. Die Aussicht auf einen größeren Wirkungskreis veranlaßte ihn, dieser Aufforderung zu folgen. Nicht zu seinem Glück.

Ich sagte schon, daß für den baltischen Redakteur damals alles auf seine persönlichen Verbindungen ankam. Nur durch solche konnte er überhaupt erfahren, was in Stadt und Land vorging, denn alles spielte sich ja hinter verschlossenen Türen ab: Gericht und Kommunalverwaltung, Landespolitik und Gesetzgebung, soweit diese durch die Landtage der drei Provinzen beeinflußt wurde. Für die persönlichen Verbindungen aber waren in erster Reihe die Bande maßgebend, die sich auf der Landesuniversität geknüpft hatten. Da die Korps auf dieser der Sache nach Landsmannschaften waren, so trugen diese Bande auch einen landsmannschaftlichen Charakter, der Estländer fand seine Freunde unter den Estländern, der Livländer unter den Livländern u. s. f. Die drei Provinzen sind groß, und es gab in ihnen noch so gut wie keine Eisenbahnen. Es kam nur selten vor, daß der Angehörige einer Provinz in eine andere verschlagen wurde. In diesem Falle fühlte er sich als Fremder und wurde als solcher empfunden.

So ging es Pezold in Riga. Die maßgebenden Kreise verhielten sich ihm gegenüber zunächst abwartend, es sollte sich erst zeigen, ob er ihrer Vaterstadt das rechte Verständnis entgegenbringen würde. Pezold empfand das als Ablehnung, und seine empfind-

liche Künstlerseele fühlte sich verletzt. Und das um so mehr, als er in Reval gesellschaftlich sehr verwöhnt worden war. Er hielt sich zurück und versäumte den Anschluß, für den ja in solchen Fällen die erste Zeit maßgebend ist. So war er in bezug auf die Stadt isoliert. Er war es noch mehr in bezug auf das Land, wo ihm alle Verbindungen mit dem Adel fehlten. Welche Freude aber konnte ein baltischer Journalist unter diesen Umständen an seinem Beruf haben, denn eine strenge und willkürliche Zensur machte ja jede Behandlung allgemeiner Fragen unmöglich.

So kam es, daß Pezold seine Gaben gar nicht entfalten konnte und sich darauf beschränkte, seine Zeitung herzustellen, so gut es eben ging, und sich im übrigen in ein glückliches Familienleben und auf in der Stille geübte malerische Studien zurückzuziehen.

Pezold war von mittlerer Größe, sehr kräftig gebaut. Er hatte volles, etwas gelocktes Haar, eine mächtige Stirn und eine leicht gebogene Nase. Sein Gesicht war auffallend breit, aber nicht unschön, sein Ausdruck freundlich, wie denn Pezold auch sehr gute Formen hatte. Seine Kenntnisse waren ungewöhnlich groß, und er hatte in seltenem Grade die Gabe, sich in ihm noch fremde Wissensgebiete schnell und gründlich einzuarbeiten. Er hatte auch in ästhetischen Dingen ein überaus feines Urteil. Aber das alles kam nur gelegentlich zutage, es fehlte unter der Ungunst der Verhältnisse an Freude an der Arbeit und an der Stetigkeit, die solche erst fruchtbar macht.

Ich hielt es für ein großes Glück, Journalist werden zu können, aber ich bin seit lange davon überzeugt, daß kein anderer Beruf dem Schaffenden so gefährlich wird, wie gerade dieser. Der Zwang, immer neue Eindrücke in sich aufzunehmen; die Gewohnheit, den Anforderungen des Tages gerecht zu werden, gleichviel ob man sich ihnen gewachsen fühlt oder nicht; das Bewußtsein, daß der Tag verweht, was dem Tag gewidmet wurde — das alles ist geeignet, auf die dichterische Produktion verwirrend und schließlich lähmend zu wirken. Früher oder später wird sich das immer geltend machen.

Das ahnte ich damals freilich nicht, und ich hatte durchaus die Absicht, es mit meinem journalistischen Berufe ernst zu nehmen. Aber worin bestand er eigentlich? Das war mir recht unklar.

Es gab damals und gibt leider noch heute keinerlei geregelte Vorbereitungen auf den journalistischen Beruf, es kommt daher für den Anfänger alles darauf an, ob sein Chefredakteur, resp. sein Abteilungsredakteur ein guter Lehrmeister sein will und kann oder nicht. Pezold wollte mir durchaus wohl, aber er stand der Zeitung doch schon zu lässig gegenüber, als daß es ihn gereizt hätte, mir viel mit Ratschlägen unter die Arme zu greifen. Auch bildete sich leider kein warmes persönliches Verhältnis zwischen uns, obgleich beiderseits guter Wille vorhanden war, ein solches herbeizuführen.

So mußte ich mir denn selbst den Weg suchen.

Das Ausland bearbeitete Pilzer, ein liebenswürdiger Reichsdeutscher, und wurde dabei durch unseren Berliner Korrespondenten, Dr. Kayßler, unterstützt, der später Chefredakteur der „Post" wurde. Auf mein Teil kam das „Inland", das ja eigentlich der wichtigere Teil der Zeitung hätte sein sollen, das aber durch die Ungunst der Verhältnisse zu absoluter Bedeutungslosigkeit verurteilt war, denn hier fand die schärfste Zensur statt.

Zunächst von seiten der Regierung. Zensor war ein älterer Herr, der den Titel Staatsrat führte. Er war ein Kurländer jüdischer Abstammung, aber christlichen Bekenntnisses. Er sollte, so wurde erzählt, Arzt in Wilna gewesen sein und sich dort ein Vermögen erworben haben. Er sollte dann um der Erziehung seiner Kinder willen nach Deutschland gezogen sein, dort aber sein Vermögen verloren haben und nun froh gewesen sein, als Zensor ein auskömmliches Einkommen gefunden zu haben. Ob sich das alles so verhielt, kann ich nicht verbürgen. Der Herr war ein kleiner, lebhafter und durchaus wohlmeinender Mann, aber es lag ihm naturgemäß mehr daran, seine Vorgesetzten zufrieden zu stellen, als uns Redakteure, und das war ohnehin nicht leicht, denn in seiner Tätigkeit war alles Taktfrage, und Takt ist ein subjektives Ding. So strich denn der Herr Staatsrat, was ihm irgend bedenklich erschien. Kam ich zu ihm und suchte für einen gestrichenen Artikel doch die Möglichkeit der Veröffentlichung zu erwirken, so erschöpfte er sich in persönlicher Liebenswürdigkeit. „Sie sind ein Kurländer", rief er und streichelte meinen Arm, „und ich bin ein Kurländer. Wie sollte ein Kurländer dem anderen nicht

gern helfen. Aber ich kann es nicht. Die Herren in Petersburg gestatten es nicht".

Die Zeitung erschien um 6 Uhr abends, und um 4 Uhr mußte spätestens mit dem Druck begonnen werden. Um 2 Uhr wurde ein Abzug in die in der Vorstadt gelegene Wohnung des Staatsrats gebracht. Kam dieser nun so zurück, daß Leitartikel und noch andere kleine Aufsätze durch den Rotstift zum Tode verurteilt waren, so wurden sie durch vorrätige und schon gesetzte Artikel ersetzt, von denen wir ganz sicher waren, daß sie keinen Anstoß erregten. Eigentlich hätten auch sie wieder zum Zensor gemußt, aber dieser vertraute auf unsere Loyalität und hat sich auch darin nie getäuscht. Leer durfte nämlich nichts in der Zeitung bleiben. Natürlich passierte es dem Staatsrat mitunter in der Eile, daß durch seine Streichungen barer Unsinn entstand. Das erfüllte uns mit Schadenfreude, und das Publikum dachte sich sein Teil.

So konnte denn meine Tätigkeit im wesentlichen nur darin bestehen, daß ich Auszüge aus den russischen Residenzblättern gab, die ohne Zensur erschienen, und es darauf ankommen ließ, ob der Zensor sie passieren ließ oder nicht.

Wir hatten es aber keineswegs nur mit der Zensur durch den Staatsrat zu tun, wir wurden auch noch von den Landesautoritäten streng überwacht. Nicht offiziell natürlich, aber sehr energisch unoffiziell. War ein Artikel erschienen, der dem Rat nicht behagte, so erschien Faltin auf der Redaktion und machte uns in der rücksichtsvollsten Weise darauf aufmerksam, daß wir es an dem wünschenswerten Takt hätten fehlen lassen. Das ließ sich ertragen, als aber später ein jüngerer Ratsherr, dem es seinerseits an allem Takt fehlte, an seine Stelle trat, versagte selbst die Langmut Pezolds und er fertigte den Herrn schließlich derb ab. Immerhin mußten wir uns unglaublich viel gefallen lassen, um nicht ganz ohne Informationen zu bleiben.

Außer den offiziellen und offiziösen Zensoren hatten wir noch private in Fülle, die uns ihre Meinung oft in unglaublich naiver Weise zur Kenntnis brachten. So erschien nicht selten ein Herr in der Redaktion, der in seinem italienischen Umschlagmantel und mit einem Kalabreser auf dem Kopf genau so aussah, wie man

sich einen Räuberhauptmann in den Abruzzen vorstellt. Hatte ihm etwas in der Zeitung mißfallen, so kam er wutentbrannt zu uns und überschüttete uns mit Grobheiten. Pezold nahm das humoristisch, erlaubte ihm seine Galle zu erleichtern und komplimentierte ihn dann zur Tür hinaus.

Der Besitzer der Zeitung, Adolf Müller, ließ die Redaktion ganz gewähren, und wir sahen ihn nur selten. Er war ein schon älterer, sehr wohlwollender und freundlicher Mann.

Chef der Expedition war ein Schulkamerad von mir, Neumann, ein treuherziger, munterer Kurländer, sehr gefällig und immer guter Laune.

Bald nachdem ich in die Redaktion der Rigaschen Zeitung eingetreten war, wurde mir auch die Redaktion der „Baltischen Monatsschrift" angeboten.

Als nach dem Regierungsantritt Kaiser Alexander II. in Rußland eine Ära grundlegender Reformen begann, bildeten sich auch in den Ostseeprovinzen Kreise, die bestrebt waren, die vielfach veralteten Formen, in denen sich das kommunale Leben der Provinzen bewegte, durch zeitgemäßere zu ersetzen. Diesen Bestrebungen sollte eine Monatsschrift Ausdruck geben, die seit 1859 unter dem Namen „Baltische Monatsschrift" erschien und deren Herausgeber der Livländische Hofgerichtsrat Theodor Böttticher und der Rigasche Ratsherr Alexander Faltin waren. Um sie scharte sich eine Reihe der bekanntesten und besten Balten jener Zeit: Julius Eckardt, Professor C. Schirren, Viktor Hehn, Baron Alphons Heyking, etwas später auch Georg Berkholz. Die Professoren Bulmerincq und Mädler, die Rechtsanwälte Carl Neumann und Seraphim in Mitau, der Schulmann Hoheisel und viele andere tüchtige Männer stellten sich als Mitarbeiter zur Verfügung. Die Untersuchungen von Berkholz über das angebliche Testament Peters des Großen, die trefflichen Studien Viktor Hehns über Italien erschienen zuerst in der Baltischen Monatsschrift. Aber die Zeitschrift krankte von vornherein daran, daß die Zahl der Leute, die für sie als Abonnenten in Frage kamen, zu klein war. Auf die Dauer läßt sich mit freiwilligen Mitarbeitern nicht rechnen, zumal doch solche naturgemäß erst recht zu einem möglichst großen Leserkreis reden

wollen. Dazu kam, daß es fast gar keine Berufsjournalisten im Lande gab, die Herausgeber daher fast immer mit Mitarbeitern zu rechnen hatten, die nur gelegentlich und wenn es sie dazu drängte, Beiträge lieferten. Das stellte sich schon am Schluß des ersten Jahrganges als stark empfundener Mißstand heraus, und das um so mehr, als ja die Herausgeber selbst durch ihren Beruf sehr in Anspruch genommen wurden. Trotzdem konnten sich die ersten Jahrgänge durchaus sehen lassen und enthalten eine Anzahl Aufsätze, die auch jeder anderen Zeitschrift zur Zierde gereicht hätten.

Die beiden Herausgeber, die sich nach einigen Jahren Georg Berkholz zugesellt hatten, traten 1865 von der Redaktion zurück, und Berkholz führte sie bis 1869 allein. Unter sehr erschwerten Verhältnissen. Es war im ganzen Reich ein Meltau auf die eben aufgehende Saat gefallen, und der russische Nationalismus regte sich mehr und mehr. Auch hatten sich die Zensurverhältnisse sehr viel ungünstiger gestaltet. Während bisher eine Appellation an den Generalgouverneur möglich war, befand sich die letzte Instanz jetzt in Petersburg. Immerhin brachte die Zeitschrift auch jetzt noch manchen hervorragenden Aufsatz. Adolf Wagner, der damals Professor in Dorpat war, Professor Alexander Brückner waren Mitarbeiter, doch hatte sich der bisherige Verleger N. Kymmel 1867 von der Zeitschrift zurückgezogen, und sie mußte, ein übles Zeichen, im Selbstverlage erscheinen.

Im Jahre 1869, nachdem die Zeitschrift fast 10 Jahre bestanden hatte, trat auch Berkholz von der Redaktion zurück, und sein Nachfolger wurde Ernst von der Brüggen.

Ernst von der Brüggen war in mancher Beziehung wohl geeigenet, die Baltische Monatsschrift zu redigieren. Er stammte aus einer alten Adelsfamilie, was ich nicht ohne Grund an erster Stelle erwähne, — verfügte über eine vielseitige Bildung, war ein eifriger Patriot und ein fleißiger Mann. Die Böttticher, Faltin, Berkholz, die sich selbst Liberale nannten, waren es doch nur in dem Sinn wie etwa die heutigen Freikonservativen in Deutschland, Brüggen aber war ein durchaus konservativer Mann, nur allerdings ein gebildeter, dem konservative Gesinnung nicht gleichbedeutend war mit völligem Stillstand. Was seine

Stellung erschwerte und schließlich untergrub, war seine Jugend. Er betonte, als er sich den Lesern vorstellte mit Recht, die „maßvolle“ Persönlichkeit von Berkholz und das allgemeine Vertrauen, das sich Berkholz durch sie erwarb. Eine so „maßvolle“ Persönlichkeit konnte der junge Brüggen noch nicht sein, und er versah es deshalb mitunter wohl im Ton. Am meisten, als er die „Plaudereien eines Heimgekehrten“ veröffentlichte. In diesen, die zuerst anonym erschienen — der Verfasser nannte sich erst später, — wurde in der leidigen „feuilletonistischen Form“ alles Mögliche am baltischen Wesen gerügt. In den Kulturländern erscheint dergleichen alle Tage irgendwo, und man regt sich über solche Vorwürfe nicht weiter auf. Bei uns aber erhob sich ein Sturm der Entrüstung, es regnete grobe Erwiderungen, und selbst Brüggen ließ sich dazu hinreißen, dem Manne, dem er doch selbst seine Zeitschrift geöffnet hatte, Leichtfertigkeit vorzuwerfen. Dieses Öl vermochte aber die Wogen der patriotischen Entrüstung nicht zu besänftigen. Brüggen hatte auch die kurländische Landesverfassung sarkastisch behandelt und durch Aufnahme einer scharfen Kritik von Öttingens Moralstatistik die Geistlichkeit gegen sich aufgebracht. Er hatte sich schließlich Edelmann und Pastor, Professor und Student, also alles, was als Leser der Baltischen Monatsschrift in Frage kam, zum Feinde gemacht. Sarkasmus wird eine an die Öffentlichkeit nicht gewöhnte Gesellschaft immer besonders verletzen, zumal wenn er von einem Standesgenossen gebraucht wird. Es kam dazu, daß die einschneidendsten Fragen, die das öffentliche Interesse bewegt hatten, bereits erledigt waren, und die nationalen Gegensätze noch meist latent waren. So war es nicht leicht, die Leser zu fesseln, doch waren Heinrich Diedrichs, Hermann Hildebrand, Höhlbaum und Friedrich Bienemann unter den Mitarbeitern Brüggens.

Brüggen hat die Zeitschrift nur drei Jahre lang redigiert. Er ging dann nach Deutschland und vertiefte sich dort mehr und mehr in das Studium der russischen Verhältnisse, die er schließlich gründlich kannte. Jedes spätere der von ihm verfaßten Bücher war besser als das vorhergehende, sein letztes „Das heutige Rußland“ meines Erachtens ganz vortrefflich.

Brüggen war von mittlerer Größe und schlank gebaut. Er hatte aristokratische Gesichtszüge und etwas tief herabgesenkte Augenlider. Auffallend war seine Sprechweise. Er sprach ungewöhnlich langsam und deutlich, so, als ob er etwa als Kind gestottert und sich dann das Stottern mit viel Energie ganz und völlig abgewöhnt hätte.

Ernst von der Brüggen verfiel leider schwerem Siechtum und starb verhältnismäßig früh. Ich bin ihm in Deutschland mehrfach begegnet und habe mich immer an seinem besonnenen, klaren Urteil erfreut.

War schon Brüggen zu jung und zu unerfahren, um eine unter so schwierigen Verhältnissen erscheinende Zeitschrift wie die Baltische Monatsschrift herauszugeben, so war ich es erst recht, und mir fehlten überdies alle politischen Verbindungen. Allerdings keineswegs bestimmte politische Ideen.

Mir war in meiner Jugend nationaler Haß unter den Kurland bewohnenden Völkern nicht begegnet. Die Deutschen, unter denen ich erwuchs, liebten die Letten und die lettische Sprache. Sie war die Sprache ihrer ersten Kinderjahre gewesen, zu ihr griffen sie gern wieder, wenn ihnen das Herz aufging oder wenn sie fröhlich waren. Einige von ihnen waren für die Letten, wenn sie sie geschädigt glaubten, mannhaft eingetreten, alle nahmen an den Geschicken der Bauern — und Bauern waren ja damals fast alle Letten —, mit denen sie in Berührung kamen, herzlichen Anteil. Von Letten hatte ich persönlich nie etwas anderes erfahren, als sehr viel Liebe und Güte, und ich selbst liebte die Letten, wie meine Vorfahren sie geliebt hatten.

Im späteren Leben war mir bei Deutschen Verachtung der Letten und bei Letten Haß gegen die Deutschen begegnet, aber die Deutschen, die diese Verachtung hegten, waren meines Erachtens selbst keineswegs achtungswert, und der Haß der Letten war, wo er mir entgegentrat, entweder durch groben Mißbrauch der alten Ordnungen, die dazu ja leicht Anlaß gaben, hervorgerufen oder auf einzelne fanatische Phantasten beschränkt. Im allgemeinen nahm, so viel ich sehen konnte, auch der Lette freundlich Anteil an allem, was den Gutsherrn, den Pastor, den Arzt an Freude und Leid traf.

Als der Nationalismus auch in Kurland Eingang fand, schien es mir nicht unmöglich, ihn durch rückhaltloses Entgegenkommen der herrschenden deutschen Klassen unschädlich zu machen. Öffneten diese ihre Kreise allen gebildeten Letten, so konnten sich die Dinge, wie ich meinte, so gestalten, daß die obere Schicht der Bevölkerung deutsch sprach, die untere lettisch. Das Lettische hätte dann die Rolle gespielt, wie das Plattdeutsche im nordwestlichen Deutschland, es wäre die Sprache des Landmannes und unter den Gebildeten und überhaupt den Städtern des Humors, der Zärtlichkeit und der Landsmannschaft geworden.

Die so geeinigte Bevölkerung dachte ich mir ferner in engem Anschluß an Rußland, mit dessen Geschicken sie zweifellos für alle Zeiten verbunden ist. War in wirtschaftlicher Beziehung die Zugehörigkeit zu Rußland ein Glück für die Provinzen; war es ferner völlig ausgeschlossen, daß Rußland diese Ostseeküsten, um die es durch Jahrhunderte unter den größten Opfern gerungen, sich je wieder entreißen lassen konnte, und war es gewiß, daß auch in Deutschland kein zurechnungsfähiger Mensch daran dachte, oder je daran denken würde, sie unter irgendwelchen Umständen Rußland zu rauben, so hatte der Balte als selbstverständlich hinzunehmen, daß in dem vielsprachigen Reiche das Russische die Sprache der Verwaltung und der Gerichte war. Seine Aufgabe war, an der deutschen Kultur ebenso teilzunehmen wie an der russischen, der Vermittler zu sein zwischen beiden Kulturen. Das aber konnte er nur, wenn er auch das Russische beherrschte und teilnahm an allem, was seine russischen Mitbürger in Freud und Leid bewegte. Ich habe nie daran gezweifelt, daß die Russen einmal, und zwar bald, als Ebenbürtige in den Kreis der europäischen Kulturvölker eintreten würden.

Ich glaube noch heute, daß eine solche Entwicklung die denkbar glücklichste für meine Heimat gewesen wäre, aber ich glaube allerdings seit lange nicht mehr, daß es im Zeitalter des Nationalismus eine Möglichkeit gab, eine solche Entwicklung herbeizuführen. In der Zeit, von der ich hier rede, wäre ich indessen für diese Idee mit Wort und Schrift eingetreten, wenn damals eine politische Propaganda überhaupt möglich gewesen wäre. Das war ja aber nicht der Fall, und ich stand überdies mit meinen Anschauungen so

allein, daß, wenn ich versucht haben würde, ihnen in meiner Monatsschrift Ausdruck zu geben, sie in kürzester Frist den größten Teil ihrer Abonnenten und Mitarbeiter verloren haben würde. So beschränkte ich mich denn darauf, die Zeitschrift, so gut es ging, als ein Organ fortzuführen, in dem baltische Autoren ihre geschichtlichen, literarischen oder volkswirtschaftlichen Studien niederlegten. Ich wurde darin durch Heinrich Diedrichs, Hermann Hildebrand, Theodor Schiemann, Friedrich Bienemann, O. Riesemann, A. Lieventhal u. a. unterstützt, aber das Interesse an der Monatsschrift ließ doch sichtlich von Jahr zu Jahr nach.

Mein Berater war in diesen Jahren Georg Berkholz, der unbestritten für den Senior unter den baltischen Publizisten und Journalisten galt. Berkholz war ein langer, hagerer Mann mit schwarzem Haar, dunklen feurigen Augen und der Gesichtsfarbe eines Südfranzosen. Er war ein vortrefflicher Mensch, ein Gelehrter von großem Scharfsinn und verfügte über die umfassendsten Kenntnisse, aber er hatte weder diese noch jenen recht ausgenutzt, wie damals so viele in baltischen Landen. Wirtschaftlich unabhängig, begnügte er sich im wesentlichen damit, ein Anreger zu sein und seine geistigen Schätze, ich will nicht sagen in Mark, aber doch nur in Kronen auszugeben, obgleich er Tausendmarkscheine in der Brieftasche hatte.

Er war mir freundlich gesinnt, hatte mir zugeredet, die Redaktion der Baltischen Monatsschrift zu übernehmen, und mir seinen Rat freundlich zur Verfügung gestellt, aber es war mit seinem Rat ein eigen Ding. Berkholz sah nämlich nach Art sehr weiser Männer alles von zwei Seiten an. Kam ich zu ihm und entwickelte ihm, das, worum es sich handelte, sei schwarz, so stimmte er mir zu, indem er nach seiner Gewohnheit das Mundstück seiner Zigarette im linken Mundwinkel zerkaute und das Haar mit lebhafter Kopfbewegung zurückwarf. Machte ich aber dann darauf aufmerksam, man könne es aus den und den Gründen auch für weiß halten, so lachte er und meinte, ich könne wohl recht haben. Da war ich denn so weit, wie ehe ich zu ihm kam.

Die Arbeit an dem Roman „Allein und frei“ ließ mir die Unfruchtbarkeit meiner journalistischen Tätigkeit noch wenig zum

Bewußtsein kommen. Er enthielt viel Eigenstes, und die Lust, mit der ich an ihm arbeitete, läßt sich nicht beschreiben. Wenn es je einen Heimatdichter gab, so war ich es, denn die dichtende Phantasie wurde in mir ausschließlich durch die Heimat und was mit ihr zusammenhing, angeregt. Und das blieb so mein Lebenlang. Ich verließ die Heimat, als ich dreiunddreißig Jahre alt war, und ich habe dann ebensoviele Jahre in Deutschland gelebt. Ich wirkte da in einer Stellung, die mich mit vielen bedeutenden Menschen zusammenführte, und ich erlebte in dieser Zeit naturgemäß auch viel Interessantes. Aber so sehr das den Menschen fesselte, erregte, vielleicht erschütterte, den Dichter berührte es nicht. Auf ihn wirkten nur baltische Stoffe, baltische Menschen.

Gewiß eine erstaunliche Beschränktheit, aber aus dieser Beschränktheit mochte sich doch auch vielleicht ein erhöhtes Verständnis für das Aufgenommene ergeben.

Ob das zutrifft, kann ich natürlich nicht entscheiden. Jedenfalls erfüllten mich die Gestalten in „Allein und frei" mit einer mich in hohem Grade beglückenden Freude an ihnen.

Die Anziehungskraft, die zu der Zeit, von der ich rede, unsere Heimat übte, war erstaunlich groß. Die Kinder der Fremden, die unter uns lebten, wurden fast ausnahmslos zu Balten — auch die der Russen — und wir Kinder des Landes hingen mit allen Fasern des Herzens an ihr. Die Heimat umklammerte meine Generation so fest, daß für sie gar nicht daran zu denken war, sich je von ihr zu lösen. Und in diesem Zusammenhange muß ich ausführlich bei einem Landsmann verweilen, den ich in Riga zwar nur flüchtig kennen lernte, und dem ich erst später wirklich näher treten durfte, der aber doch als erster baltischer Journalist einen großen Einfluß auch auf seine Nachfolger übte, bei Julius Eckardt.

Man kann sich heute schwerlich eine Vorstellung davon machen, wie wenig die meisten Balten in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von der Geschichte ihrer Heimat wußten, und wie gleichgültig sie sich zu ihr verhielten; abgesehen von einem kleinen Kreise von Historikern lebten sie in behaglichem Lebensgenusse, nach Provinzen geschieden, dahin, ohne sich um die Vergangenheit ihrer Heimat zu kümmern. Die unter der strengsten Zensur stehende einheimische Zeitung brachte unter der Rubrik Inland

nichts, was irgend interessieren konnte; wer die Vorgänge im „Auslande“ als Wißbegieriger verfolgen wollte, hielt sich die „Augsburger Allgemeine“.

Als nun nach dem Tode Nikolai I. und dem Friedensschluß der große Umschwung erfolgte, von dem schon die Rede war, geschah es, daß zwei junge Leute, John Bärens und Julius Eckardt, die Redaktion der „Rigaschen Zeitung“ übernahmen und aus ihr eine moderne Zeitung machten. Julius Eckardt zumal war rastlos tätig, das Interesse an allem Baltischen in Vergangenheit und Gegenwart zu wecken und jeden heranzuziehen, von dem sich erwünschte Mitarbeit erwarten ließ. Eckardt arbeitete überaus leicht, seine Schreibweise war in hohem Grade gefällig und gemeinverständlich, sein baltischer Patriotismus war brennend, seine Natur verträglich und wohlwollend. Und er war ganz frei von der geistigen Überhebung, die damals unter Balten so oft mit hervorragender Begabung verbunden war, und die sich daraus erklärte, daß in dem dünn bevölkerten Lande, dem noch dazu alle modernen Verkehrsmittel fehlten, der besonders Begabte allzu selten mit gleich- oder überlegen Begabten zusammentraf.

Voll Interesse erfuhren wir durch Eckardt von Landsleuten, die sich in dieser oder jener Weise hervorgetan hatten und deren Namen vorher nie zu uns gedrungen waren; liebevoll und anmutig erzählte er uns von dem Leben in einer kleinen livländischen Stadt. Durch ihn erfuhren auch weitere Kreise von der Politik, die die ja politisch allein berechtigten Adelskorporationen getrieben hatten, und über die vorher wenig genug bekannt geworden war, denn die Landtage tagten hinter verschlossenen Türen, und wer nicht zum Adel gehörte, war erklärlicherweise geneigt, anzunehmen, daß für ihre Beschlüsse Standesrücksichten mehr maßgebend waren, als oft tatsächlich der Fall war.

Als in Moskau der russische Nationalismus sich gegen die Deutschen in den baltischen Provinzen wandte, vertrat Eckardt ebenso energisch wie geschickt den Standpunkt, von dem auch die Begründer der baltischen Monatsschrift ausgingen.

Als ich nach Riga kam, hatte Eckardt das Land schon verlassen und war Redakteur der damals von Gustav Freytag herausgegebenen „Grenzboten“ geworden.

Ich machte Eckardts Bekanntschaft, als er Riga von Leipzig aus besuchte. Er hatte Georg Berkholz gegenüber den Wunsch ausgesprochen, den Verfasser von „Wilhelm Wolfschild“ kennenzulernen, und Berkholz bat uns beide zu Tisch. Eckardt besuchte mich später, so oft er aus Hamburg, wohin er mittlerweile als Chefredakteur des „Hamburger Korrespondenten“ übergesiedelt war, nach Leipzig kam, und wir verlebten manches behagliche Plauderstündchen. Wirklich näher traten wir uns aber erst im Mai 1881.

Eckardt war damals wieder einmal in Leipzig und forderte mich auf, mit ihm zusammen nach Dresden zu fahren und Eduard von Ungern-Sternberg zu besuchen. Ich konnte mich frei machen, und so fuhren wir denn am 13. Mai mit einem Morgenzuge nach Dresden. Wir erfuhren dort, daß Ungern-Sternberg verreist war, und wollten nach dem Frühstück nach Leipzig zurückkehren; das Wetter war aber wunderschön, und Dresden wirkte an diesem herrlichen Tage so reizvoll, daß wir auf der Terrasse dinierten, später im Großen Garten unsern Kaffee nahmen, schließlich irgendwo zu Abend aßen und uns erst um Mitternacht in den Zug setzten. Als wir in Leipzig eintrafen, wollte Eckardt mich, der ich am Roßplatz wohnte, noch nach Hause bringen, aber als wir unser Ziel erreichten, konnten wir uns noch nicht trennen, denn der Mond stand voll am Himmel und die Nacht war ungewöhnlich warm und wunderbar schön. So gingen wir denn noch eine gute Stunde zwischen dem Hotel de Prusse und der Post auf und ab. Als wir endlich voneinander schieden, hatten wir uns siebzehn Stunden lang unterhalten.

Eckardt war, als er zum Mittagessen zu uns kam, so heiser, daß er kaum reden konnte.

Wovon wir gesprochen hatten? Natürlich nur von der Heimat, ihren Menschen und ihren Schicksalen. Ich entwickelte ihm meine Ideen, für die er schon als Städter gar kein Verständnis hatte, und er suchte mich davon zu überzeugen, daß das Deutschtum der Heimat mit dem Privilegium Sigismundi Augusti, den Versprechungen weiland Kaiser Peters des Großen und den Bestimmungen des Nystädter Friedens stand und fiel. Auf ihn wie auf viele seiner Zeitgenossen hatte die Periode der livländischen Kon-

versionen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und in ihm eine tiefe Abneigung gegen alles Russische zurückgelassen. Von einer russischen Kultur wollte er überhaupt nichts wissen.

Aber durch und durch Balte, wie er war, wurde es ihm auch überaus schwer, sich in die reichsdeutsche Art zu finden, die er als kalt und unfreundlich empfand. Vergeblich führte ich ins Feld, daß es sich hier doch nur um Stammesverschiedenheiten handelte, wie sie sich in demselben Grade zwischen Bayern und Niedersachsen geltend machten. Er wollte das nicht zugeben. „Könnten Sie sich", rief er endlich aus, „entschließen, von einem Reichsdeutschen Geld zu leihen?" Als ich erwiderte, daß ich mich zwar in einer Notlage auch am liebsten an einen Landsmann wenden würde, daß aber doch wohl ein Schwabe in solchem Fall auch lieber die Hilfe eines Stammesgenossen als etwa eines Ostpreußen in Anspruch nehmen würde, mußte er das zwar zugeben, meinte aber doch, meine Einwendung sei nicht ganz zutreffend.

Und für ihn galt das wohl auch.

Zur Erinnerung an den Dresdner Tag schickte er mir Herzens Selbstbiographie: Biloje i Dumy, mit den Schlußworten des Herzenschen Romans „Die Pflicht über Alles" als Widmung. Sie lauten: „Und so begab sich der Erbe von Stepan Stepanowitsch aus dem Gouvernement Moskau in ein Land, das er nicht kannte, um eine Religion zu verkünden, an die er nicht glaubte, und starb wahrscheinlich am Gelben Fieber."

Eckardt war überhaupt — wenigstens im Kreise von Landsleuten, und nur unter solchen bin ich ihm begegnet — der mitteilsamste Mensch, den ich gekannt habe. Er war unermüdlich, aus dem unerschöpflichen Schatz seiner baltischen Erinnerungen zu erzählen, und er erzählte vorzüglich. Wir sahen uns auch in den Jahren, in denen er in Tunis und dann in Stockholm lebte, von Zeit zu Zeit immer wieder. Eckardt besaß in Timmendorf an der Neustädter Bucht ein kleines Landhaus, von dem aus er, wie er sagte, gern auf unsere liebe Ostsee blickte, „Das Land der Balten mit der Seele suchend", und wir wohnten im Sommer auch gern in Scharbeutz oder Haffkrug. Als Eckardt dann als Generalkonsul in Basel lebte, konnte ich, der ich alljährlich im ersten Frühling in die Schweiz reiste, ihn dort oft besuchen. Er bewohnte in Basel

ein kleines, außerhalb der Stadt liegendes Châlet, und ich habe in diesem schöne Stunden verlebt. Ich traf dort mehrfach außer Eckardt selbst und seiner klugen, sehr temperamentvollen Frau auch seine Tochter, Frau Tayllerach, eine geistvolle junge Dame, die die geistigen Bewegungen innerhalb des Islam zum Gegenstand ihrer Studien gemacht hatte, und Ernst von der Brüggen. Ein mehrere Jahre lang von Eckardt und mir geplanter Ausflug in die Vogesen scheiterte leider immer wieder an der Ungunst der Witterung.

Kam Eckardt nach Berlin, so suchte er mich oft auf, mitunter zu ungewöhnlichen Stunden, z. B. um zehn Uhr abends. Er vertiefte sich dann gern mit meiner Frau in Erinnerungen an das alte Riga, und sie stellten gemeinsam fest, was Tante Lisas Mutter für eine „Geborne" gewesen war, oder wo Tante Alidens Vater sein „Höfchen" gehabt hatte. Die Freude, die Eckardt an diesen Ermittlungen hatte, teilte sich auch mir mit, der ich auf diesem Gebiet nur für Kurland Spezialist war.

Ich habe Eckardt zum letztenmal gesehen, als ein Kreis seiner Freunde ihm aus Anlaß seines siebenzigsten Geburtstages in Berlin ein Diner gab. Er war alt geworden und machte auf mich den Eindruck, von dem langen, arbeitsvollen Lebenswege ermüdet zu sein. Er lebte zuletzt in Weimar, und ich nahm mir immer wieder vor, ihn dort zu besuchen, aber ich war selbst ein kranker Mann geworden, und so kam es leider nicht zu diesem Besuch.

Ich habe es Eckardt immer sehr hoch angerechnet, daß er mir seine Freundschaft schenkte und erhielt, obgleich wir in den meisten politischen Fragen, auch wo es sich nicht um die Heimat sondern um Deutschland handelte, ganz verschiedener Meinung waren. Für das Empfinden der Deutschen im Reich hatte Eckardt bis zuletzt kein rechtes Verständnis, was ihn zum Teil zu seltsamen politischen Meinungen und Urteilen führte. Auch konnte ich mich, so sehr ich mich an seinen Arbeiten, soweit sie Livland zum Vorwurf hatten, erfreute, mit denen, die von Rußland handelten und die meist anonym erschienen, gar nicht befreunden. Meines Erachtens waren z. B. die „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft" nicht viel mehr als Niederschlag der Urteile, die in den Kreisen der Hofärzte, Hofkammerfrauen und Hauslehrer in großen

russischen Häusern umliefen. Was aber von diesem Gerede zu halten war, davon hatte ich in Petersburg Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen.

Julius Eckardt war von mittlerer Größe, schlank gebaut und hatte etwas Graziöses in seinen Bewegungen. Er hatte schöne blaue Augen und ein anmutiges Lächeln. Seine Manieren waren die der großen Welt in mehr französischer als deutscher Färbung, wie er denn auch eine ausgesprochene Vorliebe für die Franzosen hatte. Für die materiellen Freuden des Lebens hatte Eckardt so gut wie gar kein Verständnis, er war in dieser Beziehung ganz bedürfnislos.

Die große Zeit der Rigaer Geselligkeit, die Zeit, in der ein Kreis junger an das eben erst eröffnete Polytechnikum berufener Professoren sich lebhaft an ihr beteiligte, war, als ich nach Riga kam, schon vorüber, und es wurde nur noch viel erzählt von den geistvollen Vorträgen, die damals gehalten wurden, und von Bällen, auf denen sich die Fremden mit den Einheimischen zu frohen Festen zusammenfanden. Das geistige Leben war aber immerhin ein sehr reges, und es bekam dadurch einen besonderen, intimen Reiz, daß sich alle Gebildeten an den künstlerischen Genüssen, die dargeboten wurden, gemeinsam beteiligten. Trat ein berühmter Gast im Theater auf, fesselte ein Vortragskünstler, entzückte ein Virtuose, so hatte jedermann ihn gehört, wurde er für die nächste Zeit unwillkürlich der Mittelpunkt der Unterhaltung, was diese aus der Sphäre des Alltäglichen heraushob.

Einen großen Eindruck empfingen wir von Jordans Nibelungen. Heute liest sie wohl noch kaum jemand, und wer sie liest, mag enttäuscht werden, aber von dem Verfasser selbst vorgetragen, wirkten sie hinreißend. Man verstand nun erst, welche Wucht der Stabreim, wenn er gesprochen wird, haben kann. Auch der blinde Türschmann machte großen Eindruck, wenn er Trauerspiele von Sophokles frei aus dem Gedächtnis rezitierte. Hörte man den Einen oder den Anderen, dann schwanden dem Zuhörer wohl die Begriffe von Zeit und Raum, er fühlte sich dem Saal und den Menschen, die ihn mit ihm füllten, entrückt und vernahm nur hohe Worte, die von ungeheuren Schicksalen Kunde gaben.

Ich heiratete im August 1874, und es fügte sich so, daß auch Baum bald darauf den eigenen Hausstand gründete. Friesendorff

hatte das schon vorher getan, und ein viertes junges Paar, in dem die junge Frau eine Freundin meiner Frau war, Dr. Paul Hampeln und Gattin, vervollständigten einen intimen Kreis junger Paare, die sich auf Leseabenden regelmäßig zusammenfanden. Wir waren ein klassischer Philologe, ein Jurist, ein Mediziner und ich, es fehlte also nicht an Vielseitigkeit der Interessen, und da auch unsere Damen vorzüglich miteinander harmonierten, so war unsere Geselligkeit eine sehr angeregte und muntere.

Der Roman „Allein und frei" war unterdessen beendet worden, und es trat die große Lücke in meinem Leben ein, die der Abschluß eines solchen Buches zur Folge hat. Nun, da diese mein vollstes Interesse in Anspruch nehmende Arbeit ausschied, erwachte in mir mehr und mehr die Erkenntnis, wie unbefriedigend meine journalistische Tätigkeit im Grunde doch war. Ich schrak auch davor zurück, mich in die nationalen Kämpfe, die sich mehr und mehr ankündigten, verwickelt zu sehen. Wer in solchen nicht Partei ergreifen kann oder will, gerät notwendig in die unerfreulichste Lage. So entstand in mir der Wunsch, mir in Deutschland einen Wirkungskreis zu suchen, in dem ich mich erfolgreicher als bisher betätigen konnte.

Mein Roman erschien im Sommer 1875, und die Aufnahme, die er fand, war in der Heimat sehr viel unfreundlicher, als die, welche „Wilhelm Wolfschild" zuteil geworden war. Die Schonzeit, die man dem Anfänger bewilligt hatte, war vorüber, und man kehrte sich gegen mich mit der Schärfe, die der Prophet in seinem Vaterlande zu erwarten hat. Ich hatte das schon vorausgesehen, aber eine Operation tut leider deshalb nicht weniger weh, weil man schon vorher weiß, daß sie eine schmerzhafte sein wird.

Als der Roman erschien, befanden meine Frau und ich uns auf einer Reise, die uns nach Wien, in das Salzkammergut und nach Reichenhall führte. Auf der Rückreise berührten wir auch Leipzig und tranken an einem schönen Nachmittag im Bonorandschen Garten Kaffee. Wir sprachen davon, daß wir wohl einmal nach Leipzig übersiedeln könnten, aber eben nur wie von einer fernen Möglichkeit, ohne zu ahnen, wie bald sie sich verwirklichen sollte.

Wir waren erst seit ein paar Tagen wieder in Riga, und die Überzüge waren noch nicht von den Polstermöbeln entfernt, als

der mir befreundete Buchhändler Heinrich Brutzer mich aufsuchte und mir mitteilte, der Chefredakteur des „Daheim", Dr. Robert Koenig, sei in Riga und habe Brutzer, an den er durch Georg Ebers empfohlen war, gebeten, ihn mit mir bekannt zu machen. Ich lud Koenig zu Tisch und erfuhr, daß die Verleger des „Daheim", die Herren Velhagen und Klasing, durch meine Romane auf mich aufmerksam geworden waren und Koenig zu mir geschickt hatten, um mich für das „Daheim" zu gewinnen.

Mein Wunsch hatte sich ungeahnt schnell und auf eine unerwartete Weise erfüllt. Da galt es denn zuzugreifen. Ich reiste nach Leipzig, lernte Personen und Verhältnisse kennen und kehrte mit dem Vertrag in der Tasche nach Riga zurück. Aber es war mir doch nicht leicht geworden, ihn zu schließen. Ich lebte in Riga in den glücklichsten Verhältnissen, und ich, der ich ja in Deutschland schöne Jugendjahre verlebt hatte, wußte, wie schwer es schließlich doch jedem Balten wird, sich dort ganz einzuleben. Und ich ahnte nicht einmal, daß das Deutschland nach 1870, in das ich nun kommen sollte, ein ganz anderes geworden war, als das Deutschland, das ich kannte und liebte, und das ich erst 1866 verlassen hatte.

Ehe wir von Riga schieden, traf mich noch ein großer Schmerz. Kersting begann im Sommer 1874 an einer Heiserkeit zu leiden, die uns eine sich stets steigernde Besorgnis einflößte. Die Ärzte wurden aus der Natur seiner Krankheit nicht recht klug und schickten ihn für den Winter nach San Remo, aber er kam von dort leidender zurück, als er hingegangen war, und ahnte, daß er nicht wieder genesen würde. Trotzdem verließ ihn sein Humor nicht. Er hatte sich, ehe er aufbrach, ein Formular eingerichtet mit Rubriken wie: Ort der Konsultation, Name des Arztes, die Krankheiten, die etwa die Ursache seines Leidens sein konnten. Das füllte er nun zunächst durch die Urteile der vier Ärzte aus, die ihn in der Heimat behandelten, und ergänzte es dann durch die Meinungen der Autoritäten, die er in Deutschland und Österreich aufgesucht hatte. Das Resultat war ebenso wunderlich, wie der Fortschritt von Kerstings Leiden furchtbar. Er trug es bis zuletzt mit bewunderungswürdiger Fassung, so schwer es ihm auch wurde, aus einem Leben zu scheiden, dessen Schönheit niemand so genoß wie er, und sich so früh von der heißgeliebten Frau, der Mutter

und den noch kleinen Kindern zu trennen. Am 7. Dezember 1875 wurde er von unsäglichen Qualen erlöst.

Das Leben hat mir manche schwere Stunde gebracht, aber zu den allerschwersten gehörte die, in der wir den Mann begruben, der mir das Beste geboten hatte, was ein Mensch dem andern geben kann: die Möglichkeit, ihn rückhaltlos bewundern und verehren zu können.

Im Januar 1876 verließ ich Riga, das mir in kurzer Zeit zu einer zweiten Vaterstadt geworden war und dem ich nach jeder Richtung reichen Gewinn für meine innere Entwicklung verdankte.

Georg von Oettingen

1. Kinderjahre

Meine ersten Kindheitserinnerungen knüpfen sich an das alte Gutshaus in Wissust, in dem ich (1824) geboren bin. Es war schon damals baufällig, die kleinen Zimmer kaum 9 Fuß hoch, der Saal mit 2 Fenstern, deren jedes vier kleine Scheiben enthielt, so daß auch bei Tage meist Dämmerung herrschte. Unsere Lebensweise war die denkbar einfachste. Zwischen 7 und 8 Uhr morgens erhielten wir unsere Milch mit Brot, um ½1 Uhr sehr frugales Mittagessen im Saal, der zugleich Speisezimmer war; um 5 Uhr nachmittags tranken die Eltern Tee in einem kleinen Durchgangszimmer, das kaum mehr als 2 Quadratfaden groß war und zugleich einem Ofen, zwei Türen und einem Fenster Raum geben mußte. Vor meinen Augen steht noch so deutlich das Bild meines Vaters, der in seinem hausgewirkten grauen Rock in der Ecke sitzt und für uns „Flitzbogen" zurichtet. Von Bilderschmuck der Wände, der jetzt für unentbehrlich gilt, war damals kaum die Rede. Um ½9 Uhr gab es Abendessen, aus dessen Menu mir besonders erinnerlich sind: Biersuppe, Kalberdanz[1], Bierkäse mit Palten[2], enorme Schnittkohlexemplare[3], im „Riegenofen"[4] gebraten, weil sie im gewöhnlichen Bratofen nicht gar wurden. Vor dem Abendessen erschien in des Vaters Schreibzimmer, das keine Spur irgendeines Komforts an sich trug, der alte „Kubjas"[5], außer dem „Kleetenkerl"[6] der einzige Wirtschaftsbeamte meines

[1] Milchspeise mit Korinthen.
[2] Blutkuchen.
[3] Schnittkohl = Kohlrübe.
[4] Riege = Scheune.
[5] Estnischer Aufseher.
[6] Kleete = Speicher.

Vaters. Dieser alte Kubjas, zugleich Pächter eines benachbarten Gesindes, war ein Original, wie man es heutzutage nicht mehr findet: verständig, schneidig, unermüdlich, seinem Herrn treu ergeben, — freilich im Sinne der damaligen Zeit das „Bauernvolk" wenig achtend. Mein Vater verrichtete selbst alle Obliegenheiten, die sonst einem Gutsverwalter obliegen, sogar zu der Zeit, wo er andere Güter gepachtet und viele Fahrten zu machen hatte. Dazwischen, im ganzen selten, gab es Nachbarbesuch, z. B. vom alten Baron T., der zwar arm, aber ein Lebemann war. Einmal hatte mein Vater sich zu seiner Bewirtung für das Mittagessen eine Flasche Rotwein verschafft. Als ihm nach der Suppe davon eingeschenkt werden sollte, sagte er: „après le boeuf, mon cher!" — aber „boeuf" wurde gar nicht gereicht, und die konventionelle Reihenfolge konnte nicht eingehalten werden.

Wie uns, die wir keinen andern Maßstab hatten, das Haus mit allem, was drum und dran und drin war, sehr „comme il faut" erschien, so war uns auch der sehr einfache Garten — wesentlich für Gemüse und Obst eingerichtet, mit wenigen Blumenstücken und einer Syringenlaube — eine großartige Anlage. Hinter dem „Viehgarten", der den Garten nach Süden begrenzte, stand abgesondert eine Gruppe alter düsterer Birken; wenn wir mit unseren Kinderwagen unter ihnen hinwegfuhren, empfanden wir ein nicht unangenehmes Gruseln, weil in dieser Abgeschiedenheit doch etwas Unvorhergesehenes passieren konnte, und wir atmeten freier auf, wenn wir in die Gegend hinter der Kleete gelangten, wo alte Pflaumenbäume uns den Eindrücken menschlicher Kultur näherbrachten.

Der erste Geburtstag, dessen ich mich erinnere, war mein vierter (1828). Im kleinen Stübchen, wo wir Tee zu trinken pflegten, war mein Geburtstagstischchen aufgebaut. Statt des „Kringels" war ein Tempelchen aus Weißbrot(!) konstruiert, und ich erhielt ein kleines Taschengeld in der schmutzigen polnischen Münze, die zu der Zeit viel kursierte. Der übrigen Geschenke erinnere ich mich nicht, — jedenfalls waren sie ungleich bescheidener bemessen, als es jetzt zu geschehen pflegt. An diesem Tage trug ich ein blaues Nanking-Jäckchen mit orangen Vorstößen und „silbernen" Knöpfen. Sonst waren wir immer sehr einfach mit sog. russischen Hemd-

chen bekleidet; auch bei Winterkälte hatten wir draußen keine andere Bekleidung als ein Mäntelchen aus „Camelotte“, unwattiert, nur mit rotem Flanell gefüttert.

Nach Vollendung des vierten Jahres begann meine Mutter mir das Leſen beizubringen; etwa ein Jahr ſpäter erhielten Bruder Auguſt und ich den Unterricht bei unſerer „Gamma“*. Vormittags drei, nachmittags zwei Stunden dauerte er; innerhalb dieſer Zeit wurden auch die Schulaufgaben gemacht; Franzöſiſch und Ruſſiſch wurde faſt gleichzeitig angefangen, und franzöſiſche Verben — aber nur die regelmäßigen — wurden endlos geſchrieben. — Moiſamaa, ſpäter Hoflage von Wiſſuſt, wurde damals beſonders, und zwar von meiner Großmutter bewirtſchaftet. Zweimal in der Woche fuhr ſie zu dieſem Zweck nach Moiſamaa, und da ſie in ihrer peinlichen Pflichttreue die Schule nicht unterbrechen wollte, ſo fuhren wir beide mit. In dem zweirädrigen, mit einem Pferde beſpannten Cabriolet fanden wir alle drei Platz, die Bücher und Hefte wurden in einem an der Rückenlehne befindlichen Behältnis untergebracht. Wir kutſchierten abwechſelnd; der Weg führte durch den Bach des Wiſſuſtſchen Dorfes. Während wir unſere Arbeiten im freundlichen Moiſamaaſchen Wohnhauſe verrichteten, kam die Großmutter ab und zu, um uns zu kontrollieren, und wenn ſie ihre Wirtſchaftsangelegenheiten erledigt hatte, fuhren wir zum Mittag zurück. — Verließ Gamma Wiſſuſt, um mehrere Monate in Pollenhof bei der Tochter zu leben, ſo wurden wir beide mitgenommen und hatten dort unſere regelmäßige Schule. Die Fahrt dahin wurde natürlich mit „eigenen“ Pferden zurückgelegt. Von Dorpat aus war die erſte Station der Kirrumpaeſche Krug, 8 Werſt hinter Uddern. Dort wurden die Pferde und wir Kinder gefüttert. Aus dem mitgebrachten kalten Braten wurde mit allerlei Zutaten, insbeſondere Gurkenſchnitten, ein Ragout zubereitet, mit dem auch der Kutſcher und das Dienſtmädchen geſpeiſt wurden. So koſtete uns die Fahrt „nichts“, der Krüger freilich verdiente auch faſt nichts. Dann ging die Reiſe weiter durch die tiefen Sandwege der Kiefernwälder, wo man nur Schritt fahren konnte. Die Kaleſche, nicht mit Glas-

* der Großmutter Charlotte, geb. v. Buxhöwden.

fenstern, sondern mit Ledervorhängen versehen, gab einen schlimmen Geruch; wir fühlten uns immer mehr beklommen, und endlich, zumal bei Regenwetter, wenn die Ledervorhänge geschlossen wurden, „appellierten“ wir jämmerlich und riefen „Ulrich“ und „fütterten die Kälber“, die nicht vorhanden waren. Das Ende unserer Leiden fanden wir in Morsel, wo übernachtet wurde. Der alte Stryk, der es zu einem Familiengut (Fideikommiß) gemacht hatte, lebte damals nicht mehr, das Gut war unbewohnt. Angelangt, trat man in eine große Vorhalle, die mit massiven, alten, schön gearbeiteten Schränken und Truhen besetzt war, und von dort in den Saal, der im Winter meist allein geheizt war, und wo wir unser Lager aufschlugen. Alle diese Räume waren düster, nur von ein paar Talglichtern erleuchtet; die Ahnenbilder schmückten die Wände in seltsamen Stellungen und wunderlichem Kopfputz. Der Verwalter meldet sich bei Gamma, dienstfertig und unterwürfig. Gutsmägde, je nach der Jahreszeit barfüßig oder mit Passeln (Bauerschuhen) chaussiert, huschen umher, um das Abendessen und die Schlafstellen vorzubereiten. Ich schlief meistenteils auf einem uralten, steinharten, schlanken Sofa, und wenn ich morgens zeitig aufwachte, fiel mein erster Blick auf die Ahnenbilder, die immer noch die seltsam affektierten Stellungen einnahmen, und auf die roh getünchten Wände, deren Reiz durch Bespritzung mit einer dunkleren Farbe erhöht war.

Am Morgen — im Winter noch in der Dämmerung, mit einem „Vorfahrer“, der die Winterwege besser kannte — wurde die Reise nach Pollenhof fortgesetzt. Bei der Ankunft dort war das Wiedersehen mit einer Erregung und Empfindsamkeit verbunden, die man jetzt nicht kennt. Gamma hatte ihr bestimmtes Zimmer, das sie mit uns beiden teilte und das zugleich Schulzimmer war. Ein kleines Durchgangszimmer nebenan, mit drei Türen und einem Ofen, genügte der Familie zum Morgenkaffee und Nachmittagstee, obgleich im großen Hause eine Reihe von geräumigen Zimmern unbenutzt war. Für uns Kinder war ein Tischchen mit fester Bank beim Ofen angebracht, so daß kaum ein Durchgang freiblieb. Die Morgenstimmung war bei mir, wie es öfters bei Kindern beobachtet wird, bisweilen eine sehr trübe. Milch und Brot stand unberührt vor mir, und wenn man mich fragte, was

mir fehle, sagte ich: „Mein Herz ist mir so schwer!“ Den übrigen Tag und in der Regel waren wir aber guter Dinge, taten das Verlangte in den Schulstunden und konnten uns in der Freizeit munter bewegen in den weiten Räumen des Hauses oder auf dem Hofe, wo wir ohne Aufsicht nach Belieben unser Wesen trieben.

Ich weiß nicht, woran es liegt, daß ich mich der mit der Großmutter verbrachten Zeit ganz besonders lebhaft erinnere. Durch die Schule und auch außerhalb derselben waren wir mit ihr in so enger Verbindung, daß das Bild meiner Mutter aus der Zeit fast gänzlich zurücktritt. Die Sorge für die jüngsten Geschwister und die Wirtschaft mag diese wohl in dem Maße absorbiert haben, daß für uns wenig Zeit übrig blieb. Doch erinnere ich mich dessen, daß sie abends in der Dämmerung, die wegen Ersparnis an Talglichtern nicht zu kurz bemessen wurde und als „den Augen zuträglich“ galt, uns Lieder vortrug mit Begleitung einer Gitarre, die in Form einer Lyra gestaltet war, — die Gegend der Wirbel mit einer Bronzeplatte, auf der eine Sonne dargestellt war, bedeckt. Seitdem sind mehr als 60 Jahre verflossen* und der Geschmack in der Wahl der Lieder hat sich sehr verändert: diese waren dazumal sentimentalen Inhalts oder — recht abgeschmackt. Zu den letzteren gehörte die „Klage eines alten Junggesellen“, der sich die Qualen des Ehestandes ausmalt: „Ohne Ruh' und Rast — müßt ich küssen, — das ist Höllenlast — küssen müssen; — bleibt die Liebe lau — werd' ich ohne Frau — ruhig alt und grau.“ — Gerührt waren wir, wenn das Lied vom Jägersmann und seinem Liebchen gesungen wurde, das er einst bei der Rückkehr tot im Grase fand:

„Da zäumt er ab sein treues Roß
Und ließ es laufen frei;
Nahm von der Wand sein Jagdgeschoß
Und lud es mit tödlichem Blei.
Dann ließ er erschallen den Jagdgesang,
Den lauten, fröhlichen Hörnerklang:
Trara, trara, trara!
Und ging zu Liebchen heim.“

* Die Erinnerungen sind 1894 begonnen und 1898 abgeschlossen worden.

Sehr interessant war uns das Goethesche Lied: „Der Junggesell und der Mühlbach", zu dessen klassischen Worten eine alte einfache Melodie komponiert war. Manche Lieder sangen wir mit, wie den Kanon: „Ich armer, welscher Teufel", und zum Schluß wurde öfters gesungen: „Stille, stille — kein Geräusch gemacht — bei der Nacht. Drum wünschen wir denn um und um — dem hochverehrten Publikum — eine, eine gute Nacht — bei der Nacht! — Gute Nacht, gute Nacht, schönste Anne-Dorothee! — Gute Nacht, gute Nacht! Schlaf wohl!" Ich erinnere mich, daß ich — wie kleine Kinder Verse nachsprechen, ohne sich um ihren Sinn zu kümmern — jenes Lied mit den Worten begann: „Stehle, stehle" — was ja wohl auch einen Sinn gab, der jedoch dem unbekannten Dichter gewiß sehr fern lag.

Ungemein einfach war in jener Zeit die Landwirtschaft, weshalb mein Vater es auch später ermöglichte, ein Dutzend Güter gleichzeitig zu bewirtschaften. Es bestand damals ausschließlich die „Dreifelderwirtschaft": ein Feld Winterkorn, eines Sommerkorn, ein Brachfeld, das gedüngt wurde. Von dem jetzt so unentbehrlichen Kleebau war damals nicht die Rede, und auch Kartoffeln wurden nur zum Konsum gebaut, da der Branntwein aus Korn gewonnen wurde. Zur Verwertung der Schlempe wurden ukrainische Mastochsen gefüttert. Der Mastochsenrusse war eine typische Figur auf dem Hofe, den man von Zeit zu Zeit im Hause erscheinen sah, um sich Talglichte abzuholen, — ob er sie nur zur Beleuchtung verwandte, lasse ich dahingestellt. — Der Branntwein mußte auf Schlitten nach Narwa oder gar nach Petersburg gebracht werden. Der „Kubjas" führte die Fuhren an; mein Vater fuhr häufig mit, um die Abgaben zu besorgen und das Geld zu empfangen. Wenn er mit einem Mantelsack voll Banknoten in seinem kleinen Schlitten zurückkehrte, so war er in Lebensgefahr, sobald bekannt geworden wäre, wieviel Geld er mit sich führte. Ich erinnere mich noch seiner Erzählung, wie er einst über Gdow und den Peipussee heimkehrte, nur von einem Stalljungen begleitet, und in einem „Kabak"* übernachten mußte. Es war in der Tat viel unheimlicher als im „Wirtshaus im Spes-

* Russische Bauernschenke.

fart", wo die Reisenden einen Überfall erwarteten und doch gesellig mit Geschichtenerzählen die Zeit verbringen konnten.

Die Viehherde wurde zu jener Zeit eigentlich nur zum Zweck der Düngererzeugung gehalten, — der Ertrag an Milch und Butter genügte gerade für das Bedürfnis des Hauses und der Hofleute. Die Kühe wurden im Winter so schwach gefüttert, daß man im Frühjahr, wenn sie zum erstenmal auf die Weide getrieben werden sollten, manche Tiere wegen ihrer Entkräftung — am Schwanz aufheben und auf die Füße stellen mußte! Man nannte das später scherzweise die „Schwanzwirtschaft". Die Bauerngesinde, die später verpachtet und dann verkauft wurden, waren auf Fronleistung vergeben: ein „Dreitagsgesinde" mußte drei „Pferdetage" in der Woche leisten und, wenn ich nicht irre, auch drei „Fußtage". Zur Arbeit wurden die Leute „herausbestellt", und zwar am Abend vorher durch den „Schilter", einen Würdenträger, der unter dem „Kubjas" fungierte. Dann erschienen sie mit ihrem jämmerlichen, schlecht geschirrten Pferde und einem elenden Hakenpflug und hölzerner Egge; der Hof hielt keine Arbeitspferde und Ackerwerkzeuge. Auf viele Werste weit mußten die Fröner aus ihren oft entfernten Gesinden sich zur Arbeit einfinden und häufig die Nacht im Freien kampieren. Man muß jene Zustände gekannt haben, um den Abstand von den jetzigen Verhältnissen voll zu würdigen und sich dessen zu freuen. Wieviel Dank schulden wir in dieser Hinsicht Hamilkar Foelkersaw, der der wesentliche Begründer dieses Umschwunges war! Und von mir kann ich, wenn auch im bescheidensten Maße, sagen: „Ich war auch dabei."

Äußerst primitiv war damals noch der Zuschnitt der Hauswirtschaft. Es fiel damals beispielsweise keinem ein, Schnaps oder Talglichte von einem Kaufmann zu beziehen, — beide Artikel wurden zu Hause verfertigt. An manchen Tagen roch es im Hause stark nach fuseligem Branntwein. Trat man der Sache näher, so fand man an einer zwischen zwei Stühlen wagerecht aufgestellten Stange eine große Filzdüte, durch welche der versüßte Spiritus filtriert wurde; genau weiß ich nicht, wie die Manipulation war, aber der Fuselgeruch ist mir unvergeßlich geblieben. Noch eine andere Erinnerung haftet an meinem Geruchssinn, — ein un-

erträglicher Talggestank. An einem langen Stock hingen Stränge von „Dachtgarn", die die Dochte für die Talglichte abgeben sollten; jene wurden in einen, mit erwärmtem Talg gefüllten Behälter so oft eingetaucht, bis der Docht eine genügende Umhüllung hatte; das Licht wurde zur Spitze zu natürlich immer schmäler, und aus ihr ragte die Garnschleife hervor, die am Stock befestigt war. Dieses Erzeugnis versorgte das ganze Haus mit Beleuchtung, und eins der wichtigsten Requisite der Haushaltung war die „Lichtschere", die man heutzutage nicht mehr kennt.

2. In der Krümmerschen Anstalt

Nachdem mein Bruder und ich drei Jahre (1833—36) mit wenig befriedigendem Ergebnis die Raupachsche Schule in Dorpat besucht hatten, kündigte uns der Vater an, daß wir im Januar 1837 in die Krümmersche Anstalt nach Werro gegeben werden sollten. Dieser Entschluß bedeutete für uns 5 Brüder — denn die andern drei folgten uns allmählich nach — einen Wendepunkt des Lebens: hatte unsere alte Gamma uns zu regelmäßiger Arbeit angeleitet und das Pflichtgefühl in uns rege gehalten, so wurde in diesem Sinne in der Krümmerschen Anstalt fortgewirkt und ausgeglichen, was in der Raupachschen Schule verfehlt worden war.

Nach vorangegangener Prüfung wurden wir in die Quarta aufgenommen und der dritten Stube zugewiesen. Wie in Niesky, das der Krümmerschen Anstalt zum Vorbild gedient hat, wurden die Schüler nach dem Alter und der sonstigen Entwicklung, abgesehen von den Schulklassen, in „Stuben" verteilt. — Das Schulleben in Werro war während der fünf Jahre, die ich dort verbrachte, sehr monoton, es enthielt aber doch für uns einen solchen Reichtum, daß ich ein ganzes Buch darüber schreiben könnte. Welcher Segen liegt in der geregelten Arbeit, wechselnd mit der Erholungszeit, in der keine zerstreuenden Einflüsse eine ungünstige Rückwirkung auf die Arbeit ausüben! Das Arbeitsmaß war so reichlich zugemessen, daß die Zeit der Erholung eben nur ausreichte zum Spazierengehen, Spielen im Freien, harm-

losem Verkehr mit den Kameraden und wenig Lektüre. Trotz knapper Schlafzeit und schlechten Essens waren wir von strotzender Gesundheit. — Die Einförmigkeit des Schullebens wurde nur selten von Festlichkeiten unterbrochen. Ein jährlich wiederkehrendes Fest war der 23. März, Direktor Krümmers Geburtstag. Da gab es gutes Essen, freies Herumspazieren und irgendeine musikalisch-deklamatorische Aufführung. Bei dieser Gelegenheit hielt ich einmal eine Rede über das Thema aus „Wilhelm Tell“:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!“

Ich hob hervor, daß wir, trotz unserer staatlichen Zugehörigkeit zu Rußland, unser Vaterland in Deutschland und dort unsere Ideale zu suchen hätten, während wir in Livland die liebe Heimat fänden. Der anwesende Schulinspektor Witte, berüchtigten Andenkens, denunzierte die Rede beim Kurator Krafftström*, welcher geäußert haben soll, man müsse solchen Knaben Ruten geben. Es blieb bei der Drohung. Wer weiß, was heutzutage die Folge gewesen wäre!

Das Beste, was die Krümmersche Anstalt bot, war die Einrichtung des sog. Pädagogiums. Diejenigen Schüler der 1. Klasse, die für einigermaßen zuverlässig gehalten und dem Abgang zur Universität näher standen, wurden aus der 1. Stube ins Pädagogium übergeführt, wo sie zu zweien in kleinen Stübchen ohne unmittelbare Aufsicht lebten, aber die Arbeitsstunden einzuhalten verpflichtet waren. Die Leitung der Pädagogisten war dem Oberlehrer Mortimer anvertraut, der außer Russisch, Französisch, Mathematik und Religion den ganzen Unterricht in der ersten Klasse erteilte. Dieser war durchweg so vorzüglich, daß ich nicht anzugeben vermag, ob er mehr in den alten Sprachen oder in Geschichte und Geographie oder in der deutschen Sprache

* Russischer General, vom Zaren Nikolaus I. zum Kurator des „Dorpater Lehrbezirks“ ernannt. Er versuchte dem baltischen Bildungswesen, besonders der Universität Dorpat, einen russisch-militärischen Zuschnitt zu geben. Seine eigene Unbildung war sprichwörtlich.

und Literatur exzellierte. Der Unterricht war stets anregend und zugleich darauf eingerichtet, das Gedächtnis zu üben. Beim Beginn jeder Sprachstunde mußte der Reihe nach ein Schüler etwas hersagen, was er nach eigener Wahl in beliebiger Sprache auswendig gelernt hatte. Zu den deutschen Stunden lernten wir die schönsten Gedichte und Stücke in guter Prosa, auch so bedeutende Abschnitte von klassischen Dramen (Goethe, Schiller, Shakespeare), daß wir zum Schluß des Semesters im Klassenzimmer ganze Szenen vollständig aufführen konnten. Es ist uns daraus wirklich ein Schatz für das Leben erwachsen, abgesehen von der Gedächtnisübung. Und wie sorgfältig wurden wir zu jenen Deklamationen vorbereitet! Wir schrieben das zu Lernende ab und mußten mit bestimmten Zeichen die größeren und kürzeren Pausen, das Fallen oder Erheben der Stimme markieren. Mortimer verbesserte dann diese Bezeichnungen und ließ uns abends zu sich kommen, um die erforderlichen Ausstellungen an der Deklamation zu machen und gute Ratschläge zu geben. Ich wüßte nicht, welcher Lehrer in solcher Weise die Schüler vorbereitet hätte! — Mit seinen Pädagogisten stand Mortimer im intimsten persönlichen Verkehr, der nur da geschmälert war, wo es an Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit von seiten der Zöglinge fehlte. Alle Tage nach dem Abendessen, um ½9 Uhr, ging einer von uns zu ihm und blieb gegen 1½ Stunden mit ihm zusammen, in der schlechten Jahreszeit im Zimmer, bei gutem Wetter auf einem gemeinsamen Spaziergang. Um Mortimers Einwirkung auf die Jugend zu verstehen, muß man seinen eigenen Lebensgang ins Auge fassen. Er war in der Herrenhutergemeinde in Niesky erzogen worden, aber es hielt ihn nicht in den engen Schranken, er trat aus dem Verbande aus. Als gereifter Mann kam er als Lehrer nach Werro, — wie und wo er in der Zwischenzeit seine Ausbildung weiter gefördert, was er bis zur Läuterung seines Wesens „durchzumachen“ gehabt hat, weiß ich nicht, aber er steht vor meiner Erinnerung als ein Mann von solidester Bildung auf den mannigfachsten Gebieten des Wissens, mit lebendigem Interesse für Kunst und Wissenschaft und Politik, volle Befriedigung findend in der Ausübung seines pädagogischen Berufes, wobei er, frei von jeder Pedanterie, eine wunderbare Frische besaß. Diese

Abendunterhaltungen mit ihm waren nicht nur belehrend und bildend, sondern er verstand es auch, jeden so individuell zu fassen, daß ein persönliches Vertrauen daraus erwuchs. Daher ist es begreiflich, daß viele über die Schule hinaus in enger freundschaftlicher Beziehung zu ihm standen, wie die drei Brüder Engelhardt, wir Brüder, namentlich August und ich, Artur Mühlen, mit dem er viel musiziert hatte, denn Mortimer war auch sehr musikalisch und spielte alltäglich bei der Morgenandacht die Orgel. Hatte ein Pädagogist sich etwas gegen die Regeln zuschulden kommen lassen, so machte er kein Wesens davon, wenn man es ihm offen mitteilte; wer aber dergleichen im Verborgenen trieb, verscherzte sein Vertrauen und konnte sich das Gute, das ihm geboten wurde, nicht zu eigen machen.

An seinem Geburtstag, dem 6. November, versammelte er die Pädagogisten in seinem Zimmer zu einem Frühstück, wobei er durch seine Reden und Scherze in der liebenswürdigsten Weise das Mahl zu würzen pflegte. Ich erinnere mich, wie er uns einst bei dieser Gelegenheit bei reichlich gefüllten Gläsern das bekannte Gedicht von Chamisso: „Mäßigung und Mäßigkeit sei dies volle Glas geweiht" vortrug. In früheren Zeiten soll er dem Weingenuß sehr zugetan gewesen sein, — ich habe ihn, abgesehen von besonderen Gelegenheiten, nur Wasser trinken sehen, und zwar grundsätzlich in großen Mengen; es war dazumal die Zeit, wo die Wasserkuren mit innerlichem und äußerlichem Gebrauch im Schwange waren. Wenn er, wie jeder andere, sagen mußte: „homo sum, humani nil a me alienum puto", so hatte er sich dahin durchgearbeitet, daß das Menschliche in einer edlen Gestaltung hervortrat.

Als nach Krümmers Verheiratung mit Julie Baggo, einer leiblichen Cousine meiner Mutter, die Anstalt sich allmählich von ihrem Höhepunkt abwärts bewegte, mochte Mortimer nicht länger dort wirken und siedelte nach Dorpat über, wohin ihm mehrere Primaner, unter ihnen mein Bruder Eduard, folgten und in einer Privatklasse bis zur Universität gebracht wurden. Dann wurde er als Inspektor der Domschule nach Reval berufen, wo er 1847 an den natürlichen Pocken starb, nachdem er, wie so oft in den letzten Jahren, die Sommerferien bei uns auf dem Lande (Jensel) zugebracht hatte. Ich schäme mich zu bekennen, daß ich nie an seinem

Grabe gestanden habe, ja nicht einmal die Stätte seiner Ruhe kenne, aber ein bleibendes Denkmal der Dankbarkeit hat er in unser aller Herzen. Seine hohe Gestalt und sein geistvolles Gesicht an dem edelgeformten Kopfe sind mir noch so lebhaft vor Augen!

Zu Johanni 1841 sollte Bruder August mit mehreren Kameraden nach Dorpat zum Abiturientenexamen: es wurde damals bei den Professoren der Universität abgelegt. Da ich schon 2 Jahre in Prima gewesen war und nicht zu den schwächsten Schülern gehörte, so wurde mir gestattet, mich den Abiturienten anzuschließen, obgleich ich wegen des noch nicht erreichten 17. Jahres erst später in die Zahl der Studierenden aufgenommen werden durfte. Leichten Herzens verließen wir die Anstalt, der wir soviel Dank schuldig waren; daß unsere Beziehungen zu Mortimer dadurch nicht abgebrochen wurden, dessen waren wir gewiß, hatte er doch schon in unserem Familienleben feste Wurzeln gefaßt. — Das Examen an der Universität war dem Zwecke entsprechend und nicht solch eine Plage, wie heutzutage das Abiturientenexamen in den Gymnasien. Es examinierten die Professoren in den entsprechenden Fächern. Wir waren unser sieben, und aus Birkenruh hatten sich auch sieben Abiturienten gemeldet; diese wurden als die 7 „Schweden" bezeichnet, während wir, als von den Werroschen Seen kommend, als die 7 Seehunde begrüßt wurden. In der ganzen Schulzeit waren wir keiner formalen Prüfung unterzogen worden: von jedem Schüler wußte der Lehrer, wie es um ihn stand, ob er zu versetzen war oder nicht, und ich kann sagen, daß wir alle einzeln, ohne besondere Präparation, gut beschlagen waren und auch unser Ziel erreichten, während jetzt die Examinationsplage in den Gymnasien von Klasse zu Klasse sich wiederholt, sterile Präparation erfordert und zu vieler Menschlichkeit Veranlassung gibt, — die Demoralisation von oben!

3. Aus der Dorpater Burschenzeit (1841–48)

Rektor Volkmann, der berühmte Physiologe und Vater des nicht minder berühmten Chirurgen und Dichters Richard Volkmann-Leander, immatrikulierte mich, obgleich ich in diesem Se-

meſter keine Vorleſungen mehr belegen durfte. Da ich der geiſtigen Reife ermangelte, um mir nach meiner Überzeugung ein geeignetes Studium zu wählen, wurde ich als stud. jur. immatrikuliert, — für einen „Landſchen vom Adel“ war das gewiſſermaßen die Prädeſtination.

An demſelben Tage führte mich Bruder Auguſt, der ſich ſchon als „kraſſer Fuchs“ eine Stellung zu machen gewußt hatte, auf die Martinikneiperei der „Livonia“. Ich fand dort die meiſten Kameraden, die mit mir das Examen gemacht hatten, und freundliches Entgegenkommen. Zum Schluß des Semeſters wurden mir die Farben erteilt, — eine Anerkennung, die zu der Zeit auch ihre Geltung hatte, von der aber außerhalb ſtudentiſcher Kreiſe nicht ſoviel Weſens gemacht wurde wie heute, wo es als ein „Ereignis“ im ganzen Verwandtenkreiſe und darüber hinaus gilt. Mir ſcheint, daß man damals wohl die Bedeutung und die guten Seiten des Korpslebens für die Studentenſchaft zu würdigen wußte, ohne dem Größenwahn zu verfallen, der ſpäter jene Bedeutung oft übertrieben und überſchätzt hat. Das Urteil in der Wahl der Landsleute iſt oft ein recht unreifes: kulante Naturen reüſſieren oft ſchnell, zurückhaltende finden oft wenig Anerkennung trotz der Tüchtigkeit, die ſich auch im ſpäteren Leben bewährte. Deshalb ſollten ältere, reife Menſchen die Erteilung der Farben nicht in dem jetzt üblichen Maße verherrlichen.

Im Beginn meines akademiſchen Lebens zeigte ich naturgemäß eine gewiſſe Unſelbſtändigkeit, die eine Kritik der herrſchenden ſtudentiſchen Sitten ausſchloß. So war denn unbedingt maßgebend, was die „älteren Landsleute“ mit Sicherheit vortrugen, und was dieſe inſzenierten, wurde kopflos mitgemacht. Acht Tage nach der Immatrikulation ging ich mit meheren Kameraden ſpät abends, von der Lockusſchen Badſtube kommend, am alten Kornmagazin vorüber. Im Schilderhäuschen ſtand an einer Ecke des Gebäudes die Schildwache. Während wir andern harmlos vorbeizogen, hatte der ältere Zimmermann, ein unverwüſtlicher Skandalmacher, ſich hinter das Schilderhäuschen geſchlichen und dieſes mitſamt der Schildwache umgeworfen. Sofort entſetzliches „Karaul“- (Allarm-) Rufen, die Univerſitätspedelle rennen herbei, unſere Geſellſchaft verduftet in regelloſer Flucht. Im Bewußt-

sein meiner Unschuld setze ich harmlos meinen Weg fort und werde „abgefaßt". Es existierte nun zu der Zeit das famose Gesetz: wenn nach 11 Uhr abends ein Unfug passiert, werden alle Studierenden, die zu der Zeit auf der Straße gesehen werden, dafür verantwortlich gemacht. Am nächsten Tage werde ich vor den Rektor zitiert; der mochte mir aber doch einen solchen Streich nicht zumuten, und ich wurde „wegen jugendlicher Unerfahrenheit" mit einer Rüge entlassen.

Viel schlimmer war ein anderer Unfug, den ich einige Wochen später „par compagnie" mitmachte und diesmal mit Gefangenschaft zu büßen hatte. Begegnet mir da auf der Straße einer der angesehensten alten Landsleute, Leonhard Stunde, und ruft mir zu: „Komm mit, Fuchs! Wir trommeln Professor Preller aus, der einen Studenten im philologischen Seminar brüskiert hat." Dieser hatte, wohl in katzenjämmerlichem Zustande, beim Übersetzen eines Klassikers dämlich seinen Kopf gestützt und die Bemerkung: „caput tenens grave est" erhalten. — Ich gehe also mit Stunde in das Philologicum der Universität, zwei Treppen hoch, wo schon eine dicht gedrängte Schar die Bänke besetzt hält. Professor Preller erscheint trotz des drohenden Skandals. Und nun ging der Spektakel los: Trommeln, Schreien, Stampfen, Geschrei: „Hinaus, hinaus!" selbst Äpfel und andere Wurfgeschosse wurden auf ihn geschleudert, während er standhaft auf dem Katheder blieb und uns zurief: „Ich verlasse nicht den Platz, auf den ich gehöre!" Mir war schon sehr schwül dabei zumute, und ich mochte mich nicht aktiv an dem Skandal beteiligen. So ging es eine Weile fort, bis durch eine Nebentür der Rektor Volkmann in das Zimmer trat und den Professor ersuchte, das Kolleg aufzugeben, während die Pedelle den Eingang zum Auditorium besetzten. Nun suchten sich die Hauptskandalmacher in wilder Flucht davonzumachen. Der Strom stürzte sich, die Pedelle beiseite drängend, die Treppe hinunter. Endlich gelang es diesen, die Tür zu schließen; der Rektor stellte sich an den Eingang und ließ jeden einzeln, wie der geblendete Polyphem seine Schafe, passieren und notieren. Ich hatte mich nicht von meinem Platze gerührt. Als ich schließlich beim Rektor vorbeidefilierte, rief er aus: „Auch Sie, junger Mann!" — er mochte sich der letzten

Affäre mit dem Schilderhäuschen erinnern. — Die Folge war eine weitläufige Untersuchung, die durch den Eintritt der Weihnachtsferien unterbrochen wurde, aber sämtlichen Beteiligten wurde verboten, in dieser Zeit Dorpat zu verlassen. Das kam nun mir und meinem Bruder August, der auch mitgemacht hatte, schlecht aus. Wir beide hatten eine Einladung zu Bekannten nach Petersburg erhalten und fuhren trotz des Verbotes hin. Aber kaum hatten wir uns 14 Tage lang die Residenz angesehen, so erschien dort, von unserem Vater abgesandt, ein Dorpater Landsmann und überbrachte uns die Zitation vor das Universitätsgericht, das die Untersuchung wieder aufgenommen hatte. Wir mußten uns nun sofort aufmachen und bei der Januarkälte im Postwagen (damals ohne Federn!) Tag und Nacht die 330 Werst zurücklegen. Das Universitätsgericht verurteilte uns zu 14 Tagen Karzer bei Wasser und Brot; anderen ging es schlimmer, — viele wurden gestrichen, sechs konsiliiert. Erst viel später erkannte ich, wie wir uns dieses Unfugs zu schämen hatten. Prof. Preller, von dessen Wesen ich keine Ahnung hatte, war einer der tüchtigsten Professoren, von nobler, unabhängiger Gesinnung; er verließ Dorpat freiwillig infolge der Maßregelung Ulmanns (siehe unten) und hat in Weimar in jeder Hinsicht die gebührende Anerkennung gefunden. — Durch die große Zahl der Bestraften waren die Karzer längere Zeit überfüllt; auf ein Zeugnis, daß meine Augen schwach seien und das Dunkel des Karzers ihnen schädlich werden könne, wurde ich zusammen mit Alexander Freymann in das pathologische Kabinett der Anatomie eingesperrt: helle Räume, mit Skeletten und Mißgeburten in Spiritus besetzt. Hunger gelitten haben wir dort nicht, denn der Anatomiediener brachte uns alles, was wir zur Pflege des Leibes bedurften. Zur Unterhaltung erteilten wir uns gegenseitig Musikunterricht: ich gab Gitarrestunden, und Freymann führte mich in die Kunst des Klarinettespiels ein. Die dabei entstandenen Mißtöne sollen die Bewohner der benachbarten Räume in helle Verzweiflung versetzt haben.

In meine ersten Studienjahre fielen auch die Vorgänge, die die Entfernung Prof. Ulmanns von der Universität zur Folge hatten. Ulmann hatte sich als Rektor durch seine mutige baltisch-

deutsche Gesinnung und sein wohlwollendes Wesen die allgemeine Anerkennung und Liebe erworben. Um diesen Gefühlen Ausdruck zu geben, stifteten ihm die Studenten, als er 1842 als Rektor abtrat, einen schönen silbernen Becher, der von einer Deputation überreicht wurde. Am Abend folgte ein Ständchen mit dem Vortrag guter deutscher Lieder, wobei ich das wichtige Amt hatte, eine Laterne zu halten. Ulmann trat auf die Treppe hinaus und hielt eine schöne Ansprache. Wir ahnten damals nicht, daß auf der Treppe des Nachbarhauses der Vizekurator Oberst Schönig Ulmanns Worte notierte, — wohl mit obligaten Mißverständnissen und Entstellungen. Etwa 4 Wochen später wurde der ehemalige Rektor ohne vorhergehende Untersuchung genötigt, binnen 24 Stunden die Stadt unter Gendarmeriebegleitung zu verlassen! Ich erinnere mich noch, wie erschüttert mein Vater war, als ihn diese Nachricht traf. Ulmanns Gedächtnis wurde aber pietätvoll in der Studentenwelt gepflegt, und fast in jeder Studentenwohnung war sein Bildnis zu finden.

Bruder August und ich wohnten im elterlichen Hause in der Kühnstraße, und zwar in den Parterrezimmern. Unser alter Diener Adamka, mit Recht der „Jsegrim" genannt, wohnte im Hof mit einem besonderen Zugang. Bei geheimen Zusammenkünften oder wenn (in Abwesenheit der Eltern) in den Räumen des Oberstockes Paukereien stattfanden, wurde der Haupteingang verbarrikadiert, und man trat, an der Hinterseite beim „Jsegrim" anklopfend, mit einem Losungswort ein. Für gewöhnlich aber war unsere Wohnung bei der zentralen Lage in Ermangelung eines Konventsquartiers und einer ständigen Korporationskneipe ein Sammelplatz der Kameraden, zumal des Abends zum „Tee", dem eben gewöhnlich ein Glas Grog mit Rum sehr mäßiger Güte folgte.

Daß bei diesem Treiben im ersten Teil des Studiums nicht viel gearbeitet wurde, ist begreiflich. Immerhin suchte ich den Kollegienbesuch nicht ganz zu vernachlässigen und hörte im I. Semester 1842, als ich zum erstenmal Collegia belegt hatte, beim Altmeister Bunge, Madai und Bröcker. Da machte sich entschieden das Mißverhältnis geltend zwischen dem reichen Stoff, den ich mir in der Schule mit gutem Gedächtnis hatte aneignen

können, und der mangelnden Reife zur Assimilation des Lehrstoffs der juristischen Vorlesungen. Ich sehnte mich nach einem mehr konkreten Stoff und ging im II. Semester 1842 zum Studium der Medizin über, dem ich treu geblieben bin. Bis zum Schluß meiner Studienzeit habe ich aber auch das korporative Leben mit reger Teilnahme mitgemacht und bin, wie alle meine Brüder, Chargierter und Ehrenrichter gewesen. Mit dem Duellwesen habe ich allein mehrfach zu tun gehabt, obgleich ich ebenso wenig raufluſtig wie meine Brüder war. Schon als Fuchs wurde ich von einem alten Rigenser — wir lebten zu der Zeit in Fehde mit der Fraternitas Rigensis — auf der Straße brüskiert; das Ehrengericht stellte mir die Wahl zwischen einer Ehrenerklärung des Gegners oder dem Duell; ich entschied mich für letzteres. In einer Dachstube des „Teichmüllerschen" Hauses fand es statt. Ich war meinem Gegner überlegen, — meine zu biegsame Klinge traf ihn aber nur flach, so daß es unblutig abging. Später habe ich in Techelfer bei einer großen „Auspaukerei" mit der Estonia — „pro patria", wie es hieß — vorgehen müssen, und zwar gegen einen Gegner, der einem erst auf der Mensur bekannt wurde; es war ein Baron Fersen. Auch diese Affäre lief unblutig ab. — Durch große Strenge (der Obrigkeit) in Duellsachen wurde der Zweikampf zeitweilig so gefährlich, daß er ein Jahr lang ganz vermieden wurde. Dadurch ging die Kunst des Sekundierens fast verloren. Da ich nun auf dem Fechtboden zu den Geübteren gehörte und man mir auch einige Schneidigkeit zutraute, wurde ich ständiger Sekundant, als die Duelle wieder in Gang kamen. Etwa achtzigmal habe ich in jenen wenigen Jahren sekundiert und kann wohl von Glück sagen, daß ich dabei keinmal mit der Universitätsobrigkeit in Konflikt geriet. Die Kartellträgereien trugen mir auch öfters unangenehme Renkontres ein. Mit einem Russen geriet ich dabei in die Lage, ein Pistolenduell zu kontrahieren; er war genötigt, es aufzuschieben, und inzwischen bereitete ihm die Cholera ein jähes Ende. Bei einem andern, mit einem obskuren Philister kontrahierten Pistolenduell kam es ebenfalls nicht zum Austrage, da dieser verduftete und in Dorpat nicht mehr gesehen wurde.

Wir waren zu der Zeit so eingenommen von unseren Burschenangelegenheiten, daß von Politik nie die Rede war. Gegenstände

des Studiums wurden fast nur von Medizinern viel besprochen; je erhöhter die Stimmung, um so mehr kamen die höchsten Probleme aufs Tapet, und da wurde mit den Theologen viel scharmützelt, wobei es oft hitzig herging. Moritz Engelhardt und Bruder Alexander, aus der streng orthodoxen Schule Philippis, wehrten sich standhaft gegen die freigeistigen Angriffe. Die Schriften von David Friedrich Strauß und die Arbeiten der kritisch-historischen Schule unter Baurs Leitung, der Aufschwung der Naturwissenschaften und die damit verbundenen Zweifel an der Unumstößlichkeit der biblischen Traditionen hatten in den jugendlichen Köpfen den kritischen Sinn angeregt, der noch durch keine Lebenserfahrung gezügelt und geregelt war. Je mehr das Dogma im kirchlichen Wesen betont und maßgebend wurde, desto radikaler gebärdeten sich die Gegner, bisweilen zur äußersten Negation vorgehend. Es war der gärende junge Most, — im späteren Leben hat sich der Wein abgelagert, mehr oder weniger genießbar, je nach dem Boden, auf dem die Rebe gewachsen, und der Witterung, unter der sie gereift ...

4. Als Prorektor in Dorpat (1859–65)

Die Ernennung Bradkes zum Kurator des Dorpater Lehrbezirks bezeichnete einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Universität. Gegen zwanzig Jahre hatte das Kraffströmsche Regiment, ein Erzeugnis der Nikolaischen Periode, gedauert. Formenzwang und bureaukratischer Schematismus, Beschränkungen aller Art für Lehrende und Lernende waren die Signatur jenes Regiments gewesen. Zwar hatte sich auch Bradkes Persönlichkeit unter den Auspizien Nikolaus I. zu einem sehr autokratischen Wesen entwickelt, aber er war ein Ehrenmann, dessen Ziele über seine Person hinausgingen. Das Wohl der Universität, ihr protestantischer Charakter insbesondere, lag ihm am Herzen, und wo es galt, feindlichen Strömungen aus Petersburg entgegenzutreten, setzte er mannhaft seine Person ein. Der Regierungsantritt Alexanders II. mit seinen liberalen Tendenzen ermöglichte ihm, seine ernsten Bestrebungen zum Wohl der Universität nachdrücklich geltend zu machen.

Da Bradke ein nach Wahrheit strebender Mensch war, erschien ihm die Heimlichkeit der studentischen Korporationen und das simulierte Ignorieren derselben durch die Universitätsobrigkeit* als ein Greuel. Auf die Gefahr hin, sein Amt zu verlieren, stattete er rückhaltslos in Petersburg einen Bericht über die korporativen Verhältnisse ab, hob ihre Bedeutung für die Organisation des Studentenwesens hervor und beantragte ihre Anerkennung in Form eines allgemeinen, von der Obrigkeit anerkannten Studentenkomments, dessen Entwurf von Bruder Alexander herstammte. Manche bedauerten diese Veränderung und meinten, die mit der Heimlichkeit verbundene Urwüchsigkeit der Korporationen würde verschwinden, aber dem war nicht so: sie konnten sich unter dem Schutzdach dieses sog. „Kronskomments" ganz ungestört nach ihren eigenen speziellen Komments richten. Das öffentliche Tragen der Farben wurde aber nicht gestattet, da die Uniform noch obligatorisch war.

Bradke fand für seine Ideen und Entwürfe so wenig Verständnis bei dem beschränkten Rektor Haffner, der mit der Unterwürfigkeit eines „Tschinowniks" (russischen Beamten) die Pedanterie eines Schulmeisters verband, daß er ihn bald soweit brachte, den Abschied einzureichen. Er wünschte Prof. Bidder zum Nachfolger im Rektorat zu machen, da aber der Rektor damals von der Obrigkeit ernannt wurde, stellte Bidder als Bedingung für die Annahme, daß die Glieder des Universitätskonseils die Ernennung billigten, was auch geschah. Der neue Rektor führte sein Amt mit Umsicht und fester Hand, aber mit der Behandlung der studierenden Jugend wollte es ihm nicht gelingen, insbesondere mit seinen Landsleuten, den Kurländern, gab es widerwärtige Auftritte, die seine Autorität zu untergraben drohten. Das mag Bradke veranlaßt haben, für die Studentenangelegenheiten eine andere Instanz und eine besondere Person zu bestimmen: es wurde das Amt eines Prorektors geschaffen, der außer dieser Aufgabe den Rektor in seiner Abwesenheit zu vertreten hatte. Die vom Konseil ausgeübte Wahl fiel auf mich. Wenn man bedenkt,

* Die Korporationen waren offiziell verboten, wurden aber stillschweigend geduldet.

wie drakonisch die damaligen Vorschriften für die Studierenden waren, welcher Unsinn bei ihrer Anwendung durch Haffner in die Praxis hineingetragen worden war, so konnte ein Kollege wohl sagen, das Prorektorat sei kein Amt, sondern eine „hundemäßige Unruhe". Ich hielt es für notwendig, die straff angezogenen Zügel der Disziplin zunächst nicht zu lockern und das Gesetzliche aufrechtzuerhalten. Indem ich mir vorbehielt, sobald wie möglich verbesserte Vorschriften für die Studierenden zu schaffen, räumte ich aber ohne Verzug mit den vertrackten Haffnerschen Anordnungen auf. Es wurden mir Bücher übergeben, in denen verzeichnet war, wie oft jeder Student bestraft worden war: dementsprechend durften sie sich ohne Erlaubnis zu drei oder mehr versammeln, — und dergleichen Unsinn mehr! Ich warf alle diese Bücher in die Rumpelkammer und glaube die Disziplin nach vernünftigeren Grundsätzen geordnet zu haben.

Im Beginn der sechziger Jahre, als die liberalen Reformgedanken Kaiser Alexanders II. zur Ausführung gelangten, fanden unter den Studierenden aller russischen Universitäten Widersetzlichkeiten und Unruhen statt, nur in Dorpat blieb alles ruhig. Ein neues Universitätsstatut sollte nun eine günstige Wendung zuwege bringen, und zu seiner Ausarbeitung wurde eine Kommission ernannt, bestehend aus den Kuratoren und je einem Professor aller Universitäten des Reichs, — nur Petersburg und Moskau hatten je zwei Professoren zu entsenden. Bradke wurde zum Präses der Kommission ernannt und berief mich zur Vertretung Dorpats. Nach meiner Ankunft in Petersburg meldete ich mich beim Unterrichtsminister Grafen Putjatin, der ein guter Admiral gewesen sein mag, aber nicht imstande war, bei den Studentenunruhen das Steuer sicher zu führen, „wenn also stark der Wind und Wellen jagen". Er empfing mich mit der Frage, wie man es in Dorpat angefangen habe, in diesen Zeiten Ruhe und Ordnung einzuhalten. Ich mußte nun gestehen, daß wir nicht im Besitz eines Rezeptes gegen jugendliche Wallungen seien, aber im Hause der Eltern lernten unsere Söhne Achtung vor dem Gesetz und Ehrfurcht vor ihrem Kaiser. Bei dieser Mitgabe sei es nicht schwer, trotz mancher jugendlicher Extravaganzen, Ordnung und einen geregelten Studiengang aufrechtzuerhalten.

Bei den Sitzungen der Kommission war die liberale Strömung der Zeit unverkennbar, zugleich die Tendenz, die Etats der Universitäten beträchtlich zu erhöhen, sowohl in bezug auf den Personaletat wie die Lehrmittel. Es war ein Kampf „pro aris et pro focis“ — ohne einen Widersacher, da sämtliche Mitglieder von demselben Interesse entfacht waren. Ich persönlich konnte leider, wegen ungenügender Beherrschung der russischen Sprache, in der Regel den Verhandlungen nur folgen, ohne aktiv an ihnen teilzunehmen; geschah es aber ab und zu, so mußte ich die liebenswürdige Art und Weise, in der man die mangelhafte Fassung meiner Gedanken aufnahm, dankbar anerkennen. Einen nicht geringen Einfluß auf die Beschlüsse übte Bradke als Präses aus, zumal da die normalen Zustände der Dorpater Universität ihm ein Relief verliehen, das den andern Kuratoren abging. So entstand der „Obschtschi Ustaw“ (das allgemeine Universitätsstatut) von 1863 unter der Signatur der damaligen Reformideen. Da der nationale Chauvinismus erst ein paar Jahre später ins Kraut schoß, so wurden die besonderen, für die Universität Dorpat bis dahin geltenden Bestimmungen unangefochten beibehalten und in einen besonderen Anhang zusammengefaßt. Dieser Hochschule ein besonderes Statut, das sie bisher besaß, zu belassen, hielt Bradke damals für ausgeschlossen; nach Dorpat zurückgekehrt, hat er dennoch, kurz vor seinem Tode, eine betr. Vorstellung gemacht, die in dem 1865 bestätigten Statut für diese Universität eine befriedigende Erledigung fand.

Energisch und unter dem Einsatz seiner Person hatte Bradke, trotz großer Kränklichkeit und zunehmender Körperschwäche, die Kommissionsarbeiten unausgesetzt in fördernder Weise geleitet. Um so mehr erschien er erschöpft und gebrochen in seiner Privatwohnung. Als er gerade damals für das Amt des Unterrichtsministers als Nachfolger des Grafen Putjatin ausersehen wurde, sagte er mir: „Wenn der Kaiser es befiehlt, werde ich nicht widerstreben, obgleich das Ende meiner Tage nahe ist. Aber der Fürst Dolgoruki (damals Chef der sog. „dritten Abteilung“) war neulich bei mir; er hat mich im Schlafrock gesehen und wird an Allerhöchster Stelle wohl berichten, wie meine Kräfte einer solchen Aufgabe nicht mehr gewachsen sind.“ Seine Beurteilung der Sach-

lage wird wohl zutreffend gewesen sein. Einige Monate später betrauerten die Universität und die Schulen das Hinscheiden dieses Ehrenmannes, der im Generalstab als Militär gedient, dann als geschickter Administrator in Kijew und Dorpat so segensreich gewirkt hatte, nach Maßgabe der gegebenen Verhältnisse seine Wirksamkeit regelnd und immer dessen eingedenk, daß nivellierende Tendenzen die Eigenart und damit den Wert und das Wachstum organischer Schöpfungen zerstören.

Im Sommer 1862 machte ich eine Reise nach Riga und Kokenhusen zu dem Fest, das dort von der Ritterschaft dem Kaiser Alexander II. und seiner Gemahlin veranstaltet wurde. Ich sollte die Universität Dorpat dabei repräsentieren, da Bidder sich lieber von solchen „Festivitäten" fern hielt, und hatte auch das „Glück", den Majestäten vorgestellt zu werden. Dieses Fest war der Höhepunkt der günstigen Stellung der baltischen Provinzen und der Hoffnungen, die sich daran knüpften, die aber nur zu bald nach den polnischen Unruhen (1862—63) schwanden, nachdem Katkow*, als die polnische Frage erledigt schien, die „baltische" Frage aufgebracht hatte. Dem Fest in Kokenhusen folgte der Einzug der Majestäten in Riga, wobei Bruder August als neuernannter Gouverneur von Livland zu fungieren hatte. Es war zugleich die Abschiedsfeier des baltischen Generalgouverneurs Fürsten Suworow, dem Baron Lieven folgte. Der Kaiser nahm die Ritterschaft im Schloß auf mit einem solennen Diner, zu dem ich auch geladen war.

Unterdessen war nach Bradkes Tode Graf Alexander Keyserling zum Kurator des Dorpater Lehrbezirks gewählt worden und im Mai 1862 in Dorpat eingetroffen. Für die Universität war es von größter Bedeutung, einen Mann von so hoher wissenschaftlicher Bildung und humaner Geistesrichtung an ihrer Spitze zu haben. Nie hat vorher ein so lebendiger geistiger Verkehr zwischen einem Kurator und dem akademischen Lehrkörper stattgefunden. Da ich ihn schon früher persönlich kennen gelernt hatte und Bidder in seiner streng kirchlichen Richtung ihm nicht sympathisch, auch wohl wenig entgegenkommend war, so trat er

* Russischer chauvinistischer Journalist von großem Einfluß.

ſogleich zu mir in nähere Beziehungen, um ſich in den Verhältniſſen der Univerſität und ihrem Perſonal zu orientieren. Er hatte ein offenes Haus, und ich war ein häufiger Gaſt bei ſeinen Diners und Abendgeſellſchaften, in denen er ſtets anregende Geſpräche einzuleiten verſtand. Die Mittwochabende beim alten Baer* wurden auch zahlreich beſucht. Keyſerling beſchäftigte ſich viel mit dem Weſen des Traums, auch die Unſterblichkeitsfrage kam an jenen Abenden öfters zur Sprache. Die Profeſſoren Strümpell und Teichmüller führten als Philoſophen dabei das große Wort. Als der alte Baer ſchweigend der Diskuſſion beiwohnte, fragte man ihn, was er denn von dem Leben nach dem Tode halte. „Wie es ſein wird," erwiderte er, „weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß es, wie es auch ſein wird, gut ſein wird." Und dabei wird es wohl auch bleiben, wenn man nicht die Phantaſie ungezügelt walten laſſen will.

Bei dem Einfluß, den Keyſerling in Petersburg bei Beginn ſeiner kuratoriſchen Tätigkeit beſaß, fiel es ihm nicht ſchwer, den Studentenkorporationen die Genehmigung zum öffentlichen Tragen der Farben auszuwirken, zumal die Studentenuniform ſchon in Bradkes letzter Zeit abgeſchafft worden war. Ich arbeitete mit ihm neue Vorſchriften für die Studierenden aus, — vielleicht eine der nützlichſten Arbeiten, an denen ich mich habe beteiligen können. Als Prorektor verfuhr ich mit den Studenten recht ſtramm nach dem Geſetz, aber höflich. Sie meinten, ich faſſe ſie mit eiſerner Hand an, aber mit ſamtnen Handſchuhen. Es gab allerdings manche eigenartige Begegnungen mit den Übertretern des Geſetzes, und Bemerkungen, die dabei gefallen, wurden unter den Studenten weiter kolportiert und vielfach ausgeſchmückt, ſo daß ſich ein kleiner Legendenkranz um mein Prorektorat bildete. Ich konnte damit zufrieden ſein, daß ich bei den Studenten zwar nicht populär war, aber ſie Reſpekt vor mir hatten. Verläßt man ſich auf die Popularität, ſo wird man von ihren Schwankungen abhängig, und das kommt nicht gut aus.

---

* Der berühmte baltiſche Naturforſcher Karl Ernſt v. Baer (1792 bis 1876).

5. Als Rektor in Dorpat

Im Februar 1868 wurde ich, als Nachfolger des plötzlich gestorbenen Prof. Guido Samson, vom Konseil der Universität zum Rektor gewählt. Der alte Konseilsekretär v. Forestier, der noch meine Matrikel unterzeichnet hatte, stand mir bei der Übernahme meiner Funktionen mit seiner Erfahrung zur Seite, war aber manchmal etwas empfindlich, daß ich es zuweilen nicht so haben wollte, wie es „immer" gewesen war. Ein eingehendes Studium der Universitätsakten machte mich bald selbständig, zumal ich auch als Prorektor der Universitätsverwaltung nicht fremd geblieben war. Auf Umwegen erfuhr ich, daß Keyserling lieber Harnack* zum Rektor gehabt hätte; ich verstehe das wohl, denn obgleich ich als Prorektor mit ihm in den besten Beziehungen gestanden, so wäre ihm eine fügsamere Persönlichkeit doch bequemer gewesen.

Zu der Zeit erschien Juri Samarins berüchtigtes Buch über die baltischen „Grenzländer" und erregte die allgemeine Entrüstung in unseren Provinzen. Schirren** machte sich im stillen an die Entgegnung, die unter dem Titel „Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin" allbekannt ist. An einem sonnigen Vormittag, als ich meinen täglichen Gang aus der Klinik über den Dom in die Universitätskanzlei machte, fand ich eine Menge Studenten, die alle eine Broschüre in der Hand hatten. Es war jene „Antwort", die von Prof. Kurz und — Schirren, den Zensoren der in Dorpat aus dem Auslande anlangenden Bücher, natürlich nicht beanstandet und sofort von den Buchhandlungen verbreitet worden war, ehe von oben her das Verbot eintraf. Das Buch machte großes Aufsehen, und man fürchtete für Schirren die schlimmste Maßregelung. Diese Befürchtungen gingen soweit, daß Schirren in aller Stille ins Ausland zu gehen gedachte. Mit meinem Wagen und in Begleitung eines Freundes, der auf den Stationen das Nötige besorgen sollte, reiste er bei Nacht nach Riga ab. Nicht wenig verwundert war ich, ihn nach ein paar Tagen wieder bei mir eintreten zu sehen. „Ich habe meine Kammtasche vergessen",

---

* Theodosius Harnack, Professor der Theologie, Vater von Adolf Harnack.

** Karl Schirren, Professor der Geschichte (1858—69).

sagte er zur Begründung seiner Rückkehr. Es hatte ihn diese heimliche Abreise gewurmt, und er wollte lieber die Folgen seines kühnen Vorgehens unerschrocken in Dorpat abwarten. — Unzweifelhaft hat Keyserling von dem bevorstehenden Erscheinen jenes Buches Kenntnis gehabt. Seine Stellung als Kurator machte es aber unerläßlich, eine Vorstellung höheren Orts wegen Verabschiedung Schirrens zu machen. Als diese erfolgt war, expatriierte sich Schirren und hat, wie bekannt, später in Kiel eine Professur der Geschichte bekleidet.

Gegen Ende des Jahres 1869 war die politische Strömung in Petersburg unseren Provinzen sehr ungünstig. Nach dem Karakasowschen Attentat mußte der nationalen Richtung noch mehr Rechnung getragen werden. Keyserling, der ohnehin durch die Schirrensche Affäre und seine geringe Konnivenz gegenüber den russifizierenden Tendenzen bei der Regierung mißliebig geworden war, fand seine Stellung nicht mehr haltbar, zumal als Ansprüche erhoben wurden auf Erscheinen der Lehrer und Professoren in der russischen Kirche bei gewissen „Krons"feiertagen. Er reichte um seinen Abschied ein, der ihm zu Beginn des Jahres 1870 erteilt wurde. Er hatte seine Stellung nie als Leiter zu höheren amtlichen Würden angesehen; die Förderung der Wissenschaft und Hebung der Universität hatte er einzig im Auge gehabt und war auch ihren einzelnen Gliedern stets mit Wohlwollen begegnet. Einzelne Mißgriffe bei den Berufungen der Professoren und unpraktische Verordnungen im Schulwesen wurden mit Recht getadelt, — aber wer kann sich rühmen, stets ohne Fehl seine amtliche Tätigkeit durchgeführt zu haben? Seine später von der Tochter, der Baronin Taube, herausgegebenen Memoiren legen Zeugnis dafür ab, wie ernst und eingehend er sich mit den Problemen des menschlichen Lebens beschäftigt hat. Seine kritische Natur führte ihn zu einer vorwiegend naturalistischen Anschauung und gab nicht Raum dem mystischen Wesen, in dem die Wurzeln religiösen Gefühls erstarken, aber er war fern von materialistischer Abgeschlossenheit und war sich bewußt der Unzulänglichkeit des Geistes in Erfassung der höchsten Dinge.

Keyserlings Nachfolger als Kurator wurde Gervais, bisher Gouverneur des kleinen polnischen Gouvernements Suwalki an

der preußischen Grenze. Über seine Persönlichkeit und sein Programm ließ sich wenig Zuverlässiges erfahren, aber schon die mißgünstige Stimmung der maßgebenden Autoritäten in Petersburg deutete nichts Gutes an. Als Rektor empfing ich Gervais bei seinem Eintreffen in Dorpat, und sein unsicheres, mißtrauisches Wesen machten keinen günstigen Eindruck. Bald darauf verlegte er seine Residenz nach Riga, in die Hauptstadt des „Rigaschen Gouvernements", wie die Panslawisten Livland zu nennen pflegten. Maßgebend für diesen Umzug mag wohl die Befürchtung gewesen sein, durch die deutsche Gesinnung der Dorpater Universitätskreise bei der Ausführung seiner Instruktionen wenn nicht behindert, so doch geniert zu werden. — Der erste schwere Schlag, der nun gegen die Universität geführt wurde, war die Einführung der russischen Sprache als Geschäftssprache auf dem Gebiet des Schriftwechsels*. Abgesehen von der prinzipiellen Bedeutung dieser Maßregel wäre eine arge Störung des Geschäftsbetriebs unvermeidlich geworden, — war doch ein großer Teil der Konseilglieder der russischen Sprache unkundig. Ich beschloß, nachdem das Konseil eine zur Abwendung dieser Maßregel an die höchsten Autoritäten gerichtete Adresse genehmigt hatte, diese persönlich in Petersburg zu vertreten. Dazu bedurfte ich eines Urlaubs, den ich mir von Gervais in Riga einholen wollte. Um durch Hinziehen der Sache, wie man es von ihm erwarten konnte, keine Zeit zu verlieren, fuhr ich selbst nach Petersburg. Gervais schien durchaus meine Reise nach Petersburg dorthin verhindern zu wollen. Er sagte mir, ich habe wohl die Absicht, seine Maßregeln zu untergraben („minowatj"), er könne mir den Urlaub nur nach Anfrage höheren Orts und Genehmigung von dorther erteilen; ich möge nur ruhig nach Dorpat zurückkehren, er werde mich umgehend telegraphisch von der eingetroffenen Antwort benachrichtigen. Nach Dorpat zurückgekehrt, wartete ich vergeblich auf die Erfüllung seines Versprechens, während mir der Boden unter den Füßen brannte, denn täglich wurde die Abreise des Kaisers ins Ausland erwartet, und der damalige Chef der 3. Abteilung der kaiserlichen Kanzlei und die einflußreichste Persönlichkeit beim Kaiser, Graf Schuwalow, den ich persönlich

* d. h. im amtlichen Verkehr mit dem Ministerium in Petersburg.

kannte und auf dessen Beistand ich besonders hoffte, sollte den Kaiser begleiten. Da hielt es mich nicht länger in Dorpat, und ich eilte direkt nach Petersburg; unterdessen traf die Genehmigung aus Riga nicht telegraphisch, sondern ganz gemächlich auf dem Wege der gewöhnlichen Korrespondenz in Dorpat ein.

In Petersburg erfuhr ich, daß der Kaiser am Abend desselben Tages abreisen sollte. Mein erster Gang war zu Schuwalow; der Portier sagte mir, der Graf sei jetzt unmittelbar vor der Abreise so beschäftigt, daß er niemand mehr empfangen könne. Während ich ratlos dastand, kam die Gräfin, sich zur Ausfahrt anschickend, die Freitreppe herab. Ich kannte die liebenswürdige Gräfin Helene, die mit Bruder August in so freundschaftlichen Beziehungen stand, von Riga her, wo Schuwalow Generalgouverneur der Ostseeprovinzen* gewesen war. Sie kehrte in ihre Gemächer zurück, hörte teilnehmend die Schilderung unserer bedrängten Lage an, schrieb dem Herrn Gemahl, der in der Kanzlei von Arbeiten überhäuft war, einen Zettel, und nach etwa einer Viertelstunde erschien der Graf, um mich anzuhören. Ich schilderte ihm die Sachlage, wobei ich auch dessen erwähnte, daß uns gestattet sei, „Beilagen" zu den russischen Korrespondenzen in deutscher Sprache anzufügen. Das schien dem Grafen der geeignete Anhaltspunkt, da im übrigen eine Aufhebung des vom Kaiser schon unterschriebenen Befehls hinsichtlich der Geschäftssprache ganz ausgeschlossen sei. Die „Korrespondenz" sollte sich auf ein kurzes russisches Formular beschränken, in den deutschen „Beilagen" könne aber der wesentliche Inhalt gebracht werden. In dieser Weise könnten die Nachteile jener Verordnung umgangen werden. Wohlwollend gedacht und praktisch durchführbar, — aber wie charakteristisch für das russische Wesen! — Nach Dorpat zurückgekehrt, ließ ich ein russisches Formular lithographieren: „Beifolgend habe ich die Ehre in ... Angelegenheit die betreffenden Erwägungen zu unterbreiten." Der ganze Sachverhalt wurde dann in der deutschen „Beilage" eingehend auseinandergesetzt. Dieser Modus konnte über ein Jahrzehnt fortgesetzt werden.

---

* 1864—66; später russischer Bevollmächtigter beim Berliner Kongreß, Anhänger der Bismarckschen Politik.

Als ich mich damals von Schuwalow mit einiger Befriedigung verabschiedet hatte, speiste ich zu Mittag bei Schrencks* im Bekanntenkreise, dem sich der Professor der Astronomie an der Petersburger Sternwarte, Sawitsch, ein harmloser und wohlwollender Mann, angeschlossen hatte. Ich nahm nicht Anstand, über den Ausgang meiner Mission Auskunft zu geben. Später erfuhr ich von Landrat Richter, der mit Schuwalow in Landesangelegenheiten verhandelt hatte, dieser habe sich beklagt, ich sei nicht diskret hinsichtlich der Unterredung mit ihm verfahren. Es mußte also jemand — und ich kann kaum zweifeln, wer — an ungeeigneter Stelle von meiner Mitteilung Gebrauch gemacht haben. Es war mir das sehr peinlich, und seit der Zeit habe ich es mir zum Grundsatz gemacht, solche Angelegenheiten mit äußerster Zurückhaltung zu behandeln. „Schweige deine Zunge!" kann man sich nicht oft genug sagen.

Den Sommer 1870 verbrachte ich mit meiner Familie in Reval, und gegen Schluß der Ferien brach der Deutsch-Französische Krieg aus. Die Nachrichten von den Schlachten bei Weißenburg und Wörth erregten die mir bekannten Kreise in hohem Grade; in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kehrten wir zum Semesteranfang nach Dorpat zurück. Die baltischen und die ausländischen Professoren nahmen in gleicher Weise Anteil an dem spannenden Verlauf der Dinge, nur der Professor der russischen Sprache, Kostljarewski, der früher wegen politischer Umtriebe verfolgt und auf Keyserlings Fürsprache nach Dorpat „begnadigt" worden war, sah in König Wilhelm I. einen Tyrannen, der das sympathische französische Volk knechten wolle. Er war so empört über unsere deutschen Sympathien, daß unsere bisherigen guten Beziehungen zu ihm ernstlich gestört wurden. — Im März 1871 erschien Professor ...** bei mir in großer Aufregung: die deutschen Truppen seien in Paris eingezogen, am Abend solle dieses Ereignis von uns gemeinschaftlich gefeiert werden. Da ging es nun hoch her, und bis spät in die Nacht hinein folgte Rede auf

---

* Leopold v. Schrenck, Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften, Naturforscher und Reisender.

** Name im Manuskript unleserlich.

Rede, die „Wacht am Rhein“ wurde gesungen, und Professor Schwabe (später in Tübingen) trug zu unserer Erheiterung das Lied „Kaiser Wilhelm saß ganz heiter“ mit allen Versen in launiger Weise vor.

Das fünfzigjährige Jubiläum der Livonia (1872) war eine schöne Feier, und waren die Verhältnisse der Universität unter Gervais bei der national-slawischen Strömung auch bedrohlich, so waren wir doch noch im Besitz deutscher Lehrer auf den Kathedern, und der altbegründete Bau war noch nicht erschüttert. Die Feier des Festkonvents im Bürgermussensaal, der Zug über den Markt in das Lokal des Ressourcengartens, das Beisammensein dort bis zum Abend war so gelungen, daß eine ungetrübte Erinnerung daran zurückgeblieben ist. Für mich als Rektor hatte das Jubiläum freilich ein unerwartetes Nachspiel. Kurz vor Weihnachten wurde ich zum Unterrichtsminister Grafen Tolstoi nach Petersburg zitiert ad verbum audiendum. Verschiedene Momente aus jener Feier waren von Dorpat her denunziert worden. In Petersburg angelangt, meldete ich mich beim Minister und erhielt den Bescheid, ich solle wiederkommen, wenn man mich bestelle. Der Departementschef, der mir wohlwollende Sohn des alten Kurators Bradke, riet mir dringend, meine Ruhe zu bewahren, wenn der Minister heftig werden sollte, — er sei in erregter Stimmung. Am Tage des Weihnachtsabends wurde ich zu ihm berufen. Es war nach Petersburg gemeldet worden, während der Festzug der Livonia über den Markt gezogen, hätten die übrigen Korporationen unter Fahnenschwenken gesungen: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Das konnte ich, als damals anwesend, strikt in Abrede stellen, wobei ich mich nicht bewogen fühlte, mitzuteilen, daß bei der Gelegenheit gesungen worden war: „Deutschland, Deutschland über alles“. Der Minister sprach sich darauf rügend aus über die Inschrift auf dem von Baron Wolf-Schwanenburg geschenkten Faß mit Rheinwein, die ungefähr besagte, das junge Livland möge „schirrend und bockend“* seinen Idealen nachkommen. Ich konnte nur erwidern, daß ich

* Anspielung auf die mannhaften Verteidiger der baltischen Landesrechte, Schirren und v. Bock.

diese von Weinlaub beschattete Inschrift nicht bemerkt hätte. Mit der freundlichen Mahnung, ich sei als Chef für die Übertretungen der Jugend verantwortlich, wurde ich ganz wohlwollend entlassen. Der Minister hat aber nach dieser Unterredung dem Departementsdirektor Bradke gegenüber geäußert: „Ich verstehe, weshalb der Kurator Gervais mit diesem Rektor nicht auskommt!"

Der Kurator Gervais hatte unterdessen seine Unfähigkeit soweit an den Tag gelegt, daß er in den Senat versetzt wurde, — nennt doch der Volkswitz die Senatoren die „Einäugigen", während die Glieder des Reichsrats als die „Blinden" bezeichnet werden. Unter welchen Umständen sich damals ein für uns günstiger Wind in Petersburg geltend machte, ist mir nicht mehr erinnerlich, aber die Ernennung Saburows zum Kurator war jedenfalls ein Zeugnis für eine günstige Wendung. In Saburow hätte ich eines der besten Exemplare slawischer Rasse kennen gelernt, wenn er nicht — tatarischer Abkunft gewesen wäre, die ein viel besseres Substrat bietet. Sein wohlwollender Charakter, gepaart mit ruhiger Überlegung, fand eine besonders günstige Ergänzung für Dorpat* durch seine Gemahlin Lolja, geb. Komtesse Sologub. Ihr lebhaftes, anmutiges Wesen mit dem bei Russinnen nicht seltenen liebenswürdigen „abandon" hatte sie zum Liebling der Dorpater Gesellschaft, zumal der studentischen Korporationen gemacht. Daß sie in die Korporation „Estonia" als Glied aufgenommen worden ist, steht als ein Unikum in der Geschichte der Korporationen da**.

Saburow hatte den Takt, in die eigentümlichen traditionellen Zustände der Universität und der Schulen nicht, wie sein Vorgänger es getan, nach der Regierungsschablone mit täppischer Hand einzugreifen. Er sah bald ein, daß die Aufrechterhaltung geordneter Zustände und deren Entwicklung durch eine mehr auto-

---

* Saburow hatte, im Gegensatz zu Gervais, seinen Wohnsitz wieder nach Dorpat verlegt.

** Ein Irrtum des Verfassers, wohl dadurch veranlaßt, daß ihre Brüder, die Grafen Alexander und Michael Sologub, Mitglieder dieser Korporation waren, und sie sich deshalb auf studentischen Festen mit den Farben der „Estonia" schmückte.

nome Verwaltung am besten gesichert sei. Als ich ihn jedoch einmal bat, die dem Namen nach „russische" Geschäftsführung zu beseitigen, antwortete er mir: „Ich kann wohl für eine Zeit die Russifizierung sistieren, aber die Schraube zurückzudrehen vermag ich nicht, — und dazu wird es nie kommen." Leider hat er nur zu sehr recht gehabt, und es ist schlimmer gekommen, als man je erwartet hatte! — Ein schwacher Punkt bei Saburow war sein Bestreben, sich bei der Studentenwelt populär zu machen. Das hat sich auch in seinen weiteren Schicksalen geltend gemacht: als er später Unterrichtsminister wurde, brachten ihn seine liberalen Reden vor der Moskauer Studentenschaft zu Fall.

6. Aus der Russifizierungszeit

Mit dem Regierungsantritt Kaiser Alexanders III. (1881) hatte eine böse Zeit für die baltischen Provinzen begonnen. Konnte schon sein Vater, bei allem Wohlwollen für uns, der nationalen nivellierenden Strömung nicht widerstehen, so trat bei dem jungen Kaiser die Abneigung gegen unsere Provinzen und alles deutsche Wesen hinzu. Seine Gemahlin war als dänische Prinzessin deutschfeindlich gesinnt, und sein Lehrer Pobedonoszew hatte ihm die zelotische Orthodoxie eingeflößt, die mit dem Protestantismus das Deutschtum perhorreszierte. So vereinigte sich in Petersburg alles zur Anschwärzung baltischen Wesens. Soviel mir bekannt, soll unser Landmarschall Heinrich v. Bock dort geäußert haben, eine Senatorenrevision, wie sie damals von Zeit zu Zeit üblich war, würde die ungerechten Urteile zurechtstellen und zur Kenntnis bringen, welche Fortschritte jene Provinzen in kultureller Beziehung und insbesondere in der Entwicklung des Landvolks gemacht hätten. Inwieweit diese gut gemeinte Äußerung der Anlaß gewesen, möge dahingestellt bleiben, tatsächlich ist die, im Laufe des Jahres 1883 angestellte Revision des Senators Manassein der Ausgangspunkt für die systematische und energische Russifizierung und ihre unglücklichen Folgen. Manasseins Beamte verbreiteten sich über das Land und hetzten das Volk auf zur Unzufriedenheit und Klagen, die meist auf Lügen be-

ruhten. Die Aufregung unter dem Landvolk und in der Hefe der städtischen Bevölkerung war weit verbreitet und gab sich in den verschiedensten Exzessen, besonders durch Brandstiftung, kund. Im Herbst 1883, wenn ich nicht irre, kam Manassein mit seinem Generalstab — ein halbes Dutzend Beamte — nach Dorpat. Nachdem ich ihn als Stadthaupt* auf dem Bahnhof empfangen, machte er mir bald darauf einen Besuch, ebenso jene Beamten. Als ich ihm im „Hotel London" meinen Gegenbesuch machte, fragte ich ihn unter anderem, ob der stud. med. Manassein, mein ehemaliger Schüler, mit ihm verwandt sei. Die Frage war etwas perfid, da dieser Studierende seinerzeit wegen politischer Umtriebe von der Gendarmerie aus Dorpat entfernt worden war. „Das ist mein Bruder", erwiderte Manassein. „Ja, die Zeiten haben sich sehr geändert!" Dieser Bruder war trotz seiner nihilistischen Grundsätze wohlbestallter Professor an der Petersburger Medizinischen Akademie geworden. — Ich konnte nicht umhin, den revidierenden Senator an einem Abend bei mir aufzunehmen, aber dazu konnte ich mich nicht entschließen, auch seine „Trabanten" miteinzuladen.

Die Folgen dieser „Senatorenrevision" für unser Land sind leider nur zu bekannt: Justizreform und Reorganisation des Polizeiwesens, der beginnende Ruin der Volksschulen, d. h. die „temporären Verordnungen von 1887", die Russifizierung der übrigen Schulen und der Universität, die 1889 das Wahlrecht bei Besetzung der Professuren verlor.

Dem neuernannten Kurator Kapustin fiel die schnöde Arbeit zu, die Russifizierung der Universität und der Schulen in Angriff zu nehmen. Als Stadthaupt konnte ich natürlich nicht umhin, einen formellen Verkehr mit ihm zu unterhalten, soweit meine offizielle Stellung es erforderte. Bei der Feier des 12. Dezember 1884, des Stiftungstages der Universität, mußte ich beim Diner ihm gegenüber einen Ehrenplatz einnehmen. Rechts und links von uns hatten die Professoren, gesondert je nach ihrer Stellung zu dem russifizierenden Regime, Platz genommen. Als ich durch

* 1878 war die alte „Ratsverfassung" der baltischen Städte durch eine neue russische „Städteordnung" ersetzt worden. G. v. O. wurde zum ersten „Stadthaupt" von Dorpat erwählt und bekleidete dieses Amt bis 1891.

einen Toast Kapustins auf das Wohl der Stadt Dorpat zu einer Erwiderung veranlaßt wurde, wies ich hin auf die durch ihren Erlauchten Stifter* vorgezeichneten Zwecke der Universität und wie sie nur auf den bisher verfolgten Wegen dem Reiche und den Provinzen zum Segen gereichen werde. Kapustin war dabei so aufgeregt, daß das Champagnerglas in seiner Hand zitterte. Die Professoren der einen Seite der Tafel stießen lebhaft mit mir an, während die andern ihre „Loyalität" durch Sitzenbleiben bekundeten.

Nachdem der Umsturz aller organischen Einrichtungen unseres Landes in Angriff genommen war, erhielt der Großfürst Wladimir** den Auftrag, bei einer Inspektion der militärischen Einrichtungen der baltischen Provinzen die leitenden Kreise mit den ernstlich russifizierenden Tendenzen bekanntzumachen. Mit Reval beginnend, Dorpat zunächst umgehend, sollte er zum Schluß der Reise, über Riga und Pleskau, unsere Stadt besuchen. Seine Gemahlin Maria Pawlowna begleitete ihn, außerdem ein zahlreiches Gefolge. Am 29. Juni 1886 sollten sie aus Pleskau zu Schiff in Dorpat eintreffen und einen Tag hier verbringen. In der Hoffnung, durch eine möglichst gute Aufnahme die bevorstehende Russifizierung allenfalls abzuschwächen, sollten die Vorbereitungen zum Empfang in zuvorkommendster Weise ohne Rücksicht auf die Kosten getroffen werden. Es erwuchs mir als Stadthaupt daraus eine sehr schwierige Aufgabe. Graf Manteuffel, der zu der Zeit ins Ausland reiste, hatte mir für die Gäste sein großes Haus zur Verfügung gestellt, aber mir lag die ganze Einrichtung zum Empfang ob. Um mich über die Einzelheiten der großfürstlichen Bedürfnisse zu unterrichten, fuhr ich während der Anwesenheit des Großfürstenpaares in Reval dorthin und fand Gelegenheit, von der Oberhofmeisterin Baronin Budberg die erforderlichen Auskünfte zu erhalten.

Am Abend des 29. Juni, der sich durch Wind und Regen auszeichnete, langten die hohen Gäste an, nachdem die „Spitzen" der

---

* Kaiser Alexander I. Die Stiftungsurkunde der Universität betont ihre Sonderstellung im Reich und ihren deutschen Charakter.

* Oheim Kaiser Alexanders III.

Behörden und Herren und Damen aus dem Adel sich zum Empfang eingestellt hatten. Neben dem Militärchef, der seinen Rapport in Bereitschaft hielt, stand ich entblößten Hauptes auf dem Landungsplatz, als der Dampfer anlegte. „Bedecken Sie sich doch!" rief mir der Großfürst zu. „An meiner Coiffure ist nichts zu verderben", erwiderte ich, und nun erfolgte das „débarquement", bei dem die meisten Damen seekrank erschienen. Die erste Fahrt ging in die russische Kirche, wo die Popen es rasch machten. Dann führte ich das Großfürstenpaar in sein Logis ein, wo das Souper bereit war. Zur Teilnahme daran wurden der livländische Gouverneur Sinowjew, der Landmarschall Baron Meyendorff und ich befohlen. Die Großfürstin nahm meinen Arm, und der Großfürst trällerte nebenbei: „Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?" Die Konversation mit den hohen Herrschaften ging bei Tisch ganz munter vor sich, während der übrige Teil der Gesellschaft noch von der Seefahrt deprimiert war. Der Tee wurde auf dem Balkon genommen, da das Wetter sich gebessert hatte. Von den Studenten wurden unten Quartette gesungen. Es konnte noch eine Fahrt auf den Dom unternommen werden, wo die Ruine bengalisch beleuchtet war, und damit war der Tag der Ankunft glücklich zum Abschluß gebracht.

Ein „déjeuner dinatoire" sollte am folgenden Tage der Abreise vorhergehen. Die Einladungen dazu waren vom Stadtamt nach Bestätigung der Liste höheren Orts ergangen. Am Morgen kam der Gouverneur Sinowjew zu mir und verlangte, der Gendarmeriegeneral Lachs, ein elender, selbst von den Russen nicht geachteter Denunziant en fonction, der am Abend vorher eingetroffen war, solle auch eingeladen werden. Ich weigerte mich entschieden: „Die Liste ist abgeschlossen und bestätigt, und ich fühle mich nicht berufen, weitere Einladungen zu erlassen, — zumal an eine *solche* Persönlichkeit." Als Sinowjew nun betonte, daß der Großfürst wünsche, jener solle auch eingeladen werden, konnte ich nicht mehr widerstreben, bat mir aber das schriftlich aus. Sinowjew tat es denn auch in brieflicher Form, und ich erklärte ihm, ich würde das Schriftstück zu den Akten geben, um für diese Einladung nicht verantwortlich gemacht zu werden.

Am Vormittag war eine „Cour“ in der Universitätsaula angesagt worden, und zwar nicht nur für das Universitätspersonal, sondern auch für Adel und Beamte. Der Großfürst hatte die Mission, auf dieser Rundfahrt den Provinzen zum Bewußtsein zu bringen, daß jetzt mit der Russifizierung Ernst gemacht werden solle und kein Widerstreben geduldet werde. An verschiedenen Orten, insbesondere in Riga, soll der Großfürst schon beabsichtigt haben, die betreffende Rede nach festgestelltem Programm zu halten; es hieß aber, er sei noch nicht zu dem ihm schweren Entschluß gelangt. Endlich sollte die Rede in der Aula vom Stapel gehen, aber auch da fand er nicht das Wort, obgleich es in Dorpat als dem letzten Ort seiner Rundreise gesprochen werden mußte. Da wurde nun, unmittelbar nach dem Empfang in der Aula, durch den Gouverneur Sinowjew die Weisung erteilt, die Repräsentanten der Stadt und der Universität, sowie die anwesenden Glieder des Adels sollten sich in einem Zimmer des Erdgeschosses des Graf Manteuffelschen Hauses versammeln — ad verbum audiendum. Wir standen dicht gedrängt in dem kleinen einfenstrigen Zimmer. Der Großfürst trat in unsere Mitte, verlas nach einigen einleitenden Worten ein Reskript (oder eine Rede?) des Kaisers vom Jahre 1858, in dem die Notwendigkeit der engeren Vereinigung der baltischen Provinzen mit dem Reich betont worden war, und wiederholte im Namen des Kaisers, daß von jetzt ab unweigerlich in diesem Sinne verfahren werden würde. Nachdem er den ihm sichtlich widerwärtigen Auftrag ausgeführt, verbeugte er sich, klappte mit Sporengeklirr die Absätze zusammen und verließ uns rasch, unter bedrückendem Stillschweigen seiner Zuhörer.

Es war eine Szene von historischer Bedeutung für unsere Provinzen. Von der Zeit an datiert die ernstliche Inangriffnahme der von Manasseïn planmäßig entworfenen Russifizierung.

Trotz der deprimierenden Wirkung der Rede nahm das „déjeuner“ seinen programmäßigen Verlauf. Die Großfürstin, der „Charme“ nicht abzusprechen ist und der als Protestantin* mehr Schlimmes nachgesagt wird, als sie verdient, war sehr liebens-

* Die Großfürstin war Deutsche von Geburt, eine Prinzessin von Mecklenburg.

würdig und erkundigte sich bei Tisch nach meinen Familienverhältnissen. Als ich über unsere trüben Aussichten sprach und daß ich vielleicht noch im Hinblick auf die Söhne in meinen alten Tagen den Wanderstab werde ergreifen müssen, sagte sie tröstend: „Aber Sie haben doch Töchter, an denen Sie ungetrübt Ihre Freude haben können." — Ich brachte die kurz gefaßten offiziellen Toaste auf den Kaiser, das kaiserliche Haus und das Großfürstenpaar aus, — in russischer Sprache, denn so stand es im Programm. Dem Großfürsten soll es untersagt gewesen sein, mit einem Dank oder einem Toast auf das Wohl der Städte, die ihn aufnahmen, zu antworten. Als kontrollierender Begleiter befand sich General Bobrikow, Chef des Generalstabs im Petersburger Militärbezirk, unter dem Gefolge. Es ist derselbe, der später die Russifizierung Finnlands als Generalgouverneur übernommen hat. Er machte den Eindruck eines widerwärtigen, unfreundlichen Strebers.

Nach aufgehobener Tafel wurde „Cercle" im Salon gehalten, doch die Gesellschaft bald entlassen, da die hohen Herrschaften sich zum Aufbruch rüsteten. Ich wurde zu ihnen in die unteren Gemächer beschieden und erhielt ihre photographischen Porträts in vergoldetem Metallrahmen. Dann begleitete ich sie zu einem Manöver der Feuerwehr am Embachufer und zur Besichtigung des Gefängnisses, und schließlich ging es in rascher Fahrt zum Bahnhof, wo die Abfahrt unter den üblichen Ehrenbezeugungen stattfand. Ich war froh, daß der Empfang ohne Zwischenfall stattgefunden hatte, aber die verhängnisvolle Rede drückte das ganze Land, und aus Dorpat wurde in wenigen Jahren — Jurjew!

Im Frühjahr 1891 war mein drittes Quadriennium im Stadthauptsamte abgelaufen. Die neu konstituierte Stadtverordnetenversammlung hatte mich mit noch größerer Majorität als früher zum Stadthaupt wiedergewählt. Zugleich war der längst befürchtete Schlag geführt worden: die ganze Geschäftsführung, auch die Verhandlungen in der Stadtverordnetenversammlung, sollten in russischer Sprache vor sich gehen. Man beriet hin und her, wie man durch „Vorberatungen"* den monströsen Befehl umgehen

* Tatsächlich traten später die Stadtverordneten der baltischen Städte regelmäßig zu „privaten" Vorbesprechungen zusammen, in denen die Ver-

könne. Da erhielt ich in den ersten Tagen des April ein Schreiben des Gouverneurs Sinowjew, in dem er mir mitteilte, daß er meine Wahl nicht bestätige, — ohne Anführung eines Grundes. Nicht lange vorher hatte auch mein Bruder August, der seit 1886 Stadthaupt von Riga war und mit Sinowjew auf dem Kriegsfuße lebte, seinen Abschied nehmen müssen, nachdem Sinowjew es in Petersburg durchgesetzt hatte, daß man ihm sogar seine Hofmeisterwürde nahm, — eine unerhörte Demonstration! Der russische Gouverneur war nicht der Mann, zu vergessen, wenn er irgendwo den Kürzeren gezogen, und etwas derart war zwischen uns passiert. Der Kurator hatte die Russifizierung der drei städtischen Elementarschulen angeordnet. Statutenmäßig hatten diese nur eine Klasse, durch die städtische Fürsorge und aus städtischen Mitteln waren sie aber in dreiklassige Schulen umgewandelt worden, womit Bürgermeister Kupffer sich seinerzeit ein großes Verdienst erworben hatte. Da nach der Russifizierung die Stadt jeden Einfluß auf die Schulen verlor, beschloß das von mir geleitete städtische Schulkollegium, dem Statut gemäß die Elementarschulen wieder in einklassige zurückzuverwandeln. Darob Entrüstung des Kurators, der Sinowjew bewog, in der „Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten" zu beantragen, mich beim Senat zu verklagen. In meiner Eingabe zur Verteidigung stellte ich den ganzen Gang der Schulangelegenheiten und das schnöde Verhalten des Kurators eingehend dar. Der Prokureur (Staatsanwalt) meinte, eine Anklage gegen mich sei nicht stichhaltig zu begründen, und Sinowjews Antrag fiel durch. Dafür konnte er Rache nehmen, als meine Wiederbestätigung von ihm abhing.

Im Spätsommer 1895 erhielt ich von Prof. Engelmann die Mitteilung, daß der Rektor der russifizierten Dorpater, jetzt Jurjewer Universität, Budilowitsch, im „Journal des Ministeriums der Volksaufklärung"* einen weitschweifigen Aufsatz veröffent-

---

handlungssprache deutsch war, während in den „offiziellen" Sitzungen nur die Abstimmungen russisch waren.

* Amtliche Benennung des Unterrichtsministeriums; der Volkswitz bezeichnete es als Ministerium der „Volksverdummung".

licht habe, in dem er in schmählicher Weise die Leitung der Dorpater Universität seit den sechziger Jahren angriff und ihr vorwarf, die Interessen der Universität durch politische Agitationen vernachlässigt und geschädigt zu haben. Namentlich wurden in diesem Sinne die Kuratoren Bradke und Graf Keyserling beschuldigt und meine Tätigkeit als Rektor der Universität charakterisiert. Ich war durchaus abgeneigt, zumal unter den strengen Zensurvorschriften, diesen gehässigen Angriffen entgegenzutreten. Doch Prof. Engelmann und andere drangen in mich, und so konnte ich mich dieser Aufgabe nicht entziehen. In einer ausführlichen Abhandlung mit schlagenden statistischen Belegen schilderte ich, in welcher Blüte die Universität zu jener Zeit gestanden und was sie für die baltischen Provinzen und das russische Reich durch Ausbildung tüchtiger Männer für Wissenschaft und Praxis auf den verschiedensten Gebieten geleistet habe. Meine Arbeit wurde von den Professoren Hausmann, Erdmann und Engelmann gebilligt, letzterer übernahm die Übersetzung ins Russische, und Fürst Uchtomsky, der Redakteur der „Petersburgskija Wjedowosti"*, erklärte sich bereit, den Aufsatz aufzunehmen, nur müsse er gekürzt werden. Die Verhandlungen darüber zogen sich längere Zeit hin, und unterdessen hatte der Jurjewer Universitätsprofessor Newsorow, als Handlanger von Budilowitsch, in einem sehr umfangreichen Artikel im „Russki Westnik" dessen Angriffe fortgesetzt, so daß ich zu meinem Aufsatz noch einen Anhang hinzufügen mußte. Da teilte mir der Landmarschall Baron Meyendorff im Mai 1896 mit, Uchtomsky werde nach 14 Tagen verreisen und bis zu diesem Termin müsse der Aufsatz angenommen sein. So erschien nur ein von Ferdinand Wrangell angefertigter Auszug, der etwa ein Fünftel meines Textes brachte. Es ist wohl zu begreifen, daß dabei vieles ausgelassen wurde, was von Bedeutung war, und daß der organische Zusammenhang vielfach leiden mußte. Ein Passus zum Schluß des Aufsatzes entsprach durchaus

* Diese russische Zeitung nahm in den erbitterten Nationalitätenkämpfen ener Zeit eine unparteiische Stellung ein, und der Fürst Uchtomsky stand in freundschaftlichen Beziehungen zum Zaren Nikolaus II. (1894—1918), den er auf seiner Thronfolgerreise nach Ostasien begleitet hatte.

nicht meinen Ansichten und erregte in Dorpat Widerspruch; daß er nicht von mir stammte, konnte ich aus der Originalarbeit nachweisen.

Die Veröffentlichung in einem angesehenen russischen Blatt hatte nicht wenig Aufsehen gemacht, in einem deutschen wäre sie der russischen Gesellschaft unbekannt geblieben. Eine Übersetzung erschien dann in der deutschen „St. Petersburger Zeitung", deren Redakteur Paul v. Kügelgen mir brieflich seine Befriedigung ausdrückte, daß endlich einmal ein freies Wort über Jurjew im Vergleich zu Dorpat an die Öffentlichkeit gelangt sei. Die baltischen Zeitungen durften nur mitteilen, daß ein solcher Aufsatz erschienen sei, nicht aber seinen Inhalt wiedergeben. Dagegen brachte der Petersburger „Herold"* eine Entgegnung in Form einer Jurjewer Korrespondenz, die in perfid-geschickter Weise den Gedanken variierte, Klagen dieser Art gehörten zu dem eisernen Inventar der Balten, die jetzt nur auszulöffeln hätten, was sie sich selbst durch ihren Widerstand gegen die durch die „Staatsräson" bedingten Maßregeln eingebrockt hätten. Eine kurze briefliche Aussprache meinerseits mit dem Chefredakteur des „Herold" führte zu keinem andern Resultat, als daß die Erbärmlichkeit dieses Verfahrens ihm gegenüber festgenagelt wurde.

Bei dem Jurjewer Rektor und seinem Anhang erregte mein Aufsatz große Entrüstung. Nach sechswöchentlicher Durchstöberung der Universitätsakten aus meiner Zeit brachte Budilowitsch im Feuilleton des „Rishski Westnik" (russische Zeitung in Riga) eine 36 Spalten lange, durch 6 Nummern gehende Erwiderung. Es erschien untunlich, auf die einzelnen Entstellungen des Sachverhalts und gemeinen Beschuldigungen einzugehen. Eine kurz gefaßte Abweisung wurde von der „Petersburgskija Wjedomosti" gebracht, die den Eindruck meines ersten Aufsatzes in zweckmäßiger Weise ergänzte und besser abgerundet war, als der Auszug der früheren Arbeit. Meine Hoffnung, damit der widerwärtigen Preßfehde ledig zu sein, ging leider nicht in Erfüllung. Budilo-

* Eine deutsche Zeitung, die damals eine ausgesprochen baltenfeindliche Tendenz hatte und dadurch ihrem, meist aus eingewanderten Reichsdeutschen bestehenden Leserkreis ein schiefes Bild der Lage gab.

witsch hatte offenbar Sonderabdrücke seiner Entgegnung an die russischen Blätter gesandt, denn während diese, wie Kügelgen mir schrieb, meinem ersten Aufsatz gegenüber ein verlegenes Schweigen beobachteten, sprangen jetzt einige von ihnen Budilowitsch bei. Da mußte ich denn noch einmal zur Feder greifen und mich, diesmal in der deutschen „St. Petersburger Zeitung", jener Anfälle erwehren. — Ich habe diese Preßfehde in ihren verschiedenen Phasen eingehend geschildert, weil sie, bei der Unterdrückung jedes freien Wortes in den baltischen Provinzen durch die Zensur, etwas Ungewöhnliches an sich hatte.

Schließlich will ich noch einer Publikation in den „Peterburgskija Wjedomosti" erwähnen, zu der ich von der Landesvertretung* aufgefordert wurde. Die Desorganisation unserer Volksschule hatte durch die „temporären Regeln vom Jahre 1887" einen solchen Grad erreicht, daß eine eingehende Schilderung der Mißstände dringend zu wünschen war. Das erforderliche Material wurde mir aus Riga zur Verfügung gestellt, und ich entledigte mich meiner Aufgabe, so gut ich es verstand. Als nächste Folge konnte man feststellen, daß aus Mangel an Volksschullehrern** Bewerber angenommen werden sollten ohne weitere Qualifikation als Kenntnis der russischen Sprache und — ein Alter von mindestens 17 Jahren! Selbst mit schlagenden Tatsachen läßt sich eben der törichten „Staatsräson" nicht beikommen!

---

* d. h. der Vertretung des baltischen Großgrundbesitzes, der damals noch die Verwaltung des flachen Landes in Händen hatte.

** bedingt durch die Einführung der russischen Unterrichtssprache.

Alexander von Oettingen

Haus und Heimat

Wir Oettingens sind, wie man sagt, „landsche Kinder". Der fünf ältesten Brüder Wiege stand in dem niedrigen, schier verfallenen Holzhause des Erbgutes Wissust, das — etwa fünf Meilen von Dorpat — in ziemlich öder Gegend gelegen, außer dem schlichten Garten und fruchtbaren Feldern ringsum nur einen schönen Ausblick auf den fernhin blauenden Horizont gewährte. Heran wuchsen wir auf dem kaum eine Meile von Wissust entfernten schönen Gute Ludenhof, das mein Vater bereits im Jahre 1828 vom Landrat Reinhold v. Samson erstand. Als eifriger Landwirt hatte er — wie man zu sagen pflegt — mit Nichts angefangen. Denn das schwer mit Schulden belastete Erbgut (Wissust und Moisamaa) konnte er nur mit Hilfe eines guten Freundes vor dem drohenden Konkurse retten. In der kurzen Zeit von kaum einem Jahrzehnt brachte er es durch Fleiß und Organisationstalent so weit, daß er nicht nur Ludenhof, sondern bald darnach noch drei andere Güter kaufen und erfolgreich bewirtschaften konnte.

Ludenhof aber blieb für die ganze Zeit unserer ersten Kindheit die vielgeliebte Heimstätte. Mit seinen uralten Linden- und Eichen-Alleen, mit seinem fruchtreichen, durch einen hohen Steinzaun umfriedeten Obstgarten am Südostabhange, mit seinen dunklen Gängen und Lauben, die nach altfranzösischem Stil geschoren, das Haus auf der Rückseite umgaben und vor Nordostwinden schützten, und nicht am wenigsten durch seinen von „Goldkarussen" wimmelnden Teich, der uns trotz seines sumpfigen Wassers als köstliche Badestelle diente, und schließlich durch seinen lauschigen Park, an den sich der düstere Wald mit einem kleinen, aber lieblichen Bergsee an seinem Ende, und die uralte Birkenallee

auf dem Wege nach Dorpat anschloß, — bildete es das Entzücken der heranwachsenden Jugendschar. Das steinerne, helleuchtende Wohnhaus war mit sogenannten „Biberschwänzen" schwarz gedeckt und mit speienden Drachenköpfen an den Dachrinnen verziert, durch einen halbbogenförmigen Mittelbau erhöht und durch zwei achteckige Seitentürmchen, die mit ihren Blechkugeln und Wetterfahnen dem Ganzen einen altertümlichen Charakter verliehen, flankiert. Die hübsche verandenartige Treppe mit weitem Ausblick auf die zwei Werst entfernte Sägemühle an einem von stolzen Föhren bewachsenen Bergabhange, lud jeden „Kömmling" freundlich zum Eintritt in die altväterisch mit Holzverkleidungen und holländischen, blaubemalten Kachelöfen geschmückten Räume ein. Hier verlebten wir fünf ältesten Brüder unsere schönsten Knabenjahre. Hier wurden auch die drei Schwestern und unser jüngster Bruder Arthur geboren. — —

Im Jahre 1843 waren unsere Eltern nach Jensel — einem zehn Werst (einundeinhalb Meilen) nördlich von Ludenhof liegenden Gute, das mein Vater von Carl v. Liphart erstanden hatte — hinübergezogen. Auf diesem prachtvoll gelegenen Landsitze hatte unser tatkräftiger und schaffensfreudiger Vater ein grandioses Haus erbaut, das wir durch mehrere Jahre hindurch hatten entstehen und wachsen sehen. Aus selbstgebrannten Ziegeln hergerichtet, — nicht weniger als zwei Millionen, wie ich mich erinnere —, auf kolossalen Granitquadern im Fundament und Erdgeschoß ruhend, mit seinem zweistöckigen Mittelbau und ebensolchen Flügeln, oberhalb eines Bergabhanges gelegen, bot es einen herrlichen Ausblick über den waldumkränzten, etwa acht Quadratkilometer großen See, auf den weiten Horizont und die jenseitige Bartholomäische Kirche. Das diesseitige Ufer des Sees, zu dem man auf einem durch Terrassen flankierten Schlängelwege gelangte, war mit uralten Schwarzellern bewachsen und durch neuere Parkanlagen verschönt. Selbst im harten Winter erschien die Umgebung des Hauses geradezu imponierend durch die bereiften alten Bäume und die einzelnen immergrünen Tannen, die unsere Mutter gepflanzt. —

Am 5. Januar 1844, als am Silberhochzeitstage unserer Eltern, wurde dies Haus durch eine grandiose, echt livländische Festfeier

eingeweiht. Ohne spezielle Einladung hatten sich — trotz der grimmigen, schneelosen Kälte — gegen dreißig Familien angemeldet und mit ihren Equipagen, Leuten und Pferden eingefunden; dazu eine ganze Schar akademischer Jugend aus der Universitätsstadt! Und diese alle konnten für ein paar Tage und Nächte untergebracht werden! Am Vorabend der Feier erquickte man sich an dramatischen Aufführungen; dann folgte ein fröhlicher Tanz der Jugend, und nach dem Abendessen ein gemeinsames Singen mit dem frischen Chor der Dorpater Studenten. In dem prachtvollen Speisesaal, der bequem hundert Menschen fassen konnte, ertönten die alten Burschenlieder mit voller Kraft. Und am Tage ging es hinaus in den bereiften Wald oder auf den spiegelglatt gefrorenen See! Hei — wie lustig gestaltete sich da die heiße Wettfahrt trotz eiskalter Luft, wie warm schlugen die Herzen bei jung und alt, Männlein und Fräulein, wie jauchzten die Knaben und schrien die Mädchen, wenn im stürmischen Rundlauf die Schlitten schleuderten und die Insassen aufs Glatteis hinpurzelten! — Den ernsten Höhepunkt der gesamten Feier bildete natürlich die Einsegnung des immer noch lebensfrisch dreinschauenden Silberpaares. Auf unsere jugendlichen Gemüter machte namentlich die in den Reden der Freunde zutagetretende warme Teilnahme der Festgenossen einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck. Wir fühlten es durch, wie sehr unsere Eltern nicht bloß mit dem Heimatlande, sondern auch mit den Heimatgenossen verwachsen waren. —

Nach dem Heimgange unseres teuren Vaters (er starb schon 1846) blieb Jensel als das nunmehrige Mutterhaus der Sammelpunkt für die zahlreiche Familie. Tief schmerzlich empfanden wir die Lücke, die das Hinscheiden des Familienhauptes in unser Gemeinschaftsleben gerissen. Unsere schlichte fromme Mutter, tief gebeugt, aber glaubensstark, fand den rechten Trost im Worte Gottes. Zugleich aber blieb sie sich dessen bewußt, daß ihr im Hinblick auf die zum Teil noch unerwachsenen Kinder eine große Lebensaufgabe gesetzt sei. Auch die erwachsenen Söhne verstand sie immer wieder um sich zu sammeln und den lebendigen Familienzusammenhang zu erhalten. So residierte die vereinsamte und doch, trotz aller Wehmut und Sorge, in ihrem Kinder-

reichtum sich beglückt fühlende Witwe noch Jahre lang in dem großen Jenselschen Hause. Der in der Nähe des Gutes am Eingange zum altehrwürdigen Tannenwalde liegende Friedhof, der bei der Beerdigung unseres Vaters eingerichtet und eingeweiht worden war, bot ihr einen willkommenen stillen Aufenthaltsort für einsame Stunden. Uns aber ist durch diesen wunderschönen, still-friedlichen Gottesacker, der gegenwärtig bereits viele Glieder unserer Familie in seinem Schoße birgt, Jensel in ganz besonderem Sinne zur Heimstätte geworden*. — Hatten wir doch unsere schönsten Jünglingsjahre — erst als heranwachsende Schüler, dann als Jünger der alma mater — auf diesem väterlichen Gute verbracht. Nicht bloß für die herrlichen Ferienfreuden — beim Jagen und Reiten, Segeln und Baden, beim Tummeln in Wald und Flur — bot uns dieses Familienheim den passenden Ort; auch für das ernste Studium und die mühselige Examensarbeit fanden wir dort eine stille Zuflucht.

Dabei kam es nicht selten im geselligen Verkehr zu einem kameradschaftlichen Aufeinanderplatzen der Geister. Denn wir Brüder waren nicht nur in unserem Temperament sehr verschieden, sondern auch durch unsere Studien in zum Teil entgegengesetzte Interessen und Weltanschauungen hineingeraten. Gehörten wir doch allen vier Fakultäten an und gingen in der Theorie, wie in der Praxis verschiedene Wege. Bei all unseren brüderlichen Diskussionen war unser seliger Bruder Nikolai kraft seiner gemütvoll-jovialen Natur, die ihn allgemein beliebt machte, der eigentliche Humorist. Zeitweilig — in seiner jugendlichen Sturm- und Drangperiode — huldigte auch er infolge seiner naturwissenschaftlichen Studien einer ausgesprochen kritizistischen Richtung, die aber bei seiner ernst suchenden und durchaus ehrlichen Eigenart nach manch' schmerzlicher Leidenserfahrung einer warm christlichen Überzeugung wich, die er bis zu seinem, ach nur allzufrühen Tode (1876) bewahrte.

Wenn ich seiner gedenke und der vielen Schul- und Studienjahre, die wir gemeinsam verbrachten, so schäme ich mich fast, so

---

* Auf diesem Gottesacker ist später auch der Verfasser zur Ruhe gebettet worden.

wenig von ihm, von seiner human-milden Natur gelernt zu haben. Ich galt — trotz meines Studiums der Gottesgelahrtheit oder vielleicht gerade infolgedessen — als der rechthaberische Widerspruchsgeist und allzueifrige Kampfhahn in der Familie. Ja, durch mein disputiersüchtiges Wesen und meine leidenschaftliche Unbesonnenheit mag ich der guten Sache, die ich vertreten zu müssen glaubte, wohl mitunter geschadet haben. Oft mahnte mich mein treuer Studien- und Kampfgenosse Moritz Engelhardt, der uns damals schon wie ein Bruder war, zum Frieden und zur Besonnenheit. Aber es half ebensowenig, wie einst beim Tell, so daß es von mir heißen konnte: „Wär' er besonnen, wär' er nicht der Sandro!" — so wurde mein Vorname in der Familie verkürzt; und mein lieber Schwager Moritz wurde nicht müde, mir seinen brüderlichen, nicht gerade schmeichelhaften Warnungsruf vorzuhalten: „Ja, ja — lieber Sandro — du bist immer gewaltsam, ohne gewaltig zu sein!" — So haben wir uns denn weidlich gestritten, aber trotz aller Verschiedenheit nie verzankt. Im Gegenteil: durch die geistige Friktion erwärmten wir uns gegenseitig und rückten uns näher, indem wir offene und ehrliche Zucht aneinander übten und immer wieder gemeinsam genossen, was das herrliche Landleben uns bot. —

Aber unsere elementare Bildung, sowie das Feld unserer akademischen und sozialen Berufsarbeit fanden wir doch in der Universitätsstadt Dorpat. Dort besaßen unsere Eltern ein großes, zweistöckiges Steinhaus (mitten in der Stadt an der Kühnstraße gelegen). Dies bezogen wir meist zum Winter. In diesen Räumen haben wir unter Leitung der gestrengen Großmutter — als heranwachsende Knaben — unsere Elementarbildung genossen. Trotz der vielleicht allzustrammen Zucht unserer guten „Gamma" verlebten wir eine fröhliche Schulzeit, zuerst in Dorpat, dann in der nahegelegenen, durch die Krümmersche Anstalt berühmt gewordenen Stadt Werro.

Nach Absolvierung unseres Abiturienten-Examens bezogen wir als Studenten die Universität. Die Stadt Dorpat wurde — zunächst für uns drei akademisch wirksame Brüder, nachdem wir in Deutschland unsere wissenschaftliche Bildung zu vervollständigen gesucht — unser Hauptwohnsitz. Auch unsere gute Mutter richtete

sich für den Winter dort ein; und zwar nicht mehr in jenem vornehmen Steinhause, wo früher ein so buntes geselliges Leben geherrscht hatte. Nachdem mein seliger Vater das große Jensel'sche Haus gebaut, wünschte er in der Stadt nur ein kleines Absteigequartier zu besitzen. So begnügten sich die Eltern nach dem Verkauf des großen mit dem neuerstandenen schlichten, einstöckigen, hölzernen Wohnhause, das an der Ecke der Carlowastraße und des sog. Blumenberges belegen war. Hinter diesem Hause erhob sich ein Bergabhang, der mit uralten Linden bewachsen, einen hübschen Ausblick gewährte auf unser lieblich gelegenes Embach-Athen. Dort haben wir auch unsere ersten fröhlichen Studentenjahre verlebt. Dort erfuhren wir den Schmerz, daß unser treuer Vater uns genommen ward. Dort hauchte er — nach kurzer Krankheit — seine Seele aus (am 19. September 1846). Von dort brachten wir seine irdische Hülle nach Jensel und bestatteten sie, unter feierlicher Beteiligung der Landesrepräsentation, die ihren einstigen Landmarschall zur letzten Ruhe geleiten wollte, auf dem neu eingerichteten und geweihten Friedhofe. Die trauernde Witwe aber zog mit ihren drei Töchtern für den Winter nach Dorpat in das kleine liebe Haus, das so teure und schmerzliche Erinnerungen für sie und uns alle barg.

Nachdem wir akademisch wirksamen drei Brüder unseren eigenen Hausstand begründet, behalfen wir uns eine zeitlang mit gemieteten Wohnungen, empfanden aber bald das Bedürfnis, ein eigenes Domizil zu besitzen. Zunächst erwarb mein älterer Bruder Gori, der Mediziner, einen noch unbebauten, waldartig mit Föhren bewachsenen Platz des sog. „wilden Doms" und errichtete dort am „Wallgraben", gegenüber dem Anatomiegebäude, ein stattliches villenartiges Steinhaus. Hart daneben baute ich mir ein turmgekröntes Gartenhaus, das ich mit meiner ersten, damals schon kränkelnden Frau, meiner teuren Sophie geb. v. Raumer, im Jahre 1860 bezog. Aus Rücksicht für ihren Gesundheitszustand hatte ich es mit einem Treibhaus als Wintergarten versehen und auf luftiger, sonniger Höhe errichtet. Aber — der Mensch denkt und Gott lenkt. Schon im nächsten Jahre mußte ich Haus und Heimat verlassen, um — nach dem Rat der Ärzte — im Süden Heilung für mein hinsiechendes gutes Weib zu suchen.

Es folgte nun ein anfechtungsvolles, aber doch reichgesegnetes Jahr in Meran. Mitten unter den fanatischen Tiroler Hierarchen gelang es mir, ein protestantisches Gotteshaus zu bauen. Durch Predigt und Seelsorge konnte ich nicht bloß meiner eigenen Frau, sondern auch den vielen dort weilenden und sterbenden Kranken zur Erbauung dienen. Noch jetzt wogt und wallt mir mein Herz von innerstem Dankgefühl, daß Gottes Gnade es mir ermöglichte, mit den von allen Seiten zuströmenden Geldmitteln — mir wurden ohne Kollekten in kurzer Zeit sechsunddreißigtausend Gulden zugesandt! — unserer kleinen Gemeinde von Kreuzträgern im fremden katholischen Lande ein lutherisch-kirchliches Haus und eine evangelische Heimat zu begründen. Vor allem aber mußte ein Friedhof als Bergestätte für die Heimgegangenen beschafft, bepflanzt und mit einer Kapelle bebaut werden, da die fanatischen Römler ihren konfessionellen Haß selbst auf die Gestorbenen übertrugen und uns die Beerdigung auf ihrem Gottesacker verweigerten! Aber Gott half uns durch, und wir gelangten zur vollen Selbständigkeit. Am Palmsonntage (1862) konnten wir unser schlichtes Gotteshaus beziehen, nachdem ich schon vorher die schöne Kapelle samt dem Friedhofe unter Zulauf von Tausenden aus der katholischen Bevölkerung eingeweiht hatte. Mir ward die pastorale Tätigkeit zu ganz besonderem Segen — namentlich auch in seelsorgerischer Hinsicht an den Kranken- und Sterbebetten! Der damals erschienene Band meiner Meraner Predigten „Durch Kreuz zum Licht" ist ein Zeugnis der innerlichen Freudigkeit, die damals meine Seele bewegte und erfüllte. —

Diese Freudigkeit wurde aber nur zu bald auf eine harte Probe gestellt. Mit großer Mühsal brachte ich meine leidende Frau — nach einem ergreifenden Abschied von den Eltern und Raumerschen Verwandten — in unser Dörptsches Heim. Sie wollte durchaus — „zu Hause sterben!" Und Gott schenkte ihr nach einem reichgesegneten Weihnachtsfest und nach dem letzten schweren Kampf und Strauß einen stillen friedlichen Heimgang. Mich überkam das schmerzliche Gefühl der Vereinsamung mit solcher Wucht, daß ich am liebsten mein öde gewordenes Haus veräußert und in irgend einem stillen Winkel mich verkrochen hätte. Aber Gottes Gnade und das Trostwort meines alten lieben Schwieger-

vaters, des prächtigen „Papa Raumer", hielt mich aufrecht. Obwohl ihn der Tod der Tochter mit am schwersten betroffen, sagte er mir, als ich im Sommer darauf eine Reise nach Erlangen machte: „Nur nicht verzagen, lieber Sohn, sondern tief hinein in die Arbeit!" — also gerade wie der Wahrspruch Carlyles lautete: „Work and not despair". —

Mein schönes großes Haus vermietete ich einem Kollegen (Professor Reißner) und zog mich selbst zurück auf ein paar Zimmer, wo ich still arbeiten und mit meinen lieben Studenten Praktika halten konnte. Außerdem vertiefte ich mich in die Armenpflege und allerlei sog. „Liebestätigkeit" auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission. In meinem schweizerisch verzierten Nebenhause hatte ich fünf estnische junge Männer einquartiert, die sich zu Heidenmissionaren ausbilden sollten. Mit ihnen teilte ich meine frugalen Mahlzeiten, konnte aber trotz aller Bildungsversuche zu keinem ersprießlichen Ziele gelangen. — In jenen Jahren entwarf ich auch den Plan zu einer organisierten „kirchlichen Armenpflege", der erst seit dem Jahre 1866 zur Verwirklichung kam. Aber das „Vielerlei" tat mir nicht gut. Eins störte das andere, und mein Leben blieb öde und zersplittert. — —

Nach zweijähriger, schwerer Witwerzeit und nach langen bangen Kämpfen schenkte mir Gott in meiner gegenwärtigen zweiten Frau — der Tochter Bertha aus dem lieben, alten Rektor Ewers'schen Hause (Witwe des schon im Jahre 1850 verstorbenen allbeliebten und hochbegabten Rudolf v. Engelhardt) — eine Lebensgenossin, mit der ich unter Gottes gnädiger Führung nunmehr über vierzig Jahre Leid und Freude geteilt habe.

In den zwei Jahrzehnten, seit ich mein liebes altes Haus bewohnte, waren die Bäume ringsum so herangewachsen, daß kaum ein warmer Sonnenstrahl hineinscheinen konnte. Meine gute Frau, für die „Alltag und Sonne" notwendig zusammengehörten, litt unter der Größe der düster gewordenen Räume. So entschloß ich mich denn — wenn auch mit schwerem Herzen — bei eintretender günstiger Gelegenheit es zu verkaufen, nachdem ich einen sonnigen Platz in der Nähe erstanden hatte, der einen noch schöneren, weil freieren Ausblick über den Domberg und den ihn umgebenden Wallgraben ermöglichte. Dort errichtete ich mir nach

selbstgemachtem Plane und nach dem architektonisch ausgeführten Entwurf meines lieben Neffen, des jugendlichen Architekten Rudolf Engelhardt, im Jahre 1880 ein sonnig gelegenes zweistöckiges Haus in gotisch verziertem Rohbaustil mit vierstöckigem Turm als Luginsland und einem von mir selbst aus Tuffsteinen gemauerten Treibhause, als immergrünem Eingange zur unteren und oberen Wohnung. Gegenwärtig hat (seit bereits sechzehn Jahren) die Dorpater Naturforscher-Gesellschaft sich unten eingerichtet, während das meteorologische Observatorium der Universität den Turm mit dem Dachgeschoß für seine Beobachtungszwecke verwertet. Mir, als leidenschaftlichem Naturfreund, war dieses in jeder Hinsicht genehm. Seitdem hat auch mein hochgebauter Turm, der als gemütlicher Erker mir und meinen Gästen so lieb und heimisch geworden, einen praktisch-wissenschaftlichen Zweck erreicht. Auf seiner obersten Plattform mit der himmlischen Aussicht bewegen sich jetzt die Wetterfahnen und Windmeß-Apparate, die mein nach Leipzig ausgewanderter Bruder Arthur aus seinem Hause (am Senffschen Berge) herübertransportierte und die nunmehr vom Dorpater Publikum als ein Wahrzeichen des Hauses angesehen werden.

Trotz der schönen Lage meines neuen Heims machte sich doch das Bedürfnis nach einer eigenen ländlichen Sommerwohnung immer wieder geltend. Es war, als ob das „landsche Kind" in mir hinaus wollte, sobald die Natur sich verjüngte und alles zu sprießen begann. Die nach Eröffnung der Eisenbahn (1881) erleichterte Verbindung mit unserem herrlichen Strande am Finnischen Meerbusen veranlaßte mich, nachdem ich vom Badeort Merrekülll aus jene wundervolle Gegend kennengelernt und mit meinem lieben Schwager Leopold Schrenck, sowie mit meinem dort bereits angesiedelten Bruder Arthur den prachtvollen estländischen Glint durchstreift hatte, mir dort ein hart am Meer gelegenes Grundstück zu erstehen, auf dem ich mir eine hübsche Villa mit zwei Veranden und freiem Ausblick über Wald und Meer erbaute (1882).

Dort ließ sich damals eine ganze deutsche Kolonie nieder, die in nachbarlichem Verkehr stand und in einsamem wie gemeinsamem Naturgenuß schwelgte. Dort konnte ich meinem Organisations-

trieb freien Lauf lassen. Dort habe ich fast zwei Jahrzehnte hindurch meine Sommerferien verbracht, mich an der überwältigenden Natur und den unerschöpflichen Meerfreuden erquickt, und — was mir eine besonders werte Erinnerung ist — durch sonntäglichen Hausgottesdienst mit freier Predigt eine Gemeinde von Erwachsenen und vielen Kindern gesammelt, die sich von nah und fern immer zahlreicher einfanden, und zuerst unter Begleitung meiner Meraner Zither, dann aber im Anschluß an eine neu angeschaffte Hausorgel gemeinsam erbauten.

An diese Zither schließt sich für mein Leben eine ganz besonders reiche Tradition. Dort in der katholischen Fremde, wo ich von meinem Freunde, einem Tiroler, „Sepperl" genannt, das Spiel erlernte, hatte ich mich in dieses reizende volkstümliche Instrument so hineingelebt und -geliebt, daß ich — neben den Liedern und Ländlern, für die es besonders geeignet ist — auch unser kirchliches Volkslied, den Choral, zu spielen imstande war. Insbesondere gelang es mir, den Gesang auch einer zahlreicheren Hausgemeinde zu begleiten bzw. zu leiten, nachdem die liebe Meraner Gemeinde mir eine dafür besonders geeignete sogenannte Elegie-Zither verehrt hatte. Diese hat mich seitdem auf allen meinen Reisen begleitet, war mir eine Trösterin in trüben Stunden und eine erheiternde Freundin, wenn es galt, Schnadahüpfle oder andere lustige Volksweisen zu spielen und zu singen. Auf unserer Strand-Villa „Liebenstein", wie wir unser dortiges Haus und Heim nannten, hat sie mir und anderen viel frohe und erquickliche Stunden bereitet. — Als mein Gesundheitszustand schwankend wurde und die Beschwerden des Alters sich meldeten, mußte ich den Strandaufenthalt aufgeben. Es war mir ein gewisser Trost, daß mein Haus daselbst in die Hände einer Familie kam, die uns eng befreundet war. Professor Körber wußte als neu eintretender Besitzer, ebenso wie seine Frau, die Schönheiten dieses Eldorados zu schätzen und die von mir gemachten Anlagen zu pflegen. Als Herr meines stillen „Liebenstein" hat er noch einige Jahre auf seinem Grund und Boden uns gastlich aufgenommen und in seiner Häuslichkeit die schönen, sonntäglichen Gottesdienste fortbestehen lassen, an denen damals auch unser unvergeßlicher Wilhelm Volck sich mitunter predigend beteiligte. Ich erinnere

mich noch lebhaft deſſen, wie dieſer alte gute Freund und Genoſſe, der eigentlich kein Naturſchwärmer war, überwältigt von der Pracht unſerer Ausſicht über Strand und Meer, in die Worte ausbrach: „Alexander, Alexander — du wirſt hier noch den Himmel über der Erde vergeſſen!“ — Ich antwortete ihm mit den Paul Gerhardtſchen Verſen: „Ach, denk' ich, biſt du hie ſo ſchön — Und läßt du's uns ſo lieblich gehn — Auf dieſer armen Erden: — Was will doch erſt nach dieſer Welt — Dort in dem reichen Himmelszelt — Und güldnen Schloſſe werden!“ — —

Dorpat wurde nun wieder unſer dauernder Wohnſitz. Es hatte ſich allmählich der Dom- oder Wallgraben zu einer Art Oettingenſcher Kolonie geſtaltet, da auch mein ſeliger Schwager Moritz Engelhardt, ſowie mein Bruder Arthur ſich längſt ſchon dort angebaut hatten. Auch unſere gute alte Mutter zog mit der ihr gebliebenen Tochter Marie in dieſe Gegend der Stadt und zwar in das Haus, das ich ihr gebaut. Als mein verſtorbener Bruder Nikolai durch ſeinen Landrichterpoſten genötigt war, in die Stadt zu ziehn, übernahm er zuerſt das eben genannte Haus der Mutter und erſtand dann das von meinem Bruder Gori erbaute Steinhaus, während dieſer ſich ganz in meiner Nähe (im Garten meines Bruders Arthur) ein villenartiges Haus errichtete, das er noch gegenwärtig bewohnt. Da auch mein Bruder Eduard durch ſeinen Beruf als Präſes der gemeinnützigen ökonomiſchen Sozietät und Oberkirchenvorſteher vielfach in Dorpat zu tun hatte, richtete er ſich dort zeitweilig ein Standquartier ein. Und ſchließlich hat auch unſer älteſter Bruder Auguſt nach einem reich bewegten Leben auf ſeine alten Tage, wie er ſelbſt ſagte, als „verbrauchter Veteran“ hier in unſerem „Embach-Athen“ ſeinen Anker- und Ruheplatz gefunden. —

Es dürfte wohl höchſt ſelten vorkommen, daß eine ſo zahlreiche und weit verzweigte Familie, wie die unſrige es iſt, ſo „beiſammen hauſen“ durfte. Daß bei ſolch engem Zuſammenſchluß die Gefahr der Familien-Koterie naheliegt, — wer wollte es leugnen! Uns bewahrte — wie ich zuverſichtlich glaube behaupten zu dürfen — die große Verſchiedenheit der Charaktere und Berufsſtellung, ja zum Teil auch der Weltanſicht, wie ich ſchon oben hervorhob, vor Einſeitigkeit und cliquenhaftem Weſen. Oft platzten die Geiſter bei

ernstem Streit über politische, sozial-ethische und religiöse Probleme aufeinander, ohne den herzlichen Verkehr und die geschwisterlich offene Liebe zu stören. Ja, wir erfuhren in der Tat den Segen und die Wahrheit des biblischen Wortes: „Siehe wie fein lieblich ist es, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen.“ Gleichsam als ein Symbol dieser intimen Zusammengehörigkeit erschien es, daß unsere sämtlichen am Wallgraben gelegenen Gartenhäuser untereinander und mit den freundlichen Nachbarn durch offene Pforten und einen zugänglichen Weg verbunden blieben, der wegen seiner Schmalheit den traditionell gewordenen Namen „Tugendpfad“ erhielt. Daß unsere Gegner sich vielfach spöttelnd darüber ergingen und von der „Herrschsucht“ dieser Familie munkelten, läßt sich denken und trat hier und da auch öffentlich zutage. Wurde doch z. B. von seiten einer russischen Moskauer Zeitung spottend darauf hingewiesen, daß zwei Gebrüder Oettingen sich am Domberge zwei Schlösser erbaut hätten, von denen das eine der „Vatikan“, als Residenz des „livländischen Papstes“, das andere der „Quirinal“, als Residenz des Dorpatschen Stadthauptes, genannt würde. So hätten faktisch „die Oettingens über ganz Livland ihre Netze ausgebreitet und ihren verderblichen Einfluß ausgeübt!“ —

Diese hämische Äußerung des großen Moskauer Blattes erinnert mich an eine harmlose, aber charakteristische kleine Geschichte, die ich in meinem oben beschriebenen ersten Wohnhause erlebt und die ich hier beiläufig erzählen will. Es war im Jahre 1861. Der damalige Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, der edle und joviale, allbeliebte Fürst Suworow, hatte mit meinem älteren Bruder August, der damals Landmarschall war und bald darauf livländischer Zivilgouverneur wurde, eine Rundreise durchs Land unternommen. In unserer Universitätsstadt angelangt, erwies der leutselige Fürst mir die Ehre eines Besuches. Beim Fortgehen fragte ich ihn, ob er nicht meinen Turm besteigen wolle, von wo sich dem Beschauer ein freier Ausblick über Stadt und Land darböte. Oben angelangt, staunte er über die Pracht der nächsten, im Frühlingsschmucke prangenden Umgebung und über den weiten Horizont. Dann brach er in die Worte aus: „Dies also ist das geistliche Zwing-Uri von Dorpat!“ Es lag

in seiner harmlos hingeworfenen Bemerkung durchaus keine beabsichtigte Kränkung, sondern nur eine humorvolle Anspielung auf das Gerücht, das ihm zu Ohren gekommen war: ich werde wegen meiner „Herrschsucht in geistlichen Dingen" der „livländische Papst" genannt. „Ja," erklärte in seiner ironischen Weise mein Bruder August, „deshalb heißt dies Haus im großen Publikum, wie bei den Studenten, ‚der Vatikan'! Manche bezeichnen es aber noch lieber als ‚Alexandershöh'" — es ist dies das große Irrenhaus bei Riga — „weil" — so fügte er lachend hinzu, — „mein Bruder Alexander so verrückt ist, den Studenten — trotz bitterer Erfahrungen — immer wieder Geld zu pumpen."

Als ich später — im Jahre 1881 — mein gegenwärtiges Haus mit dem vierstöckigen Turm in Ziegel-Rohbau bezog, wurde es von den Kommilitonen scherzweise die „Rotenburg" benannt, was ebenfalls auf eine ähnlich benannte Irrenanstalt in Riga hinweisen sollte. Ja, die spottlustige akademische Jugend erfand — im Hinblick auf das stattliche steinerne Eingangstor zu meinem das Haus umgebenden Garten — den Namen: „Die Hohe Pforte!" — mit unverkennbarer Anspielung auf das alte Studentenlied: „Bald Papst, bald Sultan möcht' ich sein!"

Dieser harmlose Spott hätte den guten Fürsten Suworow gewiß auch amüsiert. Bei seiner kaustisch-sarkastischen Art war er sehr empfänglich für burschikose Redeweise. Hatte er doch selbst in Jena studiert, war also mit dem akademischen Leben und Treiben wohl vertraut. Ja, er hatte selbst etwas Burschikoses an sich. So berief er sich einmal bei seiner warmen Vertretung unserer baltischen Interessen in Petersburg auf die Frage des Ministers, warum er dies so eifrig täte, auf das alte russische Sprichwort: „Die Seinen verrät man nicht!" — was so viel heiße, wie bei den Dörptschen Studenten, wenn sie in Gefahr geraten: „Burschen heraus!" —

Auch als grau gewordene Männer im Amt, ja als emeritierte Professoren und zur Ruhe gesetzte Diener des Landes fühlen wir uns noch immer in Rückerinnerung an die schöne Jugendzeit als juvenes Dorpatenses — trotz der molesta senectus.

Freilich hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten — seit der sog. Reform unserer alma mater im Sinne der Russifizierung —

gar manches geändert. Nur mit tiefem Ernst können wir alteingesessenen Dorpatenser die gegenwärtige Physiognomie unserer baltischen Universitätsstadt mit den früheren Zeiten vergleichen. Auf dem Giebel des hundert Jahr alten Universitätsgebäudes ragt jetzt das russische Kreuz, auf schwarzem Piedestal aufgerichtet. Und wunderlich kontrastierend mit dem ehrwürdigen Bau erglänzt auf einem Seitenflügel ein buntes Glockenhäuschen mit fünf lichtblauen Zwiebeltürmchen und goldenen russischen Kreuzen, als Zeugnis für die im Innern neueingerichtete orthodoxgriechische Kapelle. Und auf dem Domberg, wo früher deutsche Studentenlieder erklangen und ein zahlreich sich versammelndes Publikum dem vierstimmigen Männergesang andächtig lauschte; wo auf der sog. „Engelsbrücke" — mit der goldenen Inschrift „otium reficit vires" — die akademische Jugend in korporellen Farbendeckeln sich erging; wo im Angesicht der hochragenden Domruine die „Walpurgisnacht" mit Freudenfeuern und Kommersliedern echt deutschen Gepräges gefeiert wurde: — da sieht man jetzt massenhaft russische Studentenuniformen und -Physiognomien hin und her wogen! Der Gesang ist verstummt, und die schwungvolle „Teufelsbrücke" — die den Höhepunkt der Domanlagen zwischen dem Anatomikum und den klinischen Gebäuden bildete — ist der Fäulnis verfallen, ohne bisher wieder aufgerichtet worden zu sein! — Da kann man es als alter Dorpatenser, trotz der neuerdings wieder veränderten Zeitströmung, dem jugendlichen baltischen Dichter (E. Kraus) wohl nachfühlen, wenn er vom Domberge aus im Hinblick auf unsere einst so fröhlich blühende, jetzt so schwer heimgesuchte Universitätsstadt seine Stimmung in die schön improvisierten Verse ausklingen ließ:

Im goldnen Abendschein erglänzt der Strom;
Der Horizont erglüht in bunter Pracht!
Es grüßt das Licht zum letztenmal den Dom —
Dann wird es Nacht! —

Jetzt ist vom Dunkel alles rings umgraut,
Und düstres Schweigen hemmt des Pulses Schlag;
Nur eine Frage wird im Herzen laut:
Wann wird es Tag?

Arthur von Oettingen

Ein Brief

Leipzig, den 8. Oktober 1908.

Verehrter Freund!

Du wünschest zu erfahren, wie ich in jungen Jahren zu einem Interesse für Physik gekommen bin und wie sich alsdann meine Berufsarbeit gestaltet hat. In einer Umgebung aufgewachsen, wo zwar viel Wissenschaftliches zur Sprache kam, kaum jemals aber Naturkunde, wußte ich blitzwenig davon, als ich die Universität bezog. Mit einem stark ausgeprägten Sinn für Mathematik und voll Staunens über die beobachtende und rechnende Astronomie wandte ich mich dieser zu. Als ich alle astronomischen Fächer gehört hatte, verstand ich doch von Astronomie so gut wie gar nichts. Mädler war ein empirischer Vielwisser, aber nichts weniger als Lehrer. Die klaren Vorträge von Helmling und Minding führten mich indes in die Mathematik ein, und bei Mindings analytischer Mechanik gewahrte ich, daß Physik, die ich für eine nur erklärende Wissenschaft gehalten hatte, in einer tiefgreifenden mathematischen Methode wurzelte. Leider konnte Kämtz mir nichts bieten, da er in nutzlosen meteorologischen Rechnungen versank. Ich bin ihm nur dankbar für die Mahnung, „der Physiker solle Mathematik studieren, die Physik falle ihm nachher von selbst zu". Dieser recht bequemen Auffassung entsprach auch das physikalische Institut, das kein einziges Instrument besaß! Kurz vor dem Schlußexamen verschlang ich mit Entzücken Eisenlohrs „Physik". Das Kandidatenexamen bestand aus dem ganzen großen Gebiet der höheren Mathematik nebst kaum nennbaren Spuren von Physik. Ich verließ Dorpat nach fünf Jahren Studium, ohne einen physi-

kalischen Apparat angefaßt zu haben! Nun erst hatte ich Physik aufzusuchen. Ich wandte mich leider nach Paris und dann nach Berlin, in der Hoffnung, hier höhere Standpunkte vertreten zu sehen; das war Täuschung; ich habe da viel Zeit verloren. Unter Anregung von Professor Paalzow schaffte ich mir in Berlin bald ein eigenes kleines Laboratorium an, mit den neuesten elektrischen Apparaten. Bei Rühmkorf in Paris bestellte ich ein großes Induktorium, das erste große, das Funken von vierzig Zentimeter Schlagweite gab. Ich war der erste, der Induktionselektrizität messend verfolgte, und war bald so glücklich, ganz neue Tatsachen zu entdecken. Ich fand die negativ elektrischen Rückstände nach Entladung einer positiv geladenen Batterie. Eine Magisterschrift und eine zweite Abhandlung „pro venia legendi" wurden hierbei reif.

Im Februar 1862 zurückgekehrt, meldete ich mich bald zum Magisterexamen, ein Ballast, der in schlimmster Weise den wissenschaftlichen Fortschritt in Rußland hemmt. Die ganze Fülle mathematischer Fächer, die schon im Kandidatenexamen verlangt war, sollte ich noch einmal in derselben Ausführlichkeit beherrschen! Erst viel später wurden die Vorschriften fürs Magisterexamen verändert. Nun drohte mir zum dritten Male dasselbe Examen zum Doktorgrad! Man stelle sich diesen Unfug vor. Drei Jahre lang hatte ich mich mit hochinteressanten und schwierigen physikalischen Versuchen abgegeben, und immer wieder forderte man im Examen dieselben vielen Fächer, sogar Theorie der Gleichungen und Zahlentheorie! Aber partielle Differentialgleichungen, die vernünftigerweise allein zu fordern wären, fehlten, obwohl sie die weitesten Anwendungen in der Physik finden. Als ich mich 1865 zum Doktorexamen melden wollte, da erschien das neue Gesetz, demgemäß nur noch eine Doktorschrift einzuliefern und zu verteidigen war. So war ich denn der erste, der ohne Examen zum Doktor promovieren durfte.

Du fragst, lieber Freund, nach der „logischen Begründung" meiner Schriften. Hier hast Du gleich ein Beispiel. Das physikalische Institut besaß kein Meßinstrument, nicht einmal ein gutes Thermometer. Ein solches wollte ich mir herstellen. Das geschieht bekanntlich durch Kalibrieren und Korrigieren eines fertigen

Thermometers. Alle Physiker kalibrierten damals, wie es immer hieß, „nach Bessels Methode“. Ich mußte sie mir aneignen. Bessel hatte nur ein Zahlenbeispiel gegeben. Als ich die entsprechende Theorie zu entwickeln begann, entdeckte ich einen groben Fehler des Verfahrens, das ganz falsche Resultate zur Folge haben mußte. Die von Bessel angegebene Rechnung ließ sich auf ein Viertel einschränken, der Fehler konnte vermieden werden; die Theorie lehrte aber auch, daß das ganze Verfahren durch andere einfachere ersetzbar sei. So entstand denn meine Doktorschrift: „Die Korrektion der Thermometer, insbesondere über Bessels Kalibriermethode“. Die Theorie ist sehr schwer zu verstehen, wie denn auch in meiner Promotion sich erwies, daß von den drei Opponenten nur Minding sie erfaßt hatte. Ich wundere mich, daß fortan niemand mehr Bessels Methode angewandt zu haben vorgab, denn eine große Verbreitung wird meine Schrift kaum gefunden haben.

Kämtz wurde 1865 nach Petersburg berufen. Ich folgte ihm auf dem Katheder und erbte das öde Institut. Eine recht gute Teilmaschine war das einzige von Wert für praktische Arbeiten. Kämtz hatte vierundzwanzig Jahre lang nur meteorologisch gerechnet, ohne uns auch nur eine brauchbare Zahl hinterlassen zu haben, ja nicht einmal ein brauchbares meteorologisches Meßinstrument. Auch die Anstellung eines Assistenten hatte Kämtz abgelehnt. Die Etatsumme des Instituts war gering, und ich stand vor der Frage, wie das Institut zu heben wäre. Eins stand mir als erstes Ziel ganz fest vor Augen: die Physik mußte von Meteorologie und von Erdmagnetismus befreit werden. Zweitens galt es, Meßapparate zu beschaffen, infolgedessen dann drittens Praktikum und Kolloquium einzurichten möglich wäre.

Zur Befreiung von der Meteorologie schien mir der einzige berechtigte Weg in einer gründlichen Förderung und späteren Abtrennung zu bestehen. Daß mir dieser Plan in zehn Jahren vollständig geglückt ist, erfreut noch jetzt mein Herz. Ich danke allen, die mit dazu beigetragen haben, und erwarte, daß auch Du, lieber Freund, mein Verdienst würdigst und anerkennst. Es ist ja gar nicht leicht, sich einer Sache voll und ganz zu widmen mit dem Bewußtsein, sie abschütteln zu wollen! In meiner Wohnung hatte ich zuerst ein kleines meteorologisches Observatorium eingerichtet

mit lauter guten und berichtigten Instrumenten. Die Dorpater Naturforschergesellschaft übernahm den Druck der Beobachtungen und der Jahresberechnungen. Nach drei Jahren wandte ich mich an die Universität mit der Bitte, das Observatorium als Universitätssache anzuerkennen und einen Beobachter anzustellen. Im Jahre 1871 wurde Weyrauch als Dozent für Geophysik berufen. Als acht Jahrgänge Beobachtungen gedruckt vorlagen, ging die Universität ans Ministerium, und es wurde eine Professur für Meteorologie und Erdmagnetismus gegründet, die Weyrauch 1876 erhielt. Der neue Etat des meteorologischen Observatoriums betrug jetzt mehr als das Doppelte des physikalischen, woraus man ersehen kann, unter welchen Opfern die Physik immer gestanden hatte. Jetzt aber war die Physik für alle Zeit von dieser ungeheuren Last befreit. Im Laufe dieser ersten zehn Jahre habe ich viel Meteorologie arbeiten müssen. Als letztes Resultat nenne ich Dir meinen Windkomponentenintegrator, den ich mit Hilfe unseres trefflichen Mechanikers Paul Schultze zustandebrachte und der nun schon zweiunddreißig Jahre in Tätigkeit ist. Nur eine kleine aber wichtige Änderung an ihm erwünsche ich heute: das Schalenkreuz muß aus ganz leichtem Stoffe gearbeitet werden, damit das Trägheitsmoment möglichst klein sei.

Mittlerweile war das physikalische Kabinett mit den notwendigsten Meßapparaten versehen worden, so daß Praktikum und Kolloquium in vollem Gange waren. Auch andere Arbeiten waren geleistet. Im Jahre 1863 waren Helmholtz's Tonempfindungen erschienen, über die ich 1865 eine Vorlesung ankündigte. Mitten im Semester erkannte ich, daß der zweite Teil auf vollständig neuer Grundlage ausgearbeitet werden müsse. Mit Einwilligung von Rektor und Dekan schloß ich meine Vorlesung und bat meine Zuhörer, nach einem Jahre wiederzukommen. Ich konnte mein Versprechen halten. Ich trug meine neue Lehre vor demselben Zuhörerkreise vor, nachdem ich meine „Harmonielehre" entworfen hatte. Im Sommer 1866 erschien mein „Harmoniesystem in dualer Entwicklung" bei E. J. Karow.

Die folgenden Jahre waren ganz den beiden Instituten gewidmet; noch 1879 stak ich mit einem Fuße in der Meteorologie, sofern ich mir die Frage beantworten wollte, ob die Phänologie als Teil

der Klimalehre faßbaren Geſetzen unterliege. So entſtand das Büchlein: „Phänologie der Dorpater Lignoſen, zur Kritik phänologiſcher Beobachtungs- und Berechnungsmethoden", Dorpat 1879.

Im Laufe der achtziger Jahre habe ich noch einige elektriſche Studien veröffentlicht und eine viel Zeit erfordernde Arbeit über den Vorgang bei Gasexploſionen. Es gelang mir nach vielen vergeblichen Verſuchen unter der Aſſiſtenz des emſigen und gewandten Stud. Fr. Blumbach eine vollſtändig befriedigende photographiſche Methode der Darſtellung mittels des rotierenden Spiegels zu gewinnen.

Da ich als einziger Phyſiker an der Univerſität auch alle theoretiſchen Fächer vorzutragen hatte, gehörte auch die Wärmetheorie in mein Gebiet. Die Fakultät hatte mich beauftragt, Vorleſungen über die höhere Analyſis für Chemiker zu halten, damit ſie unter anderem auch der Wärmetheorie folgen könnten. Ich denke mit Vergnügen an dieſe Zeit zurück, wo ich in vierſtündigem Kolleg die Differential- und Integralrechnung vortrug und die Zuhörer zu flottem Rechnen in dieſem ſchönen Gebiete brachte. Ich darf mich eines vollſtändigen Erfolges rühmen. Meine Schüler konnten nun alle in der Wärmetheorie folgen. Doch gab es auch hier Schwierigkeiten. Die Theorie ermangelte einer ſauberen Durcharbeitung. Ich nahm 1886 eine ſolche vor und veröffentlichte in den Mem. der Akad. v. St. Petersburg eine Abhandlung: „Thermodynamiſche Beziehungen, antithetiſch entwickelt". Die Antitheſen einerſeits und die ſyſtematiſche erſchöpfende Darſtellung aller möglichen Beziehungen andererſeits gewährte dem Gedächtnis eine wertvolle Unterſtützung. Hatte ich ſelbſt früher die Schwierigkeit empfunden, die Formeln feſtzuhalten, ſo gewahrte ich zu meiner großen Freude, daß jetzt auch meine Zuhörer die Lehre raſch erfaßten und im Gedächtnis behielten. Beiläufig ſei erwähnt, daß die Antitheſen darin beſtehen, daß Wärme und Bewegung einerſeits, Arbeit andererſeits Gleichungen liefern, die einander durchweg parallel und entgegengeſetzt ſind, und wie die Arbeit durch Druck und Volumen ſich darſtellt, ſo die Wärme durch Temperatur und Entropie. Zu jeder Formel der Wärme gibt es eine der Mechanik, daher der Name

„Thermomechanik". Ich hoffe nun, verehrter Freund, daß auch diese Arbeit Dir „logisch begründet" erscheinen wird.

Als ich 1893 aus meinem Amte entlassen wurde,* siedelte ich nach Leipzig über, wo mein Freund Prof. Wilhelm Ostwald mir die Redaktion seiner Klassiker der exakten Wissenschaften angeboten hatte. Ein halbes Jahr war ich nun wieder Privatdozent und wurde 1894 zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt, ohne irgendeine Verpflichtung zu Vorträgen. Jetzt begann alsbald meine große Lexikonarbeit, die Fortsetzung von J. C. Poggendorffs biographisch-literarischem Handwörterbuch. Es wurde ein Band III schon im Jahre 1897 fertig, denn Dr. Feddersen hatte bereits drei Jahre lang vorgearbeitet. Für den Band IV aber gebrauchte ich die folgenden sieben Jahre. 1904 erschien das Werk, in dem ich 11000 Biographien samt Literatur zusammengebracht hatte. Welch großes Opfer ich persönlich der Wissenschaft mit dieser Arbeit gebracht, kann nur der ermessen, der, mitten in der praktischen Wissenschaft stehend, herausgerissen wird und nun nicht mehr imstande ist, der Gewohnheit und dem inneren Drange gemäß sich den Fortschritten der Wissenschaft zu widmen. Durfte ich doch zehn Jahre lang keine neue Arbeit ansehen, und das geschah in einer Zeit, in der die Physik neue Bahnen betrat, ganz neue Teile der Physik auftauchten. Was alles an Röntgens Strahlen, an Hertzsche Wellen, an Radioaktivität sich anschloß, bildet heute eine ganze große Bücherei, die jetzt nachträglich zu bearbeiten mir oft recht sauer wird, zumal da ich aller Hilfsmittel bar bin. In die mir freundlichst angebotenen hiesigen Institute zu gehen verbietet mir das vorgerückte Alter.

In dieser zehnjährigen Arbeitszeit, die so wenig erquicklich war, habe ich doch noch einige ältere Sachen fertig gebracht. Neben der Herausgabe von Ostwalds Klassikern habe ich noch Schriften veröffentlicht, worüber ich Dir ganz besonders eine „logische Begründung" mitteilen möchte. Ich hatte einmal — es mochte etwa 1879 gewesen sein — als populären Vortrag, wie wir sie im Auftrage des Finanzministeriums in Dorpat hielten, technisch-geometrisches Zeichnen angekündigt. Nach einer der ersten Stunden trat ein

* Wegen Russifizierung der in „Jurjew" umgetauften Universität Dorpat.

junger Volksschullehrer K. an mich heran, und in eigentümlich feierlicher, wohlvorbereiteter Rede, deren Wortlaut mir sofort sich fest einprägte, sagte er: „Herr Professor, ich bin ein Sonntagskind und habe ein kurzes Gedärm. Was ich heute lerne, muß ich schon morgen meinen Schülern übergeben. Wenn ich eine Landschaft zeichne und will ein Boot am Ufer eines Gewässers hinmalen und ein zweites mitten auf dem Wasser, wie bestimme ich dann die Größe dieser beiden Boote?“ Diese höchst verständige Frage setzte mich, den Zeichenlehrer (!), in große Verlegenheit; ich hatte noch nie Perspektive getrieben. Ich versprach Herrn K. nach einiger Zeit Antwort zu erteilen. Ein kleines Büchlein über Perspektive genügte mir soweit, als ich dem Sonntagskinde Bescheid zu sagen hatte. Für mich aber erwuchs die Erkenntnis, daß sich noch viel Neues in dieser Lehre machen lassen werde, insbesondere durch Herbeiziehung von Steiners synthetischer Geometrie. Unabhängig von allen Lehrbüchern arbeitete ich ein neues System aus, das nun wieder antithetisch ausfiel. Das ist nun einmal mein Schicksal, daß die Zwiefältigkeit den systematischen Halt gewährt; wie in der Harmonielehre, so in der Thermomechanik und auch in der Perspektive; ich bin mir bewußt, darin den Spuren unseres größten Geometers, Jakob Steiner, gefolgt zu sein. Meine Perspektive habe ich schon in Dorpat fünfmal umgearbeitet und habe ihr zum sechsten Male die Schlußgestalt gegeben im Sommer 1900. Es erschienen meine „Elemente des perspektivisch-geometrischen Zeichnens“ bei W. Engelmann 1901. Im Anschluß an diese brachte ich noch „Die perspektivischen Kreisbilder der Kegelschnitte“ 1906. Hier handelte es sich darum, die vielen schönen Eigenschaften der Kegelschnitte bildlich darzustellen. Ein Kreis in der Bildebene ist immer als Abbildung eines auf der Erde liegenden Kegelschnitts aufzufassen möglich. An solchem Kreise können daher alle Eigenschaften der Parabel, Ellipse und Hyperbel gezeigt werden, und man hat den doppelten Vorteil, die ganze Kurve vor sich zu haben und dazu kontinuierlich in einem Zuge mit dem Zirkel; auch hat man in der Zeichnung die unendlich fernen Punkte vor sich. Die Darstellung ist in hohem Grade amüsant, und ich würde sie Dir empfehlen, wüßte ich nicht, wie gleichgültig Dir alles Mathematische von jeher gewesen ist. Noch zwei perspektivische Auf-

sätze erschienen in den Sitzungsberichten der Kön. Ges. d. Wiss. zu Leipzig: „Über eine Forderung der malerischen Perspektive, vom mathematischen Standpunkte aus betrachtet". Die Schlußseiten würden sogar Dich interessieren. Du weißt, daß ein Bild immer nur für das Auge in einem bestimmten Punkte gezeichnet ist, dem sogenannten Augenpunkt. In Museen und auch im Hause kann der Zuschauer meist diesen Ort nicht einnehmen, daher kann man sich die sehr logische Aufgabe stellen, zu fragen: „Welche Gegenstände eines Bildes bleiben richtig erscheinend, auch wenn man den Augenpunkt verläßt, und andererseits: welche Gebilde leiden dabei und werden mehr oder weniger verzerrt? Diese Untersuchung ist wieder ganz systematisch nach allen möglichen Richtungen hin durchgeführt. Bald darauf erschien eine zweite Abhandlung, die genau die entgegengesetzte Frage aufwarf: „Gesetzt, der Beschauer nimmt den richtigen Standpunkt ein; welche Gebilde sind trotzdem schwer richtig aufzufassen und welche Hilfsmittel lassen sich denken?"

Schließlich erwähne ich noch einen Vortrag, den ich an Leibniz' Todestage am 14. November 1906 gehalten habe: „Das Kausalgesetz", abgedruckt in den Sitzungsberichten der Kön. Ges. d. Wiss. zu Leipzig 1906. Es galt hier die Begriffe „Ursache" und „Wirkung" genau festzustellen, verschiedene Arten der Betrachtung zu kennzeichnen und nachzuweisen, welch großen Anteil Leibniz an der Klärung dieser Begriffe hatte.

Gegenwärtig befindet sich im Drucke ein Aufsatz über „Robert Mayers wissenschaftlichen Entwicklungsgang im Jahre 1841". Die Legende, als habe Poggendorff die 1842 von Liebig in dessen Annalen gebrachte Arbeit abgelehnt, wird von mir widerlegt. Ich weise nach, daß die an Poggendorff gesandte Abhandlung eine ganz andere war und einer Aufnahme in die Annalen durchaus nicht wert war, eine Tatsache, die durch Mayers Selbstzeugnis vom Jahre 1863 erhärtet wird.

Du siehst, lieber Freund, ich bin nicht nur arbeitsfähig, sondern auch noch arbeitsfreudig, und obwohl ich keine offiziellen Verpflichtungen habe, halte ich doch noch einige Vorlesungen an der Universität, mit innerer Dankbarkeit gegen alle, die mir die Möglichkeit zu weiterer Arbeit gewährt haben.

Du fragst auch nach persönlichen Beziehungen, früher und jetzt. Laß mich darüber schweigen. Die Fremde kann nie die Heimat ersetzen, wenn auch, seit meinem Einzuge in Leipzig heute vor fünfzehn Jahren, eine geraume Zeit vergangen ist. Viel schöne Stunden habe ich hier verlebt mit dem alten herrlichen Böhtlingk; auch zog ein Stück Heimat hier ein mit Dr. John Magawly. Beide teuren Freunde hat der Tod hinweggerafft, und die Lücke ist unersetzlich. Freitags besuche ich oft unseren Stammtisch, an dem Künstler, Dichter, Schriftsteller und Beamte aller Art sich beteiligen. Die Anregung durch diese mitten im Leben stehenden Männer und deren viele Beziehungen zur Kunst sind unschätzbar. Dem Herzen unentbehrlich ist aber der häusliche Friede und das Leben im Hause, wo der Verkehr mit Heimatgenossen ohne Unterbrechung stattgehabt hat. Nicht minder warm als früher gestatten mir die heimatlichen Zeitungen, die Fühlung mit allem Fortschritt und auch mit all den Sorgen der Heimat rege zu erhalten.

In alter Freundschaft

Dein

Dr. Arthur von Oettingen.

Leopold von Schroeder

Aus meinem Leben

Die vielgeliebte, vielbesungene Musenstadt am Embachstrande ist meine Vaterstadt. Dort wurde ich im Jahre 1851 am 12. Dezember a. St. geboren, als Sohn des Gouvernementsschulendirektors Julius von Schroeder und seiner Gattin Marie, geb. von Schrenck. In dem großen, alten, steinernen Hause, das zum Gebäudekomplex des Gymnasiums gehörte, an der alten Johanniskirche, verlebte ich die ersten Kinderjahre, um dann mit den Eltern und Geschwistern in das nahe ehemals v. Huenesche Haus überzusiedeln, das dem Portal der Johanniskirche gegenüberliegt. Hier wohnten wir bis zu meiner Studentenzeit. Den Sommer aber verbrachten wir zuerst in unserem Sommerhause in der Steinstraße, dessen alten Garten ich späterhin öfters noch besuchte, um von der ersten Kinderzeit zu träumen. Dann regelmäßig auf den Gütern lieber Verwandter: Heiligensee — und namentlich, lange Jahre hindurch, Walguta, das uns Kindern ganz zu einer zweiten Heimat wurde, dank der treuen verwandtschaftlichen Liebe, mit der uns die Familie unseres Onkels Ernst von Sivers dort immer wieder aufnahm, als gehörten wir ganz zu ihnen. Kein kleines Opfer, denn wir waren eine sehr vielköpfige, recht unruhige Kinderschar, sechs Brüder und drei Schwestern. So genossen wir alles Glück „landscher" Kinder, — und wer Altlivland kennt, der weiß, was das bedeutet. Walguta ist meinem Herzen bis heute unverfälschter teurer Heimatboden geblieben, an den sich sonnigste Erinnerungen knüpfen.

Sonnenbeglänzt liegt aber auch Dorpat, die Vaterstadt, im Erinnerungsbilde meiner Kindheit vor mir. Geboren noch unter Kaiser Nikolaus I., lebte ich mein erstes bewußtes Leben, die Zeit

der Entwicklung, doch schon in der Ära Alexanders II. Und welch eine schöne, hoffnungsfrohe Epoche war diese erste Regierungszeit des edlen Monarchen, der sein Volk befreite und seine treuen baltischen Lande speziell ins Herz geschlossen hatte. Unser livländisches Stilleben in der Kleinstadt, das Julius Eckardt so reizvoll schildert, war ein glückliches Idyll. In Dorpat aber gab es noch darüber hinaus ein reiches geistiges Leben, das sich um Schule und Universität gruppierte. Es war ja doch die Musenstadt! Und unauslöschlich tief waren schon für den Knaben die Eindrücke, die ein feierlicher Aktus in der Universität, ein Besuch der Bibliothek in der herrlichen Domruine auf ihn machten. Würde und Weihe der Wissenschaft traten ihm da gleichsam leibhaftig entgegen und umfingen ihn mit mächtigem Zauber. Mehr noch bot selbstverständlich die lebendige Anregung, an der wir damals so reich waren!

Soll ich auch nur wenige Namen nennen, so gebührt demjenigen meines Vaters naturgemäß der erste Platz. Was er uns nicht nur durch seine große sittliche Persönlichkeit, sondern auch durch immer neue geistige Anregung geboten, wie mächtig er meine Entwicklung beeinflußt hat, das kann ich kaum hoch genug anschlagen. Vor allem tief und fürs ganze Leben entscheidend war der sittliche Ernst seiner Lebensführung, der bei voller Geistesfreiheit doch in unerschütterlich fester Bahn sich bewegte. Wieviel aber lernten wir auch durch die Unterhaltung mit ihm! Wieviel Worte von ihm haben sich mir für immer eingeprägt, wieviel geistig bedeutende Bücher hat er uns in die Hand gedrückt! Und im übrigen durften wir lesen, was wir wollten, hatten volle Freiheit. Nie ist uns ein Buch verboten worden. Ich glaube, daß sich dies Prinzip bei uns sehr glücklich bewährt und keinerlei üble Folgen gezeitigt hat.

In etwas weiterer Entfernung sah ich als ein leuchtendes Vorbild anderer Art meinen Onkel Leopold von Schrenck vor mir, der als Akademiker in St. Petersburg lebte, doch allsommerlich mit seiner Familie zu längerem Besuch in die baltische Heimat, nach Dorpat und auf die Güter der Verwandten kam, — der Bruder meiner guten Mutter, zu dem ich als sein Taufsohn und Namenserbe in besonders nahem Verhältnis stand. Er beglückte mich nicht nur durch die Liebe, die er mir schenkte. Ich konnte nie

müde werden, seiner Unterhaltung, seiner anschaulichen, lebensvollen Schilderungen, der Erzählung von seinen weiten Reisen zu lauschen. Es war etwas von poetischer Klarheit, Ruhe und Vollendung in seinem ganzen Wesen, das mich mächtig anzog. Das Ideal eines Mannes der Wissenschaft, der sein Leben weise und glücklich zu führen versteht. Das Ideal einer geistig wahrhaft hochstehenden, überaus harmonisch entwickelten Persönlichkeit, deren bloße Gegenwart schon wie Sonnenschein auf mich wirkte und ein wirklicher Sonnenschein für mein ganzes Jugendleben gewesen und geblieben ist.

Auch so manche Freunde und Besucher unseres Hauses boten uns reiche Anregung. Nur einen will ich nennen, den ältesten und treuesten Freund meines Vaters: den Bibliothekar Emil Anders. Sein Andenken lebt unvergeßlich fort in Livland. Er war ein edler Mann von seltener Bildung des Geistes und Herzens, vor allem mit der deutschen, der englischen und russischen Literatur auf das gründlichste vertraut. Es war herrlich, wenn wir am Teetisch sitzen bleiben durften, um der Unterhaltung dieses alten Hausfreundes mit unserem Vater lauschen und uns an den ernsten und heiteren Erlebnissen und Geschehnissen zu erfreuen, die Anders in unerschöpflicher Fülle zu erzählen wußte. Er war ein wirklicher Meister intimer Erzählungskunst.

Und dann die geistigen Herren, die damals in Dorpats Straßen wandelten! Ein Karl Ernst von Baer, ein Alexander Graf Keyserling u. a. m. Wie glücklich und stolz waren wir, sie nur auf der Straße grüßen zu dürfen, gelegentlich ein Wort aus ihrem Munde zu hören!

Schule und Universität zu Dorpat waren damals in blühendem Zustande und konnten sich dreist den entsprechenden Bildungsstätten Deutschlands an die Seite stellen. Ich machte mit meinen Brüdern die von unserem Vater begründete sogenannte Blumbergsche Schule und die Parallelklassen des Gymnasiums durch, um dann auf der Universität unter Leo Meyer Germanistik und vergleichende Sprachforschung zu studieren. Neben dem, was vortreffliche Lehrer uns boten, war aber auch die Anregung nicht gering anzuschlagen, die wir von gleichaltrigen Kameraden und Freunden schon als Schüler und dann als Studenten erhielten.

Die Brüder Anders, die Brüder Bunge, die Brüder Harnack, Graf Leo Keyserling, Woldemar von Seidlitz, Adolf Strümpell u. a. m. gehörten zu diesen Freunden, mit denen wir uns schon auf der Schule und dann auf der Universität zusammenfanden, wo wir größtenteils der Korporation Livonia angehörten. Goldene Burschenzeit! Ich kann deiner nicht gedenken, ohne im Herzen das so oft begeistert gerufene „Vivat crescat floreat Livonia Dorpati" nachklingen zu lassen. Den Höhepunkt unseres studentischen Lebens aber bildete das fünfzigjährige Jubiläum der Livonia am 20. September 1872. Ich war damals Senior und hatte viele Reden zu halten. Das Jubiläumsbild hängt noch jetzt in meinem Salon und zeigt neben uns Studenten auch viele alte Herren, sogenannte Philister. Es hat mich oft mit Stolz erfüllt, wenn ich fremdländischen Besuchern etliche Namen auf diesem Bilde nenne und sie sich nicht genug wundern können, wieviel geistig bedeutende Männer hier als Mitglieder einer studentischen Korporation vereinigt sind, — Männer, deren Name weithin einen guten Klang hat. Mit Stolz wird man sich dann wieder dessen bewußt, auf welcher Höhe einst unser deutschbaltisches Geistesleben stand.

Mein intimster Gefährte aber war seit den frühesten Tagen der Kindheit mein lieber Bruder Theodor, nachmals Direktor des Augenhospitals in St. Petersburg, — allzufrüh im Jahre 1903 dahingeschieden. Wir schliefen von klein auf Bett an Bett, arbeiteten an demselben Tisch und teilten alles miteinander. Wenn ich sagen darf, daß zwischen uns beiden nie die geringste ernstliche Differenz bestanden hat, so war es das Verdienst dieses lieben Bruders, dessen stets gleichbleibende ruhige Herzensgüte jede Spannung ausglich, welche etwa durch mein leidenschaftlicheres Naturell einzutreten drohte.

Trotz all dieser reichen und schönen Beziehungen war ich Zeit meines Lebens ein Einsamer. Lebte das Leben eines Dichters, den die Welt nicht kennt, der aber in beständigem Schaffen und Hoffen ein Glück findet, das ihm durch nichts anderes ersetzt werden könnte. Früh habe ich es gelernt, innerlich frei und von der Außenwelt unabhängig zu sein und zu bleiben.

Nach Abschluß der Dorpater Studentenzeit begab ich mich im Jahre 1874 mit dem Reisestipendium der Livonia nach Deutsch-

land, studierte in Leipzig, in Jena und endlich unter dem berühmten Rudolf Roth in Tübingen weiter, wo ich den Veda und Avesta kennen lernte. Roth war es, der mir ein umfangreiches Manuskript zur Untersuchung übergab, das ihm aus Indien übersandt worden war, mit dem er aber selbst nichts anzufangen wußte. Diese Aufgabe sollte für mich von großer Bedeutung werden. Aus der langdauernden mühsamen Arbeit, die ich diesem Kodex widmete, ergab sich das wichtige Resultat, daß hier ein bisher noch unbekannter echter alter Veda vorlag, der im Laufe der Zeit so gut wie verschollen war. Ich entdeckte in demselben zahlreiche Wörter und Formen, die von den indischen Grammatikern als im Veda vorkommend bezeichnet, bisher aber noch nicht nachgewiesen waren. Das entschied die Bedeutung des Werkes, mit dessen Herausgabe ich weiterhin mich noch jahrelang zu beschäftigen hatte, — der sogenannte Maitrayani Sanhita. Es war ein glücklicher Augenblick meines Lebens, als ich im Jahre 1877 auf der Philologenversammlung in Gera einem erlauchten Kreise von Kennern die Resultate meiner Arbeit vorlegen durfte und dieselben alsbald vollständig durchschlugen.

Nicht so glücklich sollte es sich mit meinen äußeren Verhältnissen gestalten.

Da mir die Mittel zu einer Habilitation in Deutschland fehlten und mein Herz mich in die Heimat zurückzog, habilitierte ich mich im Herbst des Jahres 1877 an der Universität Dorpat. Schon im folgenden Jahre aber erhielt ich von Berlin das Bopp-Stipendium und begab mich damit nach Jena. Der hochverehrte Nestor der Indologen, Otto Böhtlingk, schlug mich nicht lange darauf zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg vor. Der einstimmigen Wahl der Klasse folgte ein von russisch-nationaler Seite vom Zaun gebrochener Zeitungsskandal, der jene Wahl im Plenum der Akademie vernichtete. Nun standen mir lange magere Jahre in Dorpat bevor.

Meine Wirksamkeit an der Universität Dorpat war eine beschränkte, die Aussichten für ein Fortkommen sehr gering. Über den Dozenten, zu dem ich im Jahre 1882 avancierte, schien ich hier nicht hinauskommen zu können. Es gab keine Professur für mein Fach. Dazu verdüsterte sich von Jahr zu Jahr der Horizont

unseres baltischen Lebens und stellte auch das Wenige noch in Frage. Doch gab es andere, glückliche Momente, die diese Schattenseiten glücklich ausglichen. Vor allem — ich war in der Heimat, der mein ganzes Herz angehörte. Ich lebte in einem Kreise von warmherzigen Verwandten und treuen Freunden. Unter diesen letzteren nenne ich nur den unvergleichlichen Friedrich von Oitmar (Fedi), Arved von Brasch, Reinhold von Stael und Edmund Russow. Sehr erfreulich war mir auch die Mitarbeit an den Bestrebungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, aus welcher unter anderen mein Buch über „Die Hochzeitsbräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften, in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker" hervorging (Berlin 1888). Auch sonst schritten meine Arbeiten erfreulich vorwärts. Meine Studie über „Pythagoras und die Indier" (Leipzig 1884), mein Buch über „Indiens Literatur und Kultur in historischer Entwicklung" (Leipzig 1887) und andere Publikationen erwarben mir manche Freunde. Auch meine Untersuchungen über die altarische Religion, für welche der treffliche Georg Loeschcke lebhaftes Verständnis zeigte und die auch unter den Studenten Interesse weckten, setzten damals ein und begannen zu wachsen.

Eine Freude ganz eigener Art aber brachte mir der Frühling des Jahres 1890. Damals wurde mein Drama „König Sundara" unter der Regie von Leopold Adler am Rigaschen Stadttheater aufgeführt. Es war ein schöner, mich wahrhaft beglückender Erfolg. Die Schauspieler waren mit Begeisterung bei der Sache, und das Publikum bereitete mir einen überaus freundlichen Empfang. Wie ein schöner Traum lebt jener Frühling in meiner Erinnerung. Er weckte Hoffnungen, die sich leider nicht erfüllen sollten. Die gerade in jenem Jahre aufsteigende Woge realistischer Dichtung begrub sie für immer.

Schon das folgende Jahr aber sollte mir den schönsten Gewinn, in ganz anderer Richtung, bringen. Am 26. Juli 1891 fand in der Jesuskirche zu Riga meine Vermählung mit der verwitweten Baronin Lilly von Vietinghoff, geb. Baronesse von Foelkersahm, statt. Sie ist der Öffentlichkeit durch mehrere Bände poesievoller, reizender Märchen und Jugenderzählungen bekannt, in denen ihr edler, idealer Sinn, ihr tiefes Gemüt, ihr feines Verständnis

für Natur und Menschenleben zum Ausdruck gelangen. Mir war sie die treueste, liebevollste Gattin, deren stets sich gleichbleibende Herzensgüte und opferwillige Liebe mir über unendlich viel Schweres hinübergeholfen, mein ganzes Leben, Denken und Empfinden vertieft, gestärkt und mit einem unbeschreiblichen Zauber verklärt hat. Das tiefe Verständnis, mit dem sie mein ganzes Wesen liebevoll erfaßte, all meine Interessen, mein gesamtes Schaffen und Arbeiten teilte und mit begeisternder, beglückender Teilnahme Tag um Tag durch all die zehn Jahre unseres allzufrüh abgeschlossenen Ehelebens begleitete, das bedeutete mehr für mich, als Worte auszudrücken vermögen. Sie war mir Stütze, Leitstern und Sonnenschein des Lebens. Und trotz ihrer überaus zarten Gesundheit nahm sie willig und freudig alle die schweren Sorgen und Lasten auf sich, die gerade jene Jahre uns brachten, bis sie fast plötzlich zusammenbrach und mir durch den Tod entrissen wurde, bald nachdem wir den sicheren Hafen meiner Stellung in Wien erreicht hatten.

Als wir unsere Ehe schlossen, war der Horizont unseres baltischen Lebens schon stark umwölkt. Bald folgte das verheerende Unwetter, durch welches auch meine bescheidene Stellung an der Landesuniversität endgültig erschüttert wurde. Im Sommer des Jahres 1894 mußte ich Dorpat verlassen, um einer ungewissen Zukunft im Auslande entgegenzugehen. Doch das feste Gottvertrauen meiner heldenhaften geliebten Frau sollte nicht getäuscht werden. Schon im Herbst desselben Jahres durfte ich mit meiner Familie als außerordentlicher Universitätsprofessor in das malerisch-schöne Innsbruck einziehen. Die Stelle war eigens für mich geschaffen worden, um mich an Österreich zu fesseln, mir hier eine feste Existenz zu bieten. Und diesem freundlichen Anfang entsprach die ganze weitere Entwicklung. Das schöne Österreich ist mir und den Meinigen eine wirkliche zweite Heimat geworden.

Fünf Jahre lang haben wir in der Hauptstadt Tirols gelebt, Land und Leute liebgewonnen. Wohl litten wir anfangs schmerzlich an Heimweh, denn es war ein gar schwerer Abschied gewesen, den wir von der baltischen Erde hatten nehmen müssen. Hingen doch unsere Herzen an ihr mit tausend Fasern fest und rissen sich nur blutend los. Und lange noch blutete diese Wunde. Doch im

Laufe der Zeit lernten wir auch die großen Vorzüge unserer neuen Lage immer mehr kennen und schätzen. Die Herzlichkeit, mit der man uns entgegenkam, trug viel dazu bei, die Schmerzen zu lindern. Und welch ein herrliches Land umgab uns dort! Tirol, mit seinen schneebekrönten Bergriesen, seinen grünenden Tälern, seinem charaktervollen Volke, seinen großen Erinnerungen, seiner freundlichen Gegenwart. Viel liebe Besuche aus der alten Heimat, Verwandte und Freunde, knüpften die alten Bande immer neu und hielten den teuerwerten Zusammenhang aufrecht.

Aus der außerordentlichen Professur wurde nach wenigen Jahren eine ordentliche. Im Frühling des Jahres 1899 aber siedelten wir in die alte Kaiserstadt Wien über, wo ich die durch des berühmten Indologen G. Bühlers Tod erledigte Professur der Indologie an der Universität bekleiden sollte und bald darauf auch zum wirklichen Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erwählt wurde.

So erfüllte sich eine halb scherzhafte Prophezeiung meines verehrten alten Freundes Karl von Ditmar-Kerro. Ich habe schon davon erzählt, wie im Jahre 1879 meine fast perfekte Berufung an die Akademie zu St. Petersburg gewaltsam zerstört wurde. Nach langem Harren erlebte ich endlich die Freude, daß im Jahre 1890 die philosophische Fakultät der Universität Berlin mich einstimmig primo loco zum Professor wählte und der Regierung präsentierte. Aber auch diesmal sollte die fast schon perfekte Sache scheitern, mußte ich eine grausame Enttäuschung erleben. Das Ministerium verlieh trotz jener Wahl die Stelle einem anderen. Ein um so schwererer Schlag für mich, als die Verhältnisse in Dorpat damals bereits stark unsicher wurden und keine Hoffnung für die Zukunft gestatteten. Berlin wäre für mich eine Rettung gewesen. Es sollte nicht sein. Als dann die Krisis akut geworden, erhielt ich einen Ruf an die neugegründete Universität Chicago. Der Entschluß, aus der deutschen Kulturwelt zu scheiden und ganz nach Amerika überzusiedeln, war für mich kein leichter, und die Verhandlungen mit den Amerikanern zerschlugen sich, da ich nicht um jeden Preis annehmen wollte. Als auch diese Sache begraben war, begegnete ich K. v. Ditmar auf dem Dorpater Markte. Voll herzlicher Teilnahme erkundigte er sich nach der Entwicklung meiner Berufungsfrage, und als er hörte, daß es zu Ende damit sei, sagte er lächelnd:

„Nun also — St. Petersburg, Berlin, Chicago sind zu Wasser geworden. Da bleibt noch Wien. Also — Sie kommen nach Wien!" Ich konnte damals nur lachen. Und doch ist es Wahrheit geworden.

Mit welcher rührenden Freude begrüßte meine geliebte Frau unser neues Heim an dem schönen Maximiliansplatz in Wien, neben der herrlichen Votivkirche. Doch in Tränen lächelnd sagte sie mir damals: „Alles so schön, so schön! Aber für mich wird es nicht lange sein!" — Sie hatte ein deutliches Vorgefühl, daß ihr Leben dem Abschluß nahe war. Zwei Jahre darauf schon, am 17. Mai 1901, starb sie nach kurzer, schwerer Krankheit. Sie ruht auf dem schönen Zentralfriedhof von Wien, ganz nahe der Gruppe der Ehrengräber, wo auch Beethoven, Schubert, Gluck, Brahms und Johann Strauß, Anzengruber und Makart zur ewigen Ruhe gebettet sind.

Mein Leben ist jetzt mehr denn je ein stilles und einsames Arbeitsleben. Ich habe in Wien talentvolle Schüler, liebwerte Freunde und Kollegen gefunden. Nur einen Namen will ich nennen. Zum Besten, was mir Wien geschenkt hat, gehört die herzliche Freundschaft, welche mich hier nun schon seit Jahren mit dem genialen Houston Stewart Chamberlain verbindet. Wer die Werke dieses Mannes kennt, der vermag zu ahnen, welch eine Bereicherung des Lebens diese Beziehung mir bedeutet.

In dem furchtbar schweren Jahre, das mir die geliebte Frau von der Seite riß, begann ich die Ausarbeitung eines größeren Werkes, das die wichtigsten Ergebnisse jener Studien vereinigen soll, die ich nun schon seit fast 25 Jahren der Religion der arischen Urzeit gewidmet habe. „Altarische Religion" — so soll es heißen. Was die Herzen unserer Väter damals bewegte, als die Arier noch ungetrennt auf Europas mütterlichem Boden hausten, was sie bald mit sonniger Lebensfreude, bald mit Schauern der Andacht erfüllte, zu gemeinsamen Festen, Sonnen-, Feuer- und Lebensfesten zusammenführte, das will ich hier auf Grund vergleichender Studien zu schildern suchen.

Ich komme mir jetzt bisweilen vor wie ein Steinmetz der alten Zeit, der still und einsam an dem Aufbau eines gotischen Domes meißelt. Möge es mir vergönnt sein, diesen Bau zu vollenden. Wenn nicht, — dann werden es andere tun, und gesegnet sei ihre Arbeit!

Sommer 1908.

Paul Willigerode

Erinnerungen an Professor Wilhelm Volck

Der junge Student geht zu dem derzeitigen Dekan der theologischen Fakultät, zu Professor Wilhelm Volck, um mit ihm einiges zu besprechen. Er geht mit etwas beklommenem Herzen hin — wie wird er mich behandeln, der hohe Herr? Ein urgelehrtes Haus — er hat ja ein ganzes hebräisches Lexikon geschrieben —, aber gegen Studenten soll er im Privatverkehr nicht gerade sehr leutselig sein, namentlich wenn er Migräne hat, was gar nicht selten vorkommen soll.

Der Student ist eingelassen, angemeldet, tritt beim Dekan Volck ein. Der erhebt sich von seiner Arbeit und schiebt die auf die Stirn hinaufgerückte goldene Brille auf die Nase zurück: eines von jenen Gesichtern, die durch die Brille nicht verlieren, sondern gewinnen; eine hohe, breite Stirn, ein rundes, glattrasiertes Gesicht, doch kein nichtssagender Vollmond, sondern ein in festen, charaktervollen Linien das Gepräge von Geist und Willen tragendes Antlitz, klare Augen, ein energisch-selbstbewußter Mund.

Mit weit ausgestrecktem Arm wird dem Studenten die Hand gereicht mit der Aufforderung, Platz zu nehmen; eine klare, klangvolle Stimme fragt ihn in scharf akzentuierter bayrischer Mundart nach seinem Anliegen. Eine kurze Besprechung, vielleicht noch ein kurzes Wort über die Bedeutung theologischen Studiums nebst einer kurzen Aufmunterung, in welcher flüchtig ein sonst nicht zur Schau getragenes Wohlwollen hervorlugt.

Es folgt die Verabschiedung, bei welcher Volck nur schwach sein Wohlbehagen über glückliche Beendigung des Besuches verbirgt; der Student kann gehen.

Der Student geht. Recht kurz angebunden war der Professor

und eigentlich wenig entgegenkommend und leutselig, viel weniger, als man es anderweitig erleben kann; ist das vielleicht einer von den hochmütigen und unnahbar hohen Gelehrten? Nein, offenbar nicht; es lugte doch einmal auch das Wohlwollen ganz deutlich hervor, und im übrigen lag etwas eigentümlich Anziehendes in Volcks Wesen, das sich der junge Student vorläufig noch nicht recht erklären kann. Nachher ist er sich darüber klar geworden: der Meister des Verkehrs im größeren Kreise ist ungeschickt und schüchtern im Einzelverkehr mit nicht ganz vertrauten Personen und versteckt sich unbewußt hinter eine barsche Umgangsform; der geschickte und gewichtige Würdenträger und Vertreter der Universität im offiziellen Verkehr kann doch den halboffiziellen Verkehr des Vorgesetzten mit dem Studenten gar nicht recht leiden, hat einen Widerwillen gegen solche Begegnungen und wartet nur darauf, daß er dem Studenten ohne störenden Zwang einfach als Mensch begegnen könne; der Meister der Form kann dabei die rechte Form schwer finden.

Es ist das einer jener Widersprüche im Leben und Wesen eines Mannes, die seine Persönlichkeit warm und anziehend machen, die dem Charakter jene Haken und Kanten geben, an denen das Gemüt anderer Menschen viel besseren Anhalt findet, als an der runden Glätte eines gleichmäßig abgetönten Wesens, das durch keine inneren Widersprüche gestört oder unterbrochen wird.

Bald darauf geht's zum erstenmal ins Kolleg zu Volck. Da sitzt er auf dem Katheder über sein Konzept gebeugt; er trägt nicht frei vor, sondern liest emsig ab, und seine Zuhörer schreiben ebenso emsig nach; das ist wohl nicht so anziehend, wie ein freier Vortrag, wo Lehrer und Schüler nicht mit den Augen an den Heften kleben, sondern sich einander ins Auge schauen und einander dadurch zu wachsendem Interesse anfeuern.

Und doch, trotz dieser nicht gerade animierenden Art, liegt etwas Anziehendes und Anregendes in Volcks Kollegien-Vorlesung: die sorgfältig ausgefeilte, knappe Diktion, die wohlklingende, mit Geschick verwertete Stimme, die selbstbewußte Sicherheit, die schon im Tonfall sich ausdrückt.

Dazu kommt der den denkenden Studenten bald mehr und mehr fesselnde Inhalt: wie lebendig treten die altbekannten Ge-

ſtalten der bibliſchen Geſchichte oder die Pſalmen- und Prophetenworte vor die Seele; wie fügt ſich organiſch eins ins andere, wie einen ſich die einzelnen Teile zu einem wunderbaren Ganzen, in dem alles zielſtrebig iſt und jedes einzelne ſeine Aufgabe erfüllt, in dem nicht ein Stück zuviel oder zu wenig iſt; eine gewaltige Entwicklung, deren Schlußſtein das vollendete Heil Gottes in Chriſto Jeſu iſt. Alles geſchloſſen, einheitlich, abgerundet, die Vorgeſchichte und Geſchichte des Volkes Iſrael, der urkundliche Niederſchlag dieſer Geſchichte in den Worten der Heiligen Schrift, die Zuſammenfaſſung dieſer Worte in dem bibliſchen Kanon.

Das iſt die heilsgeſchichtliche Betrachtungsweiſe Hofmanns, dem Volck mit nur wenigen Ausnahmen bis ins Detail folgt — alles wirklich reale menſchliche Geſchichte und Entwicklung, nicht nur Summierung ſupranaturaler Geſchehniſſe; und doch in allem die zum Endziel leitende wunderbare Einwirkung Gottes tätig. Wie geſtaltet ſich ſo der Stoff lebendig, wie ſchön verarbeitet er ſich, und die eine oder andere kleine Vergewaltigung im Dienſte des Syſtems geſchieht gewiß nicht zu Unrecht.

Dieſem groß angelegten Syſtem gegenüber verblaſſen die meiſten Anſichten anderer, und es iſt gewiß am ſachgemäßeſten, dieſe nur ſelten zu erwähnen, und die Aufſtellungen etwaiger Gegner, namentlich Wellhauſens und ſeiner Schule, recht kurz abzutun. —

Den jungen Zuhörer packt es zu wachſendem Intereſſe. Das iſt alſo die Hofmannſche heilsgeſchichtliche Theologie! In der Tat, ſo lebendig ſind ihm die Geſtalten und Geſchehniſſe des Alten Teſtamentes bisher nicht geworden; eine ſolche Betrachtungsweiſe hat er wohl andeuten, nicht aber konſequent aus- und durchführen hören.

Hier und da hat er gehört, Hofmann ſei nicht ſo ganz orthodox, etwas modern und den Negativen zugeneigt; das hat aber gerade für das junge Gemüt einen Reiz; auf der anderen Seite iſt doch Volck gerade ſo bekenntnistreu, ſo freudig und zuverſichtlich im Abweiſen aller bekenntniswidrigen und negativen Richtungen und Aufſtellungen. Ja, er ſagt es immer und immer wieder: es gibt keine vorausſetzungsloſe Theologie; wollen andere pietätloſe Wunderleugnung zu ihrer Vorausſetzung machen, ſo ſoll ſeine Vorausſetzung treues Bewahren des Glaubens und Bekenntniſſes

der Kirche sein. Und diese Voraussetzung vertritt er bei aller blendenden Wissenschaftlichkeit mit der ganzen Freudigkeit kindlichen Glaubens.

Hier kann man lernen, lebendig-geschichtlich und wahrhaft wissenschaftlich denken, ohne das zopfzeitige Geklapper mit alten Formeln, und doch zugleich dem Bekenntnis der Kirche und der positiven Theologie treu bleiben; ja es soll dem Hörer mit der Zeit scheinen, als ob alle bisherige Theologie im Grunde nur eine Vorarbeit gewesen sei für die Ausarbeitung dieses Systems, dieses System selber aber der abschließende Schlußstein aller Theologie, nicht etwa selbst auch nur ein Stein neben anderen im Bau des Ganzen.

Gern läßt sich der Hörer von diesem System mitreißen; das ist doch etwas anderes, als der unsichere Gang durch endlose Meinungen und Kontroversen, durch Majuskeln und Minuskeln des Textes, bei dem man schließlich gar nicht mehr weiß, was denn eigentlich dabei herauskommt und was man von der Sache denken soll. —

So erhält Volcks Kolleg eine große Zugkraft für den Studenten, und er besucht es recht treu und regelmäßig. Das Alte Testament gewinnt dadurch für das theologische Bewußtsein des jungen Mannes eine hervorragende Bedeutung, und das heilsgeschichtliche Fundament des Neuen Testamentes erlangt fundamentale Bedeutung auch für das Denken des neutestamentlichen Theologen.

Durch diese theologischen Einflüsse gewinnt Volck den jungen Studenten auch für die rein sprachlichen Arbeiten und Studien, dasjenige Gebiet, auf welchem seine hauptsächliche Begabung und sein größtes Wissen liegt. Wie der Volck Hebräisch liest, das klingt ja wie die reine Musik! Dabei ist er auch des Arabischen und Syrischen mächtig, ein Meister des Griechischen und spricht Lateinisch wie seine Muttersprache! Ja, ja, Hebräisch muß man lernen, sonst bleibt ja der Weg in das volle theologische Verständnis verschlossen, und Volck klagt ja oft genug darüber, wie schwer den Studenten das Hebräische beizubringen ist und wie bald sie es nachher wieder vergessen. Nun denn, dem lieben theologischen Lehrer folgend, auch hinein in das Dickicht hebräischer Grammatik und die Öde des Vokabellernens! Vielleicht versteigt sich der Stu-

dent in späteren Jahren sogar zu einem arabischen Kursus und nimmt aus demselben ebenso nachhaltige Eindrücke mit wie Reinhold Seeberg. — — —

Der fleißige Kollegienbesuch des Studenten ist von Volck nicht unbemerkt geblieben, einzelne sonstige Beziehungen sind auch noch hinzugekommen, und das Ergebnis hiervon ist eine Einladung zum Mittag zu Volck. Darob ist der Student hoch erfreut und fühlt sich sehr geehrt.

Der betreffende Tag ist da. Neben ein paar älteren Herren finden sich einige Studenten bei Volck ein. Als sich der Professor anschickt, seine Hausherrnpflichten zu erfüllen, gibt es so etwas wie einen kleinen Ruck in seinem Wesen, bei dem er etwas unterschluckt: er ist nämlich ein guter Freund der Bequemlichkeit und würde lieber im Schlafrock und bequemen Studierstuhl bei seinen Büchern sitzen, als junge Mittagsgäste unterhalten. Als er aber den Entschluß gefaßt und sich in die Situation hineingezwungen hat, fühlt er sich doch recht wohl dabei: er hat ja die jungen Leute nicht zu examinieren, sondern nur zu unterhalten.

Und das tut er nun als ein Mann, der die Form in jeder Beziehung beherrscht, wenn er will, liebenswürdig, fein und anziehend. Es ist ganz klar, wenn der Mann bisweilen formlos ist, wie man sich erzählt, dann geschieht das nicht, weil er die Form nicht beherrscht, sondern weil er in gemütlichem Sichgehenlassen sich von ihr emanzipieren will; darum entwickelt er in solcher Situation auch den landesberühmten Humor.

Die Unterhaltung wendet sich zunächst theologischen Fachfragen zu: das theologische Studium, Wert und Bedeutung der Erlernung des Hebräischen; die Zeitströmungen, namentlich der unsinnig tendenziöse Geschichtsentsteller Wellhausen, der mit seinen Nachbetern sehr schlecht wegkommt.

Es wird zur Tafel gerufen. Das ganze Arrangement der Tafel verrät eine Hausfrau, die wohl weiß, wie Speisen wohlschmeckend bereitet und dabei appetiterregend und zugleich fein und distinguiert serviert werden, die mit höflichem, etwas zurückhaltendem Entgegenkommen die Gäste ihres lieben Mannes bewirtet.

Die Kinder werden offenbar recht stramm gehalten, sie haben bei Tisch nicht viel mitzureden. Man weiß aber, daß sie herzlich ge-

liebt und sorgfältig in ein vielseitiges Geistesleben eingeführt werden. Mit den Söhnen spricht Volck sogar morgens während der Toilette Lateinisch.

Die Unterhaltung wendet sich Tagesfragen zu, bei denen Volck ein teilnehmendes Interesse an der Entwicklung Livlands bekundet, das ihm im vollsten Sinn zu einer zweiten Heimat geworden ist; und als von den über Livland und seiner Kirche sich zusammenziehenden Wolken die Rede ist, legt es sich unwillkürlich auch auf seine Stirn wie düstere Sorgenwolken. Er schätzt die baltischen Studenten und Männer, in scharfem Gegensatz zu manch anderem Beurteiler, hoch, vielleicht noch höher als die reichsdeutschen, auch der livländische Mangel an Disziplin ist dem alten fränkischen Bayern gar nicht so sehr unsympathisch.

Sehr lebendig wird Volck bei der Besprechung von Persönlichkeiten und persönlichen Angelegenheiten; er versteht gut zu beobachten und zu schildern, nicht ohne ab und zu auch ein scharfes Wort über die Schwächen anderer fallen zu lassen und dabei selbst in gehobenem Selbstbewußtsein emporzuschnellen, und doch will er nie verletzen, und das Wohlwollen gegen andere ist stets größer als die eigene Selbstgefälligkeit.

Die Tafel wird aufgehoben, es geht in den Saal zu einer Tasse Kaffee; die angenehm verbrachte Mahlzeit und ein Glas Wein haben den alten Herrn ganz warm gestimmt; er wird sehr gemütlich und plaudert anziehend und anregend von seiner eigenen Person, seiner deutschen Heimat, seiner Kindheit und seiner Jugendzeit, seinem Studium und seiner ersten Amtswirksamkeit.

Er führt uns in sein liebes Vaterhaus. Dort waltet ein edler Bürgersinn, schlicht und treu, fromm und ernst, innig und voll geistlichen und geistigen Lebens. Der alte Essigfabrikant lebte eifrig in seinem Beruf, außer ihm aber auch vielen geistigen und religiös-kirchlichen Interessen. Die zwölf Kinder, darunter Wilhelm, wurden sehr sorgfältig und liebevoll, dabei äußerst streng erzogen, in schlicht lutherisch-kirchlicher Frömmigkeit; trotz der vielen über seinen Beruf hinausgehenden Bewegungen des häuslichen Geisteslebens wollte der alte Vater doch nur ein schlichter Bürger bleiben und hat weder für sich noch für seine Kinder ein Hinaufschielen in andere Sphären gekannt. Dieser Sinn hatte

auch dem Gemütsleben unseres Volck sein Gepräge aufgedrückt; zwar ist ein gewisser geistesaristokratischer Zug seinem Hause nicht fremd geblieben; aber der durchschlagende Zug war doch der des ebenso geisteslebendigen wie schlichten Bürgersohnes.

Dieser Zug ist ihm von großer Bedeutung geworden, namentlich auch in seinem Verkehr mit den Pastoren. Er hat stets freundlich mit ihnen verkehrt, ohne jemals herablassend zu erscheinen; aus dem ihm eigenen Bewußtsein brauchte er nicht zu ihnen hinabzusteigen, sondern konnte schlicht und einfach an sie herantreten, und das hat wesentlich mit dazu beigetragen, ihre Herzen für ihn zu erwärmen.

In sinniger und aufgeräumter Weise erzählt Volck weiter, von seinem Studium; wie er gerne Philologie studiert hätte, aber auf Wunsch des Vaters in Erlangen Theolog wurde; wie er fleißig Theologie studierte, dabei aber auch eifrig philologische Studien trieb, namentlich bei dem von ihm immer nur mit der größten Verehrung erwähnten Nägelsbach. Nebenbei ist er übrigens auch ein ganz munterer Bruder Studio gewesen, wie mir gelegentlich ein alter Pfarrer, Bonchardt, dessen Leibfuchs er war, erzählt hat.

Volck plaudert weiter davon, wie er bei seinem Taufvater Löhe als Hilfsprediger während dessen Krankheit nach Löhes Diktat hat predigen müssen, was ihm sehr schwer gewesen ist und doch sehr viel genützt hat. Mit viel Verehrung spricht er von dem geistgesalbten Mann, dabei aber steht er doch großenteils in einem Gegensatz zu seiner Auffassung von christlicher Bewährung und Frömmigkeit.

Er erzählt sodann noch von seinen philologisch-theologischen Studien in Leipzig, von seiner kurzen pastoralen Tätigkeit in Neustadt, von seiner Freundschaft mit seinem auf das allerhöchste verehrten Lehrer Christian v. Hofmann, sowie mit Franz Delitzsch, welche beiden Männer den größten Einfluß auf seine theologische Richtung und Denkweise ausgeübt haben.

Nachdem Volck noch mit viel Humor einiges aus seinem häuslichen und Familienleben zum besten gegeben, lenkt er endlich mit einer gewissen Feierlichkeit das Gespräch zurück zum theologischen Studium: aha, es ist Zeit zum Aufbruch! Und wirklich, die Zeit ist beim interessanten Geplauder unvermerkt gründlich vorgeschrit-

ten. Die Gäste verabschieden sich. Beim Abschied ist es, als ob sich bei Volck wieder etwas von dem bekannten Unbehagen des Herrn Dekans dem Untergebenen gegenüber einschleicht, aber auf dem Heimwege sagt sich der Student: „Das glaub' ich dir nicht mehr! Jetzt weiß ich, wie du aussiehst, wenn du dich im freundschaftlichen Verkehr zeigst, wie du wirklich bist." — — —

Es ist eines der hohen Kirchenfeste herangekommen. Der Universitätspastor Hörschelmann bittet nach alter Tradition einen der Kollegen, ihn durch eine Festpredigt zu entlasten; daß einer der Theologieprofessoren ihm und der Gemeinde diesen Liebesdienst erwies, galt in jenen Zeiten für selbstverständlich. Hörschelmann wendet sich dieses Mal an Volck.

Die Tatsache, daß Oettingen oder Volck predigt, ist seit Engelhardts Tod für große Kreise der Gebildeten, namentlich der Damenwelt, ein Ereignis; durch diese Tatsache in eine gewisse gehobene Stimmung und Gemütsspannung versetzt, findet sich auch der junge Student in der Universitätskirche ein, um Volck zum ersten Male in seinem Leben zu hören.

Volck betritt die Kanzel. Wie im Kolleg, so liest er auch hier Wort für Wort ab. Die Predigt bringt keine durch Originalität frappierenden Gedanken, keine mit großer Gewalt auf das Gefühl oder die Willensenergie der Hörer anstürmenden Abschnitte, keine besonders scharfen psychologischen Beobachtungen, auch keine sonderlich grellen Beleuchtungen der sozialen Zustände; sie bewegt sich in ruhig abgetönter Weise auf den Bahnen sorgfältiger Schrifterexegese und naheliegender allgemein-christlicher Anwendung. Als einzige Gestikulation kommt ein gleichmäßiges Heben und Senken des rechten, auf dem Kanzelumlauf ausgestreckten Armes zur Anwendung. Die Sprache und Diktion ist noch sorgfältiger ausgefeilt als im Kolleg und bietet in ihrem knappen, klaren und ruhigen Fluß ein Beispiel klassischer, ebenmäßiger Schönheit. Die wohltönende, von einem warmen Hauch durchzitterte und mit großem Geschick verwertete Stimme berührt mit ihrem hellen metallischen Klang außerordentlich sympathisch.

Durch den ganzen Habitus des Predigers geht ein freudiger Zug; es ist das zum Teil die Freude eines Mannes, der gern redet und sich durch das Bewußtsein, gern gehört zu werden, gehoben

fühlt. Dazu kommt aber als Hauptmoment die Freude eines kindlich-frommen Herzens darüber, daß es seinen Glauben und das Bekenntnis seiner Kirche zum Heiland in der Gemeinde bezeugen darf; in dieser Freude rötet sich das Angesicht des Redenden, die Augen leuchten, es überträgt sich von ihm auf die Gemeinde eine gehobene Stimmung.

Volcks persönliches Christentum war nach dem auch unter uns sehr verbreiteten Typus derjenigen lutherisch-kirchlichen Frömmigkeit gestaltet, welche vorsichtig und zurückhaltend in der Tiefe des Herzens bewahrt wird und es durchaus vermeidet, sich irgendwie in pietistisch-überschwenglicher oder aufdrängerischer Weise zu äußern und zu zeigen, welche die Entfaltung des natürlichen Menschentums niemals schablonenhaft einschränken, sondern im Gegenteil stets heiligend fördern will. Volck hat es aber auch empfunden, daß dieser Art der Frömmigkeit durch zu tiefes Sichzurückziehen in das innere Herzensleben und zu seltene Selbstbetätigung nach außen hin die Gefahr der Verkümmerung nicht fernliegt; in diesem Zusammenhang war es ihm eine besondere Freude, in den Predigten und auch Kasualreden von der gläubigen Frömmigkeit eines Herzens Zeugnis abzulegen.

Es sind auch einzelne Predigten und Reden von Volck gedruckt worden; erwähnt seien namentlich ein paar Predigten aus der Zeit seiner Jugendkraft, die in der Thomasiusschen Evangelienpostille Aufnahme gefunden haben und sich den Perlen Thomasiusscher Predigtkunst würdig an die Seite stellen.

Nicht lange nach der Predigt Volcks findet eine theologische Promotion statt. Volck befindet sich auch unter den ordentlichen Opponenten.

Die Aula ist dicht gefüllt. Man ist sehr gespannt auf die Promotion, namentlich auch auf Volcks Opposition, der noch vor einiger Zeit bei einer philologischen Promotion als Extraopponent aufgetreten ist und in glänzend fließendem Lateinisch durch allerlei Scherze das ganze Auditorium zu stürmischen Heiterkeitsausbrüchen gebracht hat.

Da sitzt er auf seinem Opponentenstuhl im schwarzen Frack, ein schmuckes Ordenskreuz um den Hals und sogar einen Stern auf der Brust. Er fühlt sich, der Herr Professor, und so etwas Schmuck äußerer Auszeichnung ist ihm gar nicht unangenehm.

Vor Volck redet noch ein anderer Opponent; Volck lehnt sich etwas unruhig auf die eine und die andere Seite — ob wohl diese Opposition noch lange dauern wird? Aber sie dauert nicht lange, Volck kommt recht bald daran.

Er beginnt seine Opposition sehr höflich, etwas zurückhaltend und sehr vorsichtig; er will sich keine Blöße geben. Bald aber wird er lebhafter: er hat einen Angriffspunkt gefunden, von dem aus ein ausgesprochenes oder schweigendes Concedo des Gegners in guter Aussicht steht, auch zu einer viel Heiterkeit erregenden humoristischen Wendung hat er bereits die Gelegenheit gefunden und beim Schopf erfaßt.

Jetzt wird seine Disputation ganz lebhaft und interessant. Eine Reihe streng wissenschaftlicher Auseinandersetzungen, darauf eine ernst-praktische Wendung: der lutherische Theologe dürfe bei aller Wissenschaftlichkeit doch den Glauben seines Herzens und das Bekenntnis seiner Kirche nie beiseiteschieben; eine Theologie, die prinzipiell pietätlos vorgehe, habe kein Recht an unsere Herzen.

Aber der humoristische Kobold in Volcks Seele verlangt auch sein Recht, und das wird ihm in vollgeschütteltem und gerütteltem Maß zuteil. Jetzt geht's los, man sieht es dem Spiel seiner Mundwinkel an; ein Witz jagt den anderen. Der Promovent tut das Seinige dazu, es müssen häufige Sprechpausen gemacht werden, um die Wellen fröhlichsten Gelächters vorüberrauschen zu lassen. Zum Schluß sagt Volck, er müsse auf ein Vorbringen aller seiner Einwände verzichten, denn sonst müßte er usque ad mediam noctem proferre, während er doch hungrig sei und Mittag essen wolle.

Er schließt die Promotion mit einer von allem Wohlwollen durchhauchten Anerkennung des jungen Gelehrten und einem herzlichen Segenswunsch zu dessen ferneren Arbeiten. — — —

Die Promotion hat nach einiger Zeit ein festliches Mittagessen im Gefolge, bei welchem neben einem auserwählten Kreise älterer und jüngerer Herren auch eine Reihe von Damen zugegen ist. Es geht recht festlich und fröhlich dabei her. Ein Glas guten Weines löst die Zungen zu manch ernstem und launigem Wort.

Volck hat auch schon einmal getoastet, es war ein schlichtes, ernstes Wort des wohlwollenden Lehrers. Jetzt erhebt er noch einmal sein Glas: richtig, er spricht Hebräisch; aber mit launig aus-

gesprochenem Mißtrauen gegen die hebräische Sprachkenntnis der Menschen im allgemeinen und der Tischgenossen im besonderen fügt er jedem hebräischen Satze gleich die deutsche Übersetzung bei. Und die Sätze sind nicht nur hebräisch, sondern auch durch und durch humoristisch und witzig.

Ein urwüchsig fröhlicher Humor treibt sein neckisches Spiel und zieht die gern folgenden Gemüter der animierten Tischgenossen mit in seine Kreise. Wie richtig dabei das Hebräisch und wie genau die deutsche Übersetzung gewesen ist, das kann nur Mühlau wissen, und Mühlau sagt darüber nichts.

Der junge Student ist ganz fasziniert. Er hat auch noch das Glück, mit Volck in eine ausführliche Unterhaltung zu gelangen, und dabei findet er Gelegenheit, an ihm ein großes und vielseitig kenntnisreiches Interesse für die verschiedensten Gebiete des Wissens und der Kunst zu bewundern. Auch muß der Mann eine kolossale Arbeitsenergie besitzen, denn aus seinen Gesprächen geht hervor, daß er mit seinem Professorenamt die verschiedensten Zweige sonstiger Tätigkeit verbindet: er ist doch Lehrer an einem wesentlich durch seine Initiative entstandenen deutschen Gymnasium, gibt noch viel anderweitige Privatstunden, wirkt im kirchlichen und sozialen Leben mit, hält Vorträge und dramatische Vorlesungen. — — —

Die Studienzeit des jungen Mannes neigt sich ihrem Ende zu; es naht das Schlußexamen.

Das erste hebräische Examen bei Volck ist mit einem kleinen blauen Auge, die späteren alttestamentlichen Examina sind ganz günstig überstanden. Daß Volck das Examinieren nichts weniger als gern hat, war schon damals zu spüren. Und jetzt das Schlußexamen! Wie wird es gehen, wie wird Volck examinieren?

Im Examinations-Auditorium liegen mehrere hebräische Bibeln bereit; einzelne enthalten über dem hebräischen Text eine ziemlich leserlich geschriebene deutsche Übersetzung; es wird gemunkelt, man könne Volck mit Hilfe dieser Eselsbrücke täuschen; soll ich zu einem solchen Exemplar greifen? Nein, sagt sich der Examinand, denn er will mit ungeknicktem Gewissen sein Studium beenden und von seinem lieben Lehrer Abschied nehmen; er wählt sich daher ein unbeschriebenes Exemplar.

Volck tritt zum Examen ein, etwas verdüstert ist seine Stirn, das gar nicht beliebte und doch nicht zu umgehende Examinieren bringt ihm fast immer etwas Migräne und viel Unbehagen.

Er beginnt mit dem Examen und holt zunächst ein paar von seinen den Studenten wohlbekannten Steckenpferden hervor; die Antworten erfolgen prompt, die Übersetzung geht glatt; Volcks Gesichtsausdruck wird merklich gemütlicher. Er stellt noch einzelne vom Studenten nicht erwartete Fragen; auch hier besteht der Examinand gar nicht übel. Volck atmet erleichtert auf, aus diesem Examen braucht er keine seine Nachtruhe störenden Erinnerungen an unsinnige Übersetzungen, angstvoll bittende Augen und törichte Antworten mitzunehmen.

Er schließt das Examen, reicht dem Examinanden die Hand und bedankt sich bei diesem, — eine Schlußwendung, die den Examinierten in große Verlegenheit bringt, so daß er sich, ohne gerade die wohlgesetztesten Abschiedsworte zu finden, verabschiedet.

Es war das der letzte Examinand in dieser Session; Volck geht fröhlich von dannen, klagt ein paar ihm begegnenden Freunden über die qualvollen Pflichten eines Examinators und eilt nach Hause, um sich durch freundliche häusliche Pflege von Erschöpfung und Migräne heilen zu lassen. — — —

Aus dem Studenten ist ein Kandidat und ein jungordinierter Pastor geworden. Nicht lange nach seiner Ordination führt ihn sein Weg bei einem Aufenthalt in Dorpat über den Dom. Da fühlt er plötzlich, wie sich der Arm eines ihm nacheilenden Mannes vertraulich in den seinigen schiebt und hört zugleich ein paar biderb freundliche Worte in urgemütlichem Tonfall und bayrischem Akzent; es ist Volck.

Nichts mehr vom gestrengen Herrn Professor, kein Hauch mehr von der ungemütlichen Examinations-Stimmung; wie ein alter guter Kamerad redet Volck mit dem jungen Amtsbruder, schüttet ihm wohl auch sein Herz über ein paar ihm widerfahrene Widerwärtigkeiten aus, nicht ohne über die Person der betreffenden Urheber eine halb bissige, halb wohlwollend-gemütliche Bemerkung zu fällen. Er plaudert noch etwas über einige Tagesfragen, mahnt den jungen Amtsbruder zu weiterem Studium des Hebräischen, allerdings mit einer etwas entsagend-ungläubigen Miene, und trennt sich wieder von ihm.

Den kameradschaftlichen Ton aber behält er fürderhin stets bei und freut sich offenbar immer wieder darüber, daß er die zu Pastoren herangewachsenen Schüler niemals mehr als Vorgesetzter zu empfangen oder gar zu examinieren braucht.

In diesem kameradschaftlichen Ton drückt sich ein wohlwollend teilnehmendes und aufgeschlossenes Gemütsleben Volcks aus, das wesentlich dazu beigetragen hat, ihm zu seiner hervorragend intimen und einflußreichen Stellung innerhalb der Pastorenschaft zu verhelfen. Es handelte sich dabei für Volck um einen lebhaften Austausch im Geben und Nehmen. Er war nämlich nicht, wie wohl mancher Fernerstehende gemeint hat, der starke Geist, der für sein Denken und Empfinden in sich selbst genügend Kraft besaß und anderer nicht bedurfte: im Gegenteil, er hatte für sein Gemütsleben wie auch für sein Urteil eine starke Anlehnungsbedürftigkeit; er suchte und sammelte um sich Personen, auf die er sich stützen und in allen Schwierigkeiten des Lebens verlassen konnte. In der Fähigkeit aber, solche Personen an sich zu ziehen, entwickelte er ein großes Geschick, und in der Art, sich ihnen und sie wiederum sich zu erhalten, bewies er eine große Kraft warmen und innigen Gemütslebens, die tiefe Spuren namentlich in den Herzen seiner früheren Schüler unter den Pastoren hinterlassen hat. Hier lag seine Kraft und seine Schwäche, und umgekehrt seine Schwäche und seine Kraft auf derselben Linie, wie sich das ja bei der Analyse eines menschlichen Charakters immer findet.

Durch diese gemütsinnige und warme Stellung zu den Amtsbrüdern kam dann Volck auch in die Lage, seine reichen Geistesgaben im persönlichen Verkehr zu wachsendem und schließlich recht hervorragendem Einfluß zu verwerten, wobei er allerdings auch seinerseits in zunehmendem Maße von der Geistesart der livländischen Pastorenschaft beeinflußt worden ist, so daß er ohne irgendwelche ruckhafte Veränderung des eigenen Wesens in ruhig organischer Entwicklung vollständig der Unsere ward. Damit ist denn auch schon gesagt, welche Stellung er in der Gemeinschaft und den Versammlungen der Pastoren, namentlich auch in der Synode einnahm.

Volcks Tätigkeit auf den Synoden ist nicht als ein Ausgangspunkt seiner Wirksamkeit unter den Pastoren zu betrachten, son-

dern eher als ein abschließendes Produkt seines Verkehrs mit den Amtsbrüdern. Wissenschaftliche Vorträge hat er der Synode nur selten geboten, wohl aber hat er häufig auf die brennenden Zeitfragen des praktischen Amtes biblisch-theologische Streiflichter geworfen aus den Analogien heilsgeschichtlicher Entwicklungen und Wendepunkte im Leben des Volkes Israel und der neutestamentlichen Gemeinde: er hat dabei stets zu großer Vorsicht angeleitet, und einer ungeschichtlich-zelotischen Anwendung israelitischer Zustände, etwa aus der nachexilischen Zeit, auf unsere Zeitverhältnisse ist er stets entgegengetreten.

Die Erholungsstunden der Synodaltage fanden in ihm stets einen ganz vorzüglichen humorvollen Freund.

Da sitzt am Abend nach Schluß der Sitzungen eine zu strengem Denken müde, zu harmlosem Geplauder aber sehr wohl aufgelegte Gesellschaft am Teetisch beisammen; ein noch nicht aus Volcks Schule hervorgegangener Amtsbruder legt Volck mit oppositionsbereitem Herzen eine exegetische Frage vor; Volck beantwortet sie kurz in der von ihm einmal gewählten festen Formulierung, von der er nur äußerst ungern abweicht, der Nötigung zu weiterer Diskussion begegnet er aber mit einem beinahe flehentlichen Blick, als wollte er sagen: wollt Ihr mir nicht lieber erlauben, gemütlich zu plaudern?

Ein junger Kandidat will diesem Wunsche entgegenkommen und fängt an, Volck mit gebräuchlichen Redewendungen zu unterhalten; Volck antwortet kurz, und aus seinem Gesicht liest sich unschwer die Klage: aus dem Regen in die Traufe gekommen! Da wendet sich ein Amtsbruder an ihn und fragt ihn in munterem Ton, wie er sich eigentlich unter den Pastoren so wohlfühlen könne, da diese doch so wenig Hebräisch verstünden. Das war das richtige Register, jetzt taut Volck auf; mit schnurrigen Anekdoten über schlechtes Hebräisch guter Pastoren beginnt er, und ein gemütlich plätschernder Strom sonstigen humoristischen Geplauders bildet die Fortsetzung. In harmonischer Stimmung geht man zur Nachtruhe auseinander, die Pastoren und Volck sind ganz kontent übereinander. — — —

Dieses Wurzelschlagen in der Gemeinschaft unseres Lebens ließ denn Volck auch immer mehr in die schweren Sorgen und

Kämpfe mit hineinwachsen, die unsere Landeskirche so tief, tief bewegten. Mehr und mehr wurde sein Selbstbewußtsein auch in seiner akademischen Tätigkeit von hier aus geprägt, und Volck, der von Natur nicht gerade leicht geneigt war, seine Person preiszugeben, reifte in solchem Zusammenhange zu einem Manne aus, der für die Idee der Kirche Livlands sein Ich eingesetzt hat und als ein spezifischer und tatkräftiger Verfechter dieser Ideen zu stehen kam, und als er seine Lehrtätigkeit in Dorpat aufgeben mußte, da hat neben aufrichtiger und schmerzlicher Trauer ihn und Livlands Pastorenschaft ein Gefühl gottgeheiligter Genugtuung durchzittert: er hat seine Dorpater Lehrtätigkeit als der Unsere beschlossen!

Es könnte vielleicht erwartet werden, daß ich auf den sogenannten Schriftstreit ausführlicher eingehe: doch eine genauere Besprechung dieser Epoche und ihrer wissenschaftlichen Fragen scheint mir hier nicht erforderlich oder angebracht, und ich will daher diesen Abschnitt nur kurz erwähnen.

Die Wandlung der supranaturalistischen Betrachtungsweise der Heiligen Schrift in eine historische war eine notwendige Entwicklungsphase, die auch unsere Pastorenschaft durchleben mußte und noch durchlebt, denn sie ist zurzeit noch gar nicht abgeschlossen, und wir befinden uns noch tatsächlich im Stadium des Suchens. Ein Träger und Vorarbeiter in dieser Bewegung mußte naturgemäß Volck werden und ist es auch geworden.

Ebenso naturgemäß und notwendig war es aber, daß die alte Inspirationslehre sich nicht ohne Kampf um ihr Dasein eliminieren lassen wollte und ihre kampfbereiten Verfechter unter den Pastoren gefunden hat. Das ergab den Schriftstreit. Daß bei menschlicher Unvollkommenheit sich in diesen Streit auch mancher Zug des Persönlichen und der Bitterkeit hineingemengt hat, kann nicht wundernehmen.

Volck ist die ganze Sache ungemein nahegegangen und hat zu Zeiten sehr an seinem Gemüt genagt. Namentlich war es ihm überaus bitter, als gelegentlich der Versuch gemacht wurde, ihn nicht nur in die Stellung des Irrenden, sondern auch des Pietätlosen zu rücken; das empfand der streng kirchlich erzogene und gesinnte Lutheraner als ein bitteres Unrecht. — Nun, nicht nur die

Synode Livlands, sondern auch die Pastorenschaft des ganzen russischen Reiches hat gewiß das Nötige getan, um Volck diese Bitternis wieder zu nehmen. Zu seinem Professorenjubiläum hat er Worte und Zeichen der Achtung und des Vertrauens erhalten, wie kaum ein zweiter Professor der Theologie; es haben sich daran auch solche beteiligt, und zwar freudig und gern, die in den aufgeworfenen theologischen Streitfragen mit Volck nicht übereinstimmten.

Die Kundgebungen jener Tage haben ihm überaus wohlgetan, und zwar nicht nur an der Oberfläche des Wohlbehagens über Anerkennung, sondern auch in der Tiefe seines in Livlands Kirche gewurzelten Herzens. — — —

Zum Schluß noch ein kurzes Bild von Volck als einem Repräsentanten deutscher Treue.

Es bestand eine selten innige und bis zuletzt nie getrübte Freundschaft zwischen ihm und meinem lieben Vater*. Dieses Verhältnis kann wohl als Typus einer Vereinigung von Theologie und Kirche betrachtet werden; der greise Repräsentant der Kirche suchte den Theologen, der Theologe den Mann der Kirche.

Beide Männer trugen das Bewußtsein in der Brust, aus anderem Mutterboden entsprossen zu sein, und beide waren doch so tief eingewurzelt in der Liebe zu Livlands Erde, Volk und vor allem Kirche; beide hatten dabei bis zuletzt eine gewisse oppositionelle Stimmung gegen manche in Livland dominierenden Strömungen und Kreise.

Mein Vater war viel älter als Volck, das Verhältnis gestaltete sich daher wie das zwischen Vater und Sohn. Und mit einer Liebe und Pietät, wie sie ein Sohn nicht schöner haben mag, hat Volck meinem Vater bis zu dessen Todesstunde Treue gehalten. Keine Arbeitshetze, keine Migräne, keine eigene Sorge und Unruhe konnte ihn davon abhalten, den alten Freund regelmäßig zu besuchen und ihm feinfühlig in alle Gänge und Bewegnisse seines Herzens zu folgen.

In schlichter, kameradschaftlicher Weise ist er dem alten Freunde namentlich in den letzten Jahren und Tagen seines Lebens ein

---

* Propst Adalbert Willigerode.

großer Trost gewesen. Als mein Vater in seinem wunderbar schönen Scheiden dasaß und im Kreise der Seinen seine Todesstunde erwartete, da war es wie selbstverständlich, daß Volck auch erschien, unangemeldet an des alten Freundes Sterbesessel herzutrat und ihm, der sich keine Tränen, sondern glaubensfröhliche Gesichter zu seinem Sterben ausgebeten hatte, mit fester freudiger Stimme ein Sterbelied anstimmte. Damals hat der sterbende Greis ihm ein gesegnetes Weiterleben und ein seliges Sterbestündlein gewünscht. Und dieser Wunsch des Vertreters der Kirche und Pastorenschaft Livlands hat sich erfüllt: Volck hat nach seinem Scheiden aus Dorpat noch eine Reihe von Jahren in der deutschen Heimat wirken können, und dann ist er friedlich und selig gestorben, wie es ihm sein sterbender väterlicher Freund angewünscht hatte.

Und wie er nun daliegt, im Dorpater Talar und Bäffchen, das Siegel des Friedens auf dem verschönten Angesicht, so treten auch wir noch einmal an sein Sterbelager heran, und es klingt durch unsere Herzen: er war der Unsere!

Helene Hoerschelmann, geb. Erdmann

Unsere Weihnachten

Ich weiß zwar nicht, ob es mir gelingen wird, euch davon zu überzeugen, daß unsere Weihnachten wirklich nicht dasselbe waren, was Weihnachten überhaupt für ein deutsches Gemüt, ein deutsches Kind sind, sondern etwas ganz Besonderes! Ich selbst aber bin so heiß davon durchdrungen, daß ich euch von unseren Weihnachten erzählen muß, und zwar nicht nur um meinet-, sondern auch um euretwillen. Denn ich habe einfach das Gefühl, als hätte man gar kein Recht, solche verborgenen Schätze und Reichtümer für sich allein zu behalten, es wäre geradezu kleinlich! Es gibt eben Dinge, die über den bloß subjektiv persönlichen Reiz hinausgehen und uns alten Menschen noch nach 20 Jahren das Auge feucht machen, um dann schließlich mit unwiderstehlicher Gewalt ans Licht zu drängen, damit andere sich auch daran freuen können. Vielleicht daß hier oder dort eine Mutter oder ein Vater sogar die Festzeiten ihrer Kinder mit nachdenklicherem Blick zu betrachten und zu gestalten anfangen, als sie es bisher im Gedränge des vorwärtsheischenden Weiterlebens getan, vielleicht daß hier oder dort lange vergessene Bilder und Melodien, Düfte und Stimmen leise wieder auftauchen und neu belebt eine Auferstehung feiern. Ich habe viele Weihnachten gesehen, seit ich heranwuchs, in reichen und in dürftigen Häusern, bei liebe- und phantasiearmen Leuten und bei solchen, wie wir es waren, mit der ganzen Weihnachtsseligkeit im Herzen. Und als wir selbst dann alle eigene Häuser, eigene Kinder hatten, haben wir's dann alle, jeder nach seiner Weise, versucht, Weihnachten zu zaubern, wie wir's erlebt, mit der heiligen Inbrunst, die dies Fest in uns zurückgelassen. Und doch war's immer nur ein schwacher Abglanz von Gewesenem.

So kann's auch nie wieder werden! Es ist nicht mehr die Zeit, es leben die Menschen nicht mehr, die dies Kinderparadies schufen. Die Zeit war die von damals, die liebe, rührend genügsame, als „Apfelschmalunz" (Auflauf) die eleganteste süße Speise war, die man sich denken konnte, als ein blaßblaues Barègekleid eine fast zu üppige Toilette für einen Backfisch war, als eine Taschenuhr vor der Konfirmation gar nicht erträumt schien, als man mit Herzklopfen Papas Geburtstag kommen sah, der den Abend brachte, wo man „das Theaterbillett" des Jahres kriegte, als man mit dem Gefühl eines Protzen am Ersten des Monats seinen Zwanziger in einem Muschelportemonnaie klimpern ließ, als Knöpfstiefel zu einem nur in der Phantasie erreichbaren Luxus gehörten; von solchen Dingen, wie einmal im Leben „in einem Zweispänner" fahren dürfen, oder eine ganze Tafel Schokolade für sich allein besitzen, will ich gar nicht reden.

Und der Mensch, der allein alles schuf, war Papa. Der Weihnachtpapa, von dem allein ich heute erzähle. Denn das war ein Extramensch, ganz für sich, ganz abgetrennt vom übrigen Papa, wie unsere Weihnachten abgetrennt von unserem ganzen übrigen Kinderleben waren. Ein breites Sichausleben gab's nämlich nicht in unserem Hause mit sieben allezeit eßbereiten Kindern, wir wurden einfach und kurz gehalten, Extrafreuden konnte und sollte es nur selten im Jahr geben. Aber zu Weihnachten war Papa gegen Sparen! Ich sehe noch sein Gesicht, wenn von Mama oder vom Kaufmann Rechnungen einliefen, die seinen annähernden Voranschlag übertrafen, — ein sekundenlanger Schatten ... dann — mehr zu sich selbst als zu uns gesprochen: „Schad't nichts, Kinder, es ist Weihnachten", mit solch einer kleinen Krösushandbewegung, die mich jetzt in der Erinnerung entzückt.

Am 1. Dezember pünktlich begannen die ersten Vorbereitungen, bestehend vor allem in der Zusammenstellung der Kolonialwarenweihnachtsliste und unserer Weihnachtskalender. Das erstere geschah natürlich in Papas Schreibstube hinter verschlossener Tür, zwischen Papa und Mama allein. Das Geheimnisvolle bei allem, was mit Weihnachten zusammenhing, war nicht nur eine ganz selbstverständliche Hauptsache, auch bei Papa und Mama, sondern einfach etwas Unverletzliches, so daß es uns nicht im Traume auch

nur in den Sinn gekommen wäre, etwa nach den Traubenrosinen oder Knackmandeln auch nur zu fragen, geschweige denn irgend etwas zu erlauern und auszuklatschen. Das wäre direkt Heiligtumsfrevel gewesen. Aber vom 1. Dezember an lagerte sich langsam die beklemmend süße Spannung auf uns ... Im Hause glaubte man — gegen Abend besonders — fortwährend Knistergeräusche, Glockenklingen und Klopfen hinter den Fenstern zu hören ... Alles tuschelte heimlich, versteckte was und raste davon. Die ominöse Kolonialwarenliste war Jahr für Jahr dieselbe. Denn Papa war zugleich viel zu konservativ und viel zu sehr Kind, um auch nur auf den Gedanken zu kommen, daß neue Herrlichkeiten, zugleich mit den immer zahlreicher und anspruchsvoller werdenden Mündern, um das schwarzlackierte Naschwerkteebrett und die zwei weißen Fayencevasen mit dem Fuß heranwuchsen! Und wir kamen auch nie auf den Gedanken, daß man mehr als ein Pfund Marmeladen oder etwa einmal etwas anderes als das Päckchen zusammengepreßter, grauer Feigen, das im stillen alle haßten, haben konnte! Dann sagte Papa wohl zu Mittag des 1. Dezember mit geheimnisvollem Schmunzeln: „Nun, Kinder, heute nachmittag geht Papa zu Schramm, um eine merkwürdige Liste abzugeben ..." worauf wir jedesmal in ein siebenstimmiges Jubelgeschrei ausbrachen, das einzig durch Mamas Versprechen, nach dem Kaffee die Weihnachtskalender zu machen, gedämpft werden konnte. Die Sache war nämlich die, daß im stillen die Weihnachtskalender Mama selbst einen Heidenspaß machten, mindestens so viel wie uns. Jedes Kind bekam einen von den großen weißen Papierbogen aus Papas oberer Schublade, die für uns schon an sich den feierlichen Reiz des „Manuskriptischen" hatten, und dann zeichnete Mama uns mit einer Rolle 23 Kugeln auf, jede mit einer anderen Malkastenfarbe angemalt, auf jeder das Datum des Tages mit einer Zahl draufgeschrieben und unten — das wagten wir am Ersten kaum anzusehen ... in einem riesigen Halbkreise drin ein Weihnachtsbaum mit Lichtern und einer riesigen 24 darüber. Jeden Abend nach dem Gebet ging dann Mama mit einem Bleistift von Bett zu Bett, und jedes Kind strich zitternd das Datum des Tages auf der bunten Kugel aus, bis die leeren Kugeln immer weniger wurden, jetzt nur noch

fünf, nur noch vier, nur noch zwei, — nein, die Stimmung beim letzten Ausstreichen kann man eben gar nicht beschreiben!

Und nun begann in den ersten Dezemberwochen, Tag um Tag mehr, ein Leben im ganzen Hause, das von Papa an bis hinunter zur Köchin und dem allerjüngsten Geschwisterchen ging, denn „Perlenringe" konnte dieses sogar machen für Papa, Mama und Großmama, und Perlenringe spielten bei uns als erste Weihnachtsarbeit eine große Rolle: ganz blaue, ganz weiße, oder das Feinste, uns schon etwas künstlerisch Erscheinende — blau und weiß abwechselnd. Gott! die Papier- und Silberkannevasachen, mit denen alle Großen überschwemmt wurden! Sie waren ganz eigens dazu da, um nie gebraucht zu werden, diese Plateaus, Uhrständer, Tintenwischer und Zündholzhalter, gar nicht gerechnet die Flechtblätter! Erst bei den mit rot und lila Wolle raupenhaft ausgenähten Kannevasnadelkissen und den etwas schief gestrickten, wollenen Waschlappen fing das höhere Selbstbewußtsein an, dem wirklichen, ernsten Kunstgewerbe näher zu kommen. Aber die glühenden Wangen und heißen, nassen Fingerchen mit der klebrigen Nadel, der im Eifer spitz vorgestreckte Arbeitsmund und die um des Lauerns willen angstvoll vorgeschobenen Landkarten waren die gleichen, bei den fünfjährigen Perlringen oder den elfjährigen Waschlappen; alle waren von dem leidenschaftlichen Ernst der Sache gleich durchglüht. Und Mama saß obenan mit einem Stuhlkissen für Papa — der noch auf unerklärlichen Gängen in der Stadt war —, und dann schlug ihre glockenhelle Stimme plötzlich an: „Gott sei Dank durch alle Welt", und wir fielen alle sieben ein und eine lange Weile hindurch schwirrte das ofendurchwärmte Speisezimmer von einer nicht abreißenden Kette alter und neuer Weihnachtslieder, jubelnder und sinnig stiller, in allen Tonarten und Stimmungen. Mitten drin klingelte es dann meist. Dann hörte man erst leises Pusten und Schnaufen, wie von Reif- und Schneeabschütteln, dann erklang der gewichtige, dröhnende Schritt, und ganz rot vor Kälte, mit etwas bereiften Locken und dem mysteriösen Schmunzeln, das er in dieser Zeit immer hatte, stand Papa mitten unter uns. Erst hörte er, die Hände in den Hosentaschen, eine kleine Weile unserem Singen zu, mit dem stillen, nach innen gerichteten Blick, den er dann wohl haben

konnte, und dann: „Kinder, ich habe euch leider eine sehr schlimme Nachricht zu bringen," merkwürdigerweise erschrak keiner, höchstens die Allerkleinsten, die einen Augenblick etwas ängstlich aufsahen, „es werden dies Jahr wohl kaum Weihnachtsbäume sein! Die Sache ist nämlich diesmal die, daß der Kaiser die Tannenbäume schonen will und das Abholzen verboten hat." „Ach nein, Papa, das sagtest du ja schon voriges Jahr!" Papas Zunge ging ganz weit in den Unterkiefer hinunter — das war immer, wenn er auf keinen einzigen Fall lachen wollte —, denn Mama hatte ihm einen etwas spöttischen Blick zugeworfen. „Nein, nein, Kinder, diesmal will ich euch wirklich ganz ernst vorbereiten, damit ihr nicht zu traurig seid. Es schadet ja auch nicht so sehr, denn ich habe gedacht, daß wir unseren alten Gummibaum auch ganz hübsch aufputzen könnten, ihr seid gewiß alle gern dabei?" „Ach nein, Papa, der Gummibaum ist scheußlich! und dann ist es ja auch alles gar nicht wahr!" Dies wiederholte sich Jahr um Jahr, bis wir längst erwachsen waren, immer neue Hindernisse mit unerschöpflichen Variationen, nie geglaubt, immer wieder versucht!

„Kinder — horcht!" rief Mama jetzt, „es klopft wahrhaftig eben ans Fenster!" Totenstille . . . alles horcht, und wirklich — es schien leise, mit dem Schnee zusammen, an das dunkle Saalfenster zu huschen. Besonders die sich auf „Artigsein" immer schuldbewußt fühlenden Kleinsten sahen sich gegenseitig etwas ernsthaft an, denn Fensterklopfen in der Weihnachtszeit war einfach „Christkindchen". Christkindchen war schon oft lebendig durchs Zimmer gefegt, wie ein Hauch, ungesehen, ungehört, und hatte nur eine leise Spur zurückgelassen, einen ganz rätselhaft auf der Alltagsdiele liegenden Goldflocken, oder am Ende gar ein Schnitzelchen Rauschgold. Himmel, wer das fand! Dieser halb erstickte Jubelschrei, mit dem einer dem andern das Entdeckte zeigte. Mit diesem Rauschgoldschnitzel schlug die ganze Weihnachtsstimmung plötzlich ihre Flügel um uns, immer atemloser wurde nun das Perlenreihen und Stricken, immer glänzender die vierzehn Augen, wenn Mama wieder anstimmte: „Es ist ein Reis entsprungen". — Unterdessen raschelte und knitterte Papa in seinem Zimmer mit Papieren herum, und wir durften dann nicht einmal in die Nähe dieses Zau-

berzimmers kommen, wo der große schwarze Schrank stand, und hoch oben auf ihm, spitz aufgetürmt, in Papier und Bindfaden so fest als möglich verschnürt lagen Packen über Packen, unserer Phantasie die wonnevollsten Möglichkeiten darbietend. Und Mamas kleiner, breiter, gedrungener Wäscheschrank im Speisezimmer, der zweite Sesamberg! „Fort, fort, fort!“ rief Mama jedesmal, wenn sie, mit Packen beladen, auch noch kalt und bereift, von draußen an den Schrank lief; nur manchmal schimmerte es rosa oder goldig durch die Ritze, und dann hielt man den Atem an ... War es am Ende das rosa Barège-Puppenkleid, die Nr. 1 vom Wunschzettel?? Denn die Wunschzettel waren ja selbstredend längst geschrieben! Am 1. Dezember bereits lagen sie alle parat auf Papas riesigem Schreibtisch. Je nach Alter und Individualität, pedantisch sauber mit Nummer und Rangordnung und einer kleinen lila Oblate beklebt (das sollte, glaube ich, eine Art ex libris bedeuten) oder aber etwas sehr genial hingekleckst. Numerisch sehr zahlreich oder ergreifend bescheiden, ganz lakonisch oder mit endlosen Kommentaren versehen. —

Mittlerweile waren nun aber schon bedenklich viel bunte Kalenderkugeln abgestrichen worden, und eines Nachmittags, ungefähr um 3 Uhr, sagt Papa: „Nun, Kinder, heute nachmittag um fünf macht euch bereit, hinter die Budenfenster zu gehen.“ Wieder ein siebenstimmiger Freudenschrei! Denn hinter die Fenster gehen, gehörte ganz und gar in die Wonnen der Weihnachtszeit herein. Es bedeutet nämlich nichts mehr und nichts weniger als hinter den hellerleuchteten Schaufenstern unserer bescheidenen Läden — man sagte aber nur „Buden“ bei uns, „Läden“ galt für ausländisch und albern — alle Herrlichkeiten der Weihnachtsausstellung zu sehen. Meist mitten in einem Haufen armer, zerlumpter Kinder, und wahrlich mit nicht weniger durstigen Augen und Herzen. Jetzt, wo wir alle alte Leute sind, müssen wir manchmal zu Tränen lachen über die Exkursion, die sonst kein Mensch in der ganzen Stadt unternahm, auf die keiner verfallen wäre als Papa, wie eben auch keiner sich solche Weihnachten ausdenken konnte. Und dabei war darin, wie in allen anderen Weihnachtssitten unseres Hauses, ein so tiefer Sinn. Aus allen diesen törichten, verwunderlichen Kleinigkeiten wob sich ja eben das

glitzernde Märchenreich, das unser Weihnachten war und das mit seinem ganzen Gemisch von Christkindandacht und Feierlichkeit, zauberischem Spuk und Mystifikation, wuchernder Phantasie und bescheidenster Anspruchslosigkeit ein Etwas schuf, das moderne, vernünftige Leute verschmähten und — entbehrten. — Nun glaube man etwa z. B. nicht, daß wir auch in die „Buden" hineingingen und uns drin dann etwas aussuchen durften — nein, das wäre so ganz und gar gegen Papas Idee gewesen, und eigentlich auch gegen unsere! Vor Weihnachten Geschenke!! Aber Jahr um Jahr, so zwischen dem 15. und 20. Dezember, in der Abenddämmerung konnte man uns alle neun, die kleinen Schwestern sämtlich in kornblumenblauen, wattierten Kapuzen, in der Hauptstraße hinter jedem Weihnachtsschaufenster mit an die Scheiben gepreßten kalten Winternasen und im Schnee vor Kälte trampelnden Pelzgaloschen stehen sehen, laut oder leise versunken in Wachspuppen, wirklich behaarte Pferde, kahle Badegliederpüppchen und Küchen, Dampfschiffe, „Tausendundeine Nacht", „Cook, der kleine Weltumsegler", Walnüsse, Wachslichter und Goldhaar.

Nun waren die Kalenderkugeln mit kohlschwarzem, leidenschaftlichem Bleistiftgekritzel allmählich schon fast alle aus der Zahl der lebenden vertilgt worden, und der 23. Dezember war herangekommen. Schon ein großer, zum Herzklopfen spannender Vorabend. Bereits am Morgen, früh um sieben, wurde man durch Mamas eiliges Hin- und Herhuschen geweckt, und besonders erregend wirkte ihr: „Kinder, Kinder, schnell heraus! Es riecht schon im ganzen Hause nach Pfefferkuchen und Speck, und ihr müßt helfen kommen!" Das zündete! „Helfen" war die Kriegsdrommete für das ganze, nur allzu hilfsbereite „Fähnlein der sieben Aufrechten"! „Heute kann man schlecht waschen", tuschelten wir uns zu, und in verdächtig kurzer Frist waren wir denn auch schon im Speisezimmer am Kaffeetisch. Den Milchkaffee heruntergegossen, einen trockenen halben Wasserkringel draufgeknackt und dann die Ärmel aufgekrempelt, schlachtbereit: „Mama, jetzt helfen!" Unterdessen war Papa, ganz allein, wieder einmal aufs rätselhafteste verschwunden, — wir wußten wohl wohin ... Und wie wir eben, mit blauen Küchenschürzen umgebunden, je nach Verdienst und Würdigkeit beim betreffenden Speckschneiden,

Mandelstoßen, Rosinenauslesen und Schokoladereiben voll strahlendsten Eifers standen, trat plötzlich Papa durch die Küchentür ein — auch etwas ganz Ungewohntes — mehr Märchenverkünder in Blick und Miene als je und mit fast feierlichem Lächeln. „Hurra, Papa! Papa! Er hat den Weihnachtsbaum gekauft!“ Dann hinter ihm sah man den Hausknecht mit der Axt und noch weiter hinten — o jedes Jahr neu erlebtes seliges Wunder! — eine nur zu wohlbekannte, dunkelgrüne Wildnis! „Ach, Kinder — nein, ihr meint den da? Nein, das ist ja Herrn Pohlmanns Baum.“ (Herr Pohlmann war der Hauswirt und hatte Jahr um Jahr nur ganz kleine Zehnkopekenbäumchen.) „Gar nicht, gar nicht, Papa, unser Baum, unser Baum!“ Papa versuchte uns mit stummem, wehmütigem Kopfschütteln zu enttäuschen, alles prallte aber an unserer dreisten Sieghaftigkeit ab. Nun verging der ganze Tag unter der wonnevollen Atmosphäre gebrannter Mandel-, Vanille-, Schokolade- und Pfefferkuchendüfte, die wie eine ahnungstrunkene Weihnachtswolke das ganze Haus bis in die fernsten Winkel durchzog, und vom Hof aus dem Schnee her hörte man dazwischen verheißungsvolles Hacken tönen, und die dunkelgrüne Wildnis, die etwa in der Nähe zu besehen wir viel zu ehrfurchtsvoll waren, bog sich abwärts und aufwärts ... es schien was mit ihr vorzugehen ... Mama und Papa waren kaum zu Hause heute, und wenn sie kamen, mußten wir in die fernsten Winkel des Hauses laufen vor dem alleraufregendsten: „Fort, fort, fort, Christkind, Christkind!“ Zum Glück für unsere Geduld waren noch nicht alle Uhrschuhe, Waschlappen, Buchzeichen und Perlenringe fertig, so daß der Nachmittag irgendwie verging, und um 7 Uhr abends kamen Großmama und die Tanten im schellenklingelnden Fuhrmannsschlitten angefahren, alle so geheimnisvoll lächelnd, blinzelnd und vor Kälte, Eifer und Freude glühend, wie es nur Weihnachtstanten und Weihnachtsgroßmamas können. Und jetzt kam ein großer Augenblick: der Weihnachtsbaum wurde hereingetragen! Das durften wir durch eine Spalte der Kinderzimmertür noch allenfalls mit ansehen — wie er kalt, nur ganz leise duftend, durchs Speisezimmer rauschte — einmal im ganzen Jahr! Dann aber wurde die Saaltür fest geschlossen, und wir konnten uns mit unseren Büchern und Handarbeiten um die

Hängelampe an den großen Speisetisch setzen und nur ahnen und horchen, was drinnen vorging, oder uns mit großen Augen ansehen, wenn einer der Großen mit Teebrettern, Fäden, Zündhölzchen und Gummiarabikum eilig durchlief, oder am Ende Papa wie aus einer Zauberische plötzlich drei große, rot, gelb und grüne Wachsstöcke aus der warmen Ofenröhre holte und schnell verschwand. — Manchmal lauerten wir etwas durchs Schlüsselloch, es war vor lauter dunkelgrünen Zweigen aber kaum etwas zu sehen. Nur in einer Ecke sah man Papa, dunkelrot vor Eifer, über ein Teebrett mit Wachslichtern gebeugt, diese mit ganz besonderen Verrenkungen seiner schönen, weißen, ungeschickten Gelehrtenhände in Leuchter drehen, Stunde um Stunde, unermüdlich, stumm und etwas schweißbedeckt, aber nie es anderen überlassend: „Das versteht doch keiner unter euch."

Ganz seltsames Knistern konnte man hören, goldiges Flimmern vorbeihuschen sehen, und das heiterste aller heiteren Lachen klang immer wieder herüber. Endlich wurden die Großen auch hungrig! Und insgesamt ging es nun an ein überzeugtes Schnabulieren: natürlich Grützwurst, süße Leberwurst und Palten! In welchem gut livländischen Hause aß man heute was anderes! Nach vielen Jahren erst haben wir es uns etwas scheu und verlegen eingestanden, daß Palten uns allen immer entsetzlich schmeckten, aber keiner von uns hätte damals gewagt, auch nur leise etwas davon zu sagen, sondern die Weihnachtspalte wurde mit aufrichtiger Andacht geschluckt. — Jetzt noch ein eiliges Schlußarbeiten der Großen, viel Tuscheln und leises Verabreden, und dann, vor dem Schlafengehen, sammelten sich noch alle ums Klavier, und das alte liebe „Morgen kommt der Weihnachtsmann" brauste förmlich wie eine Dithyrambe aus alten und jungen Kehlen! Dann in die Betten. Morgen, morgen. . .

Und wie dann der größte aller Kindermorgen anbrach — schwere schneeweiße Riesenflocken schwebten ganz leise und sacht vor dem Fenster nieder, ein feierlicher, lautloser Weihnachtsschnee — da brauchte Mama kein Kind aus dem Bett zu trommeln, Schlag acht waren wir alle heraus, und nun ging es an das bekannte hastige Tummeln von Kindern, die um nichts auf der Welt hätten untätig bleiben können, gerade wenn sie eigent-

lich nichts, aber auch gar nichts zu tun hatten. — Am Vormittage gingen wir dann alle zusammen auf unseren lieben, ganz nahe liegenden Kirchhof, mit einem kleinen Tannenbaum, an dem nur oben ein einziges Goldsternchen blitzte, und brachten ihn unseren Toten. Auch die an diesem Jubeltage uns plötzlich umfangende, schneeweiße Totenstille, die weichen, kalten Betten unter den schwarzen Kreuzen, das kurze Atemholen im Rausch dieses Tages, bleibt mir unvergessen. Wir waren aber doch zu ungeduldig, wieder nach Hause zu kommen, um nicht im Trab zurückzulaufen, die blaugefrorenen Hände fest in die Fausthandschuhe geballt.

Und dann war der Mittag da! Weihnachtsmittag — auch einer, wie kein anderer sonst — in seiner Eile, der traditionellen Dürftigkeit seines Menüs. Diese gehörte ebenso zu Weihnachten, wie „heute darf man schlecht waschen", und heute hatte doch natürlich keiner im Hause Zeit, auch nur an schöne Speisen zu denken! Also mit fieberhafter Eile wurden Tum und Klops verzehrt, denn — die Weihnachtskirche fing schon um vier an, und wir hatten einen weiten Weg und gingen immer alle zu Fuß mit Papa. Mama kam immer erst später nachgefahren, sie hatte zu Hause noch „so viel zu kramen" ...

Und dann kam die Weihnachtskirche. Alte, kleine, einfache, geliebte Kirche, wie erstrahltest du heute im Schmuck der zwei riesenhohen Tannenbäume mit dem schneeweißen Kerzenputz — wie drängten sich die Menschenmassen in ganzen Knäueln von Pelzen und warmen Jacken durch deine schmalen Glastüren. Wie sah man heute Züge und Gestalten, die das ganze Jahr nicht auf diesen Bänken gesessen oder, wie heute, scheu und wie etwas zaghaft hinter den letzten Säulen standen. Wem noch ein Schimmerchen von Jugenderinnerung, von Mahnen an alte Zeiten, an Vater und Mutter oder fernes Zuhause geblieben, den zog es heute in irgendeine stille Ecke der Weihnachtskirche. Alt und jung, und wen es überhaupt gab, aus unserer kleinen, vornehm abgeschlossenen Gemeinde, den sah man heute sitzen oder stehen. Und alle mit lächelnden Mienen, alle voll Erwartung, alle mit roten Wangen, alle mit feuchten Augen. Und nun die Kinder! Das war auch nur in unserer Stadt üblich, daß Weihnachtsabend

kein Kind, selbst die Dreijährigen nicht, zu Hause blieb. Es war ein unbeschreiblicher Anblick! Auf jeder Bank, jeder Stuhlreihe, in jeder Ecke saßen oder standen sie, von 14—3 Jahren. Bübchen und Mägdlein, schwarze, braune, weißblonde Zöpfe, Löckchen und kugelrunde, abgeschorene Knabenköpfe — hochrot, mit Augen, in denen ein ganzes Märchenbuch und ein Vierteljahrhundert Träume lagen. — Und nun rückte unsere stattliche Schar an, sicheren Schritts auf unsere wohlbekannte, altvertraute Familienbank in der sechsten Reihe von vorn zu marschierend. Da saßen wir denn alle sieben aufgereiht, Mama mitten drin, dann eine kecke Backfischpelzmütze, eine spitze, schwarze Lammfellknabenmütze und fünf kornblumenblaue Kapuzen, immer eine kleiner als die andere, die kleinste in dreijährigem Format — lauter unverfälschte Weihnachtskinder! Und ganz vorn, auf den großen Honoratiorenstühlen — Papa, das unverfälschteste Weihnachtskind von allen! Der mächtige Kopf tief im Pelzkragen steckend, strahlend vor Weihnachtsstimmung und Winterluft, ein hängen gebliebenes Flöckchen Goldschaum in den kurzen, dicken Locken, dazwischen bei besonders vertrauten Stellen der Weihnachtsgeschichte oder wenn die Orgel brausend ein liebstes Lieblingslied anstimmt, uns verschmitzt zunickend. Ach, wie wir alles verfolgten und mit den Augen verschlangen! Jede Bewegung des Pastors, jeden Orgelton! Und wenn dann wieder einmal die alte, wundersame und geheimnisvolle Bethlehemsgeschichte anhub und vom Altar her das altvertraute „Und es begab sich zu der Zeit, daß ein Gebot ausging vom Kaiser Augustus ..." da lief wohl ein ehrfürchtiger Schauder über alle, und wir sahen uns stumm und verständnisvoll an. Und dann ertönte es leise, das holdselige: „Stille Nacht, heilige Nacht", und in den Augen aller Großen standen Tränen, und wir Kinder sangen aus allertiefster Weihnachtsseele inbrünstig, mit weit offenen Mündern, jedes Wort mit. Und dann rauschte das wohl bald 2000 Jahre alte mystische „Denn euch ist heute der Heiland geboren" wie mit großen, weißen Engelsflügeln durch den Raum ... Aber zum Schluß fing überall ein ungeduldiges, kleines Getrappel, Gemurmel und Gezuschel bei den Allerjüngsten an. „Ist es endlich aus?" „Mammi, ich will nach Hause!" „Pappi, wird es noch lange dauern?" „Muß ich

noch singen?“ Und dann, unter den jubelndsten Hymnenakkorden der Orgel, wogte die ganze große und kleine Christengemeinde hinaus in die dunklen Straßen, in den Schnee, vorbei an vielen, schon verdächtig hell flimmernden und schimmernden Fenstern nach Hause, nach Hause! Und nun noch zwei Stunden grausames, kaum erträgliches Warten. Kein Kaffee — niemand hatte jetzt zu so alltäglichen Mahlzeiten Zeit; ein Rennen und Laufen aller Großen, Durchtragen von tausend Packen: „Kinder, alle die Augen zu!“ Dann wieder wir selbst mit der ganzen Ladung der betreffenden Uhrschuhe und Perlenringe. „Mama! Bitte dies auf Großmamas Tisch!“ „Aber Mama, bitte vergiß ja nicht mein Geschenk für Papa!“ „Papa, diese fünf Sachen auf Mamas Tisch!“ „Ja, ja, ja, Kinder, nur Geduld!“

Dann rastlos gesungen, um den Tisch gelaufen, dann endlich gezählt, bis 500, bis 1000, um nur den Zeiger zum Laufen zu bringen! Da — — plötzlich — mitten herein — ein durchdringender, heller Ton, der Atem stockte uns: das erste Glockenzeichen! Ich bin jetzt eine alte Frau, aber ich muß gestehen, wenn wir alle vor der verschlossenen Weihnachtstür stehen und das erste Glockenzeichen tönt, so stockt mir immer noch der Atem, und ich bin wieder sechs Jahre alt. Es ging durch Mark und Bein, jeder Nerv erstarrte in Seligkeit. — „Um Gott, die Leute, ruft die Leute, sie sind wieder nicht da, gleich kann's ja zum zweitenmal läuten ...“ Da kommen alle Leute, endlich, spiegelglatt gekämmt, verlegen, mit frischgestärkelten Schürzen. Großmama und die Tanten sitzen auch schon alle da, endlich schlüpft auch Mama schnell aus dem Weihnachtszimmer herein, einen förmlich unirdischen Duft mitbringend, und da strömt er durch die Ritze, an der wir schon alle mit den Nasen gepreßt stehen, der so wohlvertraute Duft, und eine goldige glitzernde Spalte beklemmt uns fast den Atem ... Immer stärker wird der Duft, immer heller die Spalte, immer länger bleibt Papa weg — da endlich — es klingelt zum zweitenmal! Und nun kommen alle an die Tür, und nun erklingt es, das Lied der Lieder, das Lieblingslied jedes wirklichen Kindes, die schönste Christhymne aller Zeiten, das alte, ewige: „O du selige, o du fröhliche“. — Großmama schaut mit ihren alten, halbblinden Augen wie weit in die Ferne, — sie hört wohl noch, wie ihre Kinder vor

der Weihnachtstür einst dasselbe Lied mit demselben Jubel sangen, Mama rinnen die Tränen über die Wangen, und uns Kindern bleiben die Stimmen vor Erwartung fast in der Kehle stecken — „freue dich, o freue dich, o Chri—sten—heit". — — Kling—ling—ling — und mit einem berstenden Krach, den auch nur Papa so donnerähnlich zu machen verstand, daß wirklich Paradiesespforten sprangen, brachen beide Türflügel auf. Ach — —!

Tiefe, tiefe, tiefe Stille. Aber nur einen Atemzug lang, dann ein gellend hoher Elementarjauchzer der Jüngsten, — denn die Wachspuppe im rosa Kleide, sie war wirklich und wahrhaftig da — da saß sie, und mit ihr der leibhaftige Himmel! Rings herum, in buntem Durcheinander, aber auf traditionellen Plätzen die vielen, vielen Tische für alt und jung, und mitten drin unser Weihnachtsbaum. Keiner mit allerhand wertvollen Kartonnagen, auch keiner mit „ästhetischer Auffassung", nur in Weiß und Silber etwa —, nein, ein Phantasiebaum, ein Märchenbaum, ein Kinderbaum. Mit goldenen Ketten, roten Papiernetzen, goldenen und silbernen Sternen, mit weißen Lilien, mit Rauschgoldbüscheln, mit zahllosen Walnüssen, roten Äpfeln und glänzenden Glaskugeln aller nur denkbaren Farben, alles eingewickelt in wahre Gespinste von Silberhaar und besteckt mit den lieben altmodischen Wachslichten, die das ganze Haus in den Duft hüllen, den man nur einmal im Jahre hat. — Dann geht es ans Umarmen und an den Hals fliegen: „Danke, danke, Papa." „Alles Christkind, Kinder, alles nur Christkind!" Gott, dies Schreien, Jauchzen, Bewundern, Zeigen, Entdecken, diese ganze, nie zu beschreibende, nie zu vergessende stumme und laute Seligkeit! Und mitten drin der große Tisch mit Süßigkeiten. Das war auch wieder etwas von Papa so wunderfein in die Kinderseele hinein Empfundenes und Erdachtes, nämlich, daß wir alles, alles durften an diesem einen, einzigen Abend im Jahr. Von allem Süßen — und ungefragt! — essen, soviel wir wollten; von jedem Wein — heute gab es mehrere herrliche Weihnachtsweine — schmecken durften; zum Abendessen von allen Speisen der Großen mitbekommen; und vor allen Dingen, das Allerhimmlischste — wir durften aufbleiben, solange wir wollten! (Daß alle diese Freiheiten uns gefährdelos gestattet werden konnten, weil wir zu ihrer Überschreitung viel zu auf-

geregt, satt, müde, klein waren, ahnten wir natürlich nicht, sondern genossen sie als ein märchenhaftes Glück.) Schwindlig und taumelnd vor Hitze, Glück und unserem Madeiraschlückchen ging's dann zum Weihnachtsabendessen, zum hochwillkommenen „Salzigen" nach den vertilgten Naschwerkbergen! Es war kein üppiges Souper, aber alles geheiligt durch unverbrüchliche, uralte Tradition. Mosaikbuntes Weihnachtsrossol, hellrosa Weihnachtsschinken, kohlschwarze Grützwurst und vor allem — der Kinderkäse. Da wir sonst das ganze Jahr keinen kriegten, gab es diesmal einen eigenen, großen, goldgelben, ganz für uns allein!

Und dann zurück in den Saal: „Kinder, der Baum, der Baum, seht ihn noch an, er geht zu Ende." Nur noch zwei Lichterchen glimmten, ganz besonders geheimnisvoll knisternd, zusammen mit den leise klingenden, zitternden Kugeln und Fäden ... Aber da kam auch schon der „Pipifax"! „Hurra, hurra, der Pipifax!" Das war eine Flasche bescheidenen Sekts, die jeden Weihnachtsabend von Papa selbst, feierlich wie ein Prinz, hereingetragen wurde. Der Pipifax gehörte ganz und gar zu Weihnachten; es war gar nicht derselbe banale Ball- und Salonsekt des Alltags, es war durch und durch ein Zaubergetränk mit seinem Silberschaum, und dann kam der Knall — ein herrlicher Knall! und dann: „Schnell, schnell neue Gläser, Kinder", und jedes bekam dann ein halbes Glas! Und dann sagte Papa jedesmal mit etwas weicher Stimme: „Nun auf alle unsere fernen Lieben", und dann stießen alle an und Großmutter wischte sich dann immer die Augen.

Und so saßen, standen, hockten und lagen wir auf dem Teppich in der warmen, pfefferkuchen-, tannennadel- und wachslichtdurchzogenen Luft.

Und mitten unter uns, in der Fensterecke, auf dem alten, großen, roten Lehnstuhl, saß der Weihnachtspapa. Es konnte ungezählt wechselnde Mienen haben, dies ungewöhnlich ausdrucksvolle Gesicht, — aber diesen Ausdruck hatte es nur am Weihnachtsabend. So saß er da und schaute zu uns hin und doch über uns hinaus, lächelnd und ernst, wie ein Kind und wie ein Wissender. Und tausend Lichterchen von Humor, Behagen, Wärme spielten um seinen Mund und in den Falten um die Augen. Ich glaube,

keins seiner Kinder hat Papa im Weihnachtslehnstuhl je vergessen.

Und so rauschte auch dieser Abend dahin, und mit blinzelnden, nickenden Lidern ließen wir uns halb willig ins Schlafzimmer bringen, krochen bereitwillig, wenn auch mit leise gemurmeltem: „Eigentlich will ich noch la—a—a—nge nicht schlafen gehen“ ... in unsere Betten. In einem Arm ein dicker Band „Tausendundeine Nacht“, durch die Gitterstäbe eines Bettes ragte die neue Vogelflinte, wieder in einem Arm lag die rosa Puppe und auf dem kleinsten Kopfkissen ein weißes Schäfchen. Dann Stille — Dunkel — leise, selige Atemzüge ...

Und allein im Saal knisterte der dunkle Baum, und seine Silbersterne glitzerten heimlich durch die Zweige — knacks — da fiel ein Apfel zu Boden — still ...

Helene Hoerſchelmann, geb. Erdmann.

Aus alten Dorpater Tagen.

Es waren die 70er und 80er Jahre, an die ich denke, wenn ich eine kurze Rückſchau halte auf alte Dorpater Pracht, oft Gehörtes und Selbſterlebtes ſammelnd zu einem loſen Strauß, ohne Gärtnerkunſt gebunden, nur mit welkem Duft Erinnern weckend bei denen, die in den Garten gegangen, wo die Blumen geblüht.

Ja, es war eine Luſt zu leben in jenen Tagen, zu leben und zu arbeiten! Und ſie wären es ſchon wert, daß ein ſchönes und tiefes Buch von dem erzählte, was dieſe beſcheidenen Zeilen nur andeutend bringen an Freud und Leid jener Zeiten. Mehr Freud als Leid, bis ſich dann das Blatt wandte, um eine neue und dunklere Seite zu beginnen.

Sinne ich nach, ſo fällt mir keine Geſchichte ein, die einen Hauch von der Luft herweht, die damals geherrſcht, es ſei denn die alte Erzählung von der „Verlorenen Handſchrift“, und ich erinnere mich, wie ſeltſam vertraut dieſes Buch mir erſchien, als fühlte ich mich in häuslichen Wänden. Es bringt doch eine ſchwache Ahnung aus der Welt, wo höchſte Geiſtigkeit ſich einzigartig in vertraulichem Austauſch der Häuſer und Familien Dorpats gab, für die, die auf und unter dem Katheder ſaßen. Zugleich eine Zeit, wo eine Fülle ſchöpferiſcher, oft über die engen Landesgrenzen hinausleuchtender Geiſter zuſammen an kleiner, konzentrierter Stätte gearbeitet und geſtrebt, gegeben und genommen hat. Was ſich in den Großſtadtuniverſitäten in der Vielheit zerſplittert, verdichtete ſich hier zu einer Einheit, die in ihrer Kraft und Wurzelechtheit wohl als einzigartig bezeichnet werden darf.

Das friſche, unverhüllte Jugendleben der Studenten, Übermut und Zucht mit gutem Maße miſchend, gab den mitſchwingen-

den Ton wie ferner Waldhornklang zum Rauschen der Tannen. Unwillkürlich lernten die jungen Burschen damals, was in jetzigen Zeiten schier wie aus Urgroßmutters Kasten anmutet, — nämlich Pietät und Verehrung. Denn sie saßen zu Füßen solcher, die es verdienten. Die akademischen Lehrer wiederum blieben jung in stetem persönlichem Umgang mit den Jungen. Mädchen und Frauen bekamen die selbstverständliche Natürlichkeit im Verkehr mit dem andern Geschlecht, die nur frühe und ungezwungene Wechselbeziehung geben kann, die Hausfrauen verloren ein gut Teil der weiblichen Erdgebundenheit alter Zeiten im Atmen leichter Höhenluft, die Väter und Männer ihnen zutrugen. Niederer Klatsch und Intrigue hatten nur selten Raum hier, keinen Raum auch Üppigkeit und Wohlleben in einer Atmosphäre wundervollster Geistigkeit.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, mit kritischer Sonde scharf sezierend an das Gerüst dieses Organismus zu gehen, kleinlich sich über die Schatten auszubreiten, wo so viel Licht war, — doch ein Bild fleckenloser Tugend war es natürlich nicht, konnte es nicht sein, bei der Verschiedenheit der Individualitäten, so ausgeprägt im Baltenlande, und bei der unlieben Neigung zu Exklusivität und Kliquenwesen, gleichfalls zu allen Zeiten üppige Blüten schießend auf livländischem Boden. Einig und unverbrüchlich mit und zu einander im engsten Kreise stehend, doch starr die Grenzen gegen den fremden Eindringling wahrend — auch wo er es nicht verdient — das war die Eigenart dieser Gesellschaft. Hier lag ein sich scharf abzeichnender Schatten im hellsten Licht, — Licht und Schatten aber waren leicht intensiv und wirkten zusammen wie eine Einheit. Immerhin war es schade drum, und soll nicht unbetont bleiben, will diese Skizze sich den Anspruch auf Echtheit wahren, daß die Atmosphäre des Dorpater Professorenkreises jener Jahre eine Abgeschlossenheit atmete, die hier unbewußtem, dort mal wohl auch bewußtem Hochmut sehr nahe kam. Der Vorzug konzentrierter Verfeinerung mit einer, oft die exquisitesten Früchte tragenden, intellektuellen Inzucht durch viele Jahrzehnte hindurch bleibt ihnen deshalb immer unversehrt. —

Eine der lichtesten Seiten des Dorpater Professorenverkehrs

war die Geselligkeit, die Art der Gastfreundschaft. So zwanglos wie überall in den baltischen Provinzen sich abspielend, war sie auch ebenso einfach, fast spartanisch in der Ausrichtung. Schlecht oder kärglich aß man ja überhaupt nie in Livland, das ließ die etwas feudale Breite der alten Tradition nicht zu. Doch aber wurden die leiblichen Genüsse mit einer prachtvoll souveränen Selbstverständlichkeit in den Hintergrund gesetzt vor allem, was nur irgendwie in Geistesgebiete schlug. In diesem Kreise war das Essen und Trinken nur dazu da, um eine Note traulichen Behagens mehr in den kleinen oder großen Freundeskreis hineinzubringen, und selbst da klang meist ein feiner Nebenton mit: hier war es das Blumenarrangement bei Tische, dort ein traditionelles Familiengericht, der Stolz der Hausfrau, — am häufigsten ein gutes Glas edlen Weines, den die ausländischen Kollegen, oft Rheinländer und Weinbergbesitzer oder Freunde solcher, faßweise kommen ließen, und den man dann gemeinsam verzapfte und verteilte. Ebenso einfach war auch die übrige Lebensführung. Zu einfach für die verfeinerten Augen von heute. Nüchtern und etwas sehr altfränkisch war die Kleidung der oft so schönen Professorenfrauen, nüchterner noch die Hauseinrichtung in der schrecklichsten aller Perioden für Stil und Kunstgewerbe. Solche Gardinen, Möbel und Teppiche, solches Geschirr und Kristall ist seitdem nie wieder auferstanden, darf es nie mehr! Und die ganz wenigen Häuser, die etwas in Schönheit lebten, galten für Auserwählte und halbe Künstlernaturen ...

Doch alles das wurde aber und abermal zugedeckt durch den Geist, der hier herrschte, und der alle beseelte, die Großen und die Bescheidenen, die Schöpferischen und die Empfangenden. Und es war ein stolzer Geist und ein reiner: Der ungetrübte Geist lauterer Forschung, brennenden Wahrheitsdranges, ein Zuhausesein in den Gefilden Athens oder Alt-Weimars, Roms oder Stratfords, von Jugend auf, mit derselben selbstverständlichen Natürlichkeit wie der Junker auf seiner Scholle, der Kapitän auf seinem Schiffe, der Kaufmann in seinem Kontor.

Außer den bildenden Künsten, — dem Balten jener Jahre, es sei denn, daß ihn reichere Geldmittel, in der Professorensphäre so gut wie nie vorhanden, in den schönen Westen des alten Mutter-

landes führten, so gut wie verschlossen, — außer ihnen pflegte man sonst aber alles, was schön und anregend war. Von den besten Anregungen der großen Vortrags- und Vorlesungszyklen später. Aber man las gemeinsam, man spielte Theater, man hatte mehrere kursierende Bücherzirkel, — und damit bin ich nun eigentlich schon mitten im schönen sonnen- und schattenreichen Park drin, der Alt-Dorpat war.

Ich denke an die ältesten Zeiten meiner Erinnerung, in denen die reichsdeutschen Professoren Schulter an Schulter mit den einheimischen arbeiteten und auf den allerverschiedensten Gebieten eine beträchtliche Rolle spielten, hier den wissenschaftlichen, dort den geselligen oder künstlerischen.

In letzterer Reihe strahlte eine lange Reihe von Jahren hindurch als leuchtender Stern das Haus Professor Vogels und seiner lebensvollen Gattin Josefine, geb. Hefner, die mit ihrer süddeutschen Lebendigkeit erfrischend auf die etwas steife nordlivländische Art wirkte. Einst eine rühmlich bekannte Opernsängerin, wurde sie hier der künstlerische Mittelpunkt einer musikliebenden und musikverständigen Gesellschaft. Unerschöpfliches und Unersetzliches dankte Dorpat dieser köstlichen Frau mit ihrer derben Urwüchsigkeit, ihrem starken Temperament. Fest nahm sie die Zügel in die Hände, unter denen jedes Jahr Neues erblühte. Kleine Oratorien und Singspiele, gemischte und Frauenquartette leitete sie mit der unerbittlichen Energie und Strenge, die den wirklichen Künstler so unüberbrückbar vom Dilettanten scheidet. So zeichneten sich denn auch ihre Aufführungen durch präziseste Einstudierung der Ensemble- wie der Einzelleistungen und große dynamische Feinheiten aus, beseelt vom Geist tiefernsten Kunststrebens. Wie viel feinsinnige, musikalisch gebildete Fachleute standen ihr aber auch zur Seite! Abgesehen von den jeweiligen Musikdirigenten der offiziellen Gesangvereine, — an ihrer Spitze der alte unvergessene Organist Brenner oder sein Nachfolger, der talentvolle Komponist Heinrich Göllner, die ein Feld für sich zu bebauen hatten, das achtungswerte Leistungen bot, weil die mitwirkenden Kräfte damals das Material dazu gaben, — abgesehen von ihnen hatte Frau Prof. Vogel ihr Privatgebiet feiner Kleinkunst, wo z. B.

ihre Frauenquartette von Brahms oder Schumann einzig in ihrer Art waren. Oskar von Samson, der Rechtsanwalt Karl Mickwitz, der Organist und Komponist Arthur Wulffius traten später zum Teil in ihre Fußtapfen, als sie 1886 Dorpat verließ, um ihrem Gatten nach München zu folgen.

Der kleine goldbebrillte Herr mit den scharfen, blinzelnden Augen, an Kinderbetten ebenso beliebt wie in Gesellschaft, war kein Musiker, aber ein gescheiter und liebenswürdiger Herr von scharfem und feinem Witz; — zu liebenswürdig und zu human, um seiner Gattin Lebensnerv zu unterbinden (sie hatten nur ein einziges Kind, den dicken, hübschen Hermann), ließ er sein „Joserl" frei schalten, und das lebensvolle Haus bot demzufolge eine uneingedämmte Gastfreundschaft. Hier und bei dem viel geliebten Universitätskurator Saburow traf man auch internationalere Elemente, wie so oft, wo die Kunst das Szepter schwingt. Adel, Bürgertum und weitere Kreise der Gebildeten gingen hier aus und ein, wo nur Talent und Kunstbegeisterung entschieden. Bewirtung und Aufnahme waren auch hier, wie überall, schlicht; nie knapp, nie ärmlich, immer hübsch aufgemacht, doch immer Nebensache.

Die Hauptrolle aber spielte Frau Professor Vogel doch als Gesangspädagogin für ihre Einzelschüler. Was irgend eine Stimme oder ein Stimmchen, ein gutes Ohr, vor allem aber ein ernstes Wollen hatte, zog sie zu sich heran, unauslöschlichen Dank vieler Generationen erwerbend, denen sie Studium und erste Berufsstaffel, Lebensinhalt und Lebensfreude bot.

Sie war eine der Gesegneten, deren Kunst nicht nach Brot gehen mußte, so konnte sie schenken, ohne wiederzunehmen, Armen wie Vermögenden den Weg zum Schönen bahnen. Und so manches zarte Talent entwickelte sich unter ihrer Pflege zu kräftiger Pflanze, so manches Prachtorgan, halberstickt unter falscher Anwendung, rang sich bei ihr zu seinem natürlichen Glanze durch. Nur bei Flüchtigkeit und Mangel an ernstem Wollen gab sie kein Pardon. Ungezügelt kam ihre ganze bayrische Derbheit dann zum Vorschein, und der Schuldige bekam seine Undankbarkeit manchmal mit erfrischender Unverblümtheit zu spüren.

Wie die Nachricht kam, Professor Vogel habe einen Ruf nach München erhalten und angenommen, ging ein großes Wehklagen durch Dorpat, und das Abschiedsfest, das, man kann wohl sagen, die ganze Stadt ihnen, ihr vor allem, veranstaltete, — ein großes Konzert mit einem ganzen „Freischütz"-Akt und vielen Sololeistungen, — gab Zeugnis von dem heißen Dank, der ergriffenen Liebe, die sich dies Paar um Dorpat verdient, Zeugnis auch von den schönen Früchten aus der sorgsamen Hand dieser großzügigen, kunstbegeisterten Frau. Ausgenommen das Saburowsche Haus, das einige Jahre früher von Dorpat schied, hat nie ein Haus dort solche Abschiedsovationen empfangen, keinem sind so viel Tränen nachgeweint worden.

Es hinterließ eine Lücke, die sich nie wieder schloß. Frau Vogel war unersetzlich, — alles was sang, singen lernen wollte, war verwaist! —

Wie im Nebel nur sehe ich Gesichter aus frühesten Jahren der Vogel'schen Periode auftauchen, — die zum alten Professoren-Gesangsquartett gehörenden blassen, langen und bebrillten Physiognomien des Prof. Petersen und seiner Frau mit dem hohen, glöckchenhaft spitzen Sopran, des kleinen, grauborstigen Nationalökonomen Prof. Mithoff mit der schönen Frau von derber, urwüchsiger Kraft, dem schwarzen Haar, den blendenden Zähnen und der herrlichen, dunklen Altstimme, auf der alle Frauenquartette, jeder Chor, wie auf goldner Orgel basierten; sie war Frau Vogels beste Altsolistin und die eigenartig schöne, etwas herbe Interpretin von Schumanns „Frauenlieb und Leben", das uns sonst die weichen Soprane zu singen pflegen. Aus jener Zeit stammte auch das älteste und berühmteste Studenten-Männerquartett, von dem alle späteren nur epigonenhafte Ableger waren, das alte Estländerquartett von Ernst Hoerschelmann (dem späteren Kinderarzt in St. Petersburg), Arthur Baetge (prakt. Arzt in Reval), William Frey (früh gestorben) und Adolf Bergmann (Inspektor der Annenschule in St. Petersburg). Alle tot, und alle lebend in Ohren und Herzen derer, die die Syringen- und Nachtigallennächte in Dorpater Gärten, die Mainächte auf dem „Dom", die Ständchen unter den Fenstern schöner Frauen im Sinn bewahrt haben.

Das Estländerquartett gehört zu jener Zeit wie ihre Luft und Sonne, überall war es dabei, wo Jugend und Schönheit lachte. Unvergessene Lieder von unvergessenen Stimmen gesungen, nun verstummt und verhallt, die Stimmen und die Lieder ... „Sei gegrüßt, o holde Schöne!“ — „Ich grüße Dich“, „O säh' ich in den blauen Strom“, „Ich wollt, ich wär der wilde Nord“ — „Weit, weit über das Meer“ und viele, viele andre — in der Zeit der blauen Blume gedichtet und vertont — Sehnsucht, weite Fernen und Waldeinsamkeit atmend — verhallt in einer schneller lebenden, lauteren Zeit ...

Hierher gehört auch das Haus Leo Meyers, das feine und liebe, in Musik, Anmut und Gastfreiheit. Der wunderschöne alte Mann mit den sanften, edlen Zügen, so köstlich vererbt auf seine noch schönere, nur ins Altrömische hinüberspielende älteste Tochter mit ihrer wunderbaren, wie samtenes Nachtgewölk anmutenden Stimme. In diesem Hause sang alles, — wo nicht im Solo, so im Quartett oder Chor, — und alles, was sang, ging dort aus und ein. Eine feine, wenig erdbeschwerte Luft war es, die dort herrschte in dem lieblich am Abhang liegenden, braunen Schweizerhause mit dem schönen, terrassenförmigen Garten, und dem riesigen, löwenfarbenen Leonberger Leo, dem treusten Freunde des Hauses, der aber die blonde Bestie im buchstäblichen Sinne wurde, wenn unbefugte Tritte oder sich leichtsinnig geberdendes Studentengesindel dem stillen Hause nahte. Halbe Korporationen gingen hier, Gastlichkeit suchend, zu allen Zeiten aus und ein. Zuerst waren die Hauswirte selber noch jung und lebensfroh, später wurden es die Töchter, und nur die Semestergänge wechselten. Hier spielte man Theater, veranstaltete Singspiele, fanden Privatproben zu Vogel'schen Aufführungen statt, auch eigne Quartettveranstaltungen, — eine stetig wechselnde Luft und ein elastischer Strom ging durch die offenen Türen der kleinen, jedoch merkwürdig dehnbaren Zimmer. Meyers hielten es am engsten mit den zwei Professorenhäusern Alexander von Oettingen und Wilhelm Volck, den beiden bekannten Theologen jener Jahre.

Der alte „Papst“ —, unter diesem Namen lebt er ja wohl noch am unverblaßtesten unter allen Balten, — thronte in seiner schönen, roten „Engelsburg“ im Domgraben, einem köstlichen

kleinen Wohnsitz zu allen Jahreszeiten, am schönsten im glitzernden Rauhreif. Dort hauste er, kinderlos, mit seiner um 10 Jahr älteren Frau Berta, einer scharfgeistigen, herben und urwüchsigen alten Dame, ihm in glücklicher und engverwachsener Ehe verbunden. Ein schönes und vergeistigtes Heim, reicher und glanzvoller als das der meisten Kollegen, die weder den Beutel noch das Auge dazu hatten. Ein kleiner, aber auserwählter Kreis gehörte zu den Intimen dieses abgeschlossenen Heims, die Oettingen'sche Verwandtschaft, die Fakultätskollegen, Meyers und sonst noch, wer würdig befunden ward, in dieser auserwählten Luft zu atmen, oder wessen Geist es verstand, mit dem sehr speziellen Oettingen-Geist Freundschaft zu halten. Denn es war ein scharfgeschliffener Geist, und nicht jeder hielt ihm stand in dem Lande, wo geistiges Behagen zur ersten geselligen Anforderung gehörte. War man jedoch ein gern gesehener Gast dort, so konnte es einem schon wohl werden unter den Augen dieses gedankensprühenden und — wenn's ihm danach zu Mut war — auch strahlend liebenswürdigen Mannes mit dem wundervollen weißlockigen Kopfe und den geistglitzernden hellblauen Augen. In jedem Falle atmete reine Höhenluft, wer über diese Schwelle trat. Und nicht nur strenge Wissenschaft, nein alle holden Künste, Literatur und Musik an der Spitze, waren hier zu Hause. Bald war's eine neue Hamlet-Version (Oettingen war ein ganz hervorragender Shakespeare-Kenner), bald ein neuer Wildenbruch oder Echegaray (beide damals sehr in Mode), dann wieder eine geistvoll überraschende Beleuchtung der Matthäuspassion oder die Oberammergauer Spiele, — immer von neuen Gesichtspunkten aus, immer lebensvoll, immer für lange Zeiten haften bleibend.

Ein Wort noch über Alex. v. Oettingen als Kanzelredner, wo er in mächtiger Rhetorik, pointierter Dialektik oft wahre Blitze hinab schleudern konnte, bis er mit fortschreitendem Alter immer tiefer in einen mächtigen, erschütternd ernsten Gedankenreichtum hineinwuchs; doch blieb ihm die faszinierende Lebendigkeit der Mimik und Diktion bis zuletzt eigen.

Nicht am wenigsten fortreißend wirkte der Wettstreit zwischen ihm und Wilhelm Volck, dem Professor der alttestamentlichen Exegese. Es war gar keine leichte Sache, mit diesem breiten

Bayernschädel aneinander zu rennen, wegen des gar starken und bedeutenden Inhalts, der in besagtem Kopfe steckte. Wie fechtende Rappiere klirrten die Gedanken der zwei Fachkollegen aneinander, daß es eine Lust war zuzuhören. Je sprudelnder und paradoxer Alexander, umso schlagfertiger und frappierender Wilhelm, der dabei mit seinem breiten Bayerndialekt köstlich zu der klingenden Sprache des glanzvollen Oettingen'schen Organs kontrastierte. Oft meinte man die Gedankenfunken sichtbar aneinanderstieben zu sehen, atemlos horchte man hin, um sich nur ja nichts entgehen zu lassen. War Oettingen seinem Kollegen in scharfem Witz öfter voraus, so schlug Volck ihn wieder mit der saftigen Kraft seines Humors und hatte die Lacher auf seiner Seite, auch wenn es um ernste Diskussionen ging. Doch zu Hause führte der liebe alte Volck nicht allein das Regiment, denn neben ihm hielt Frau Malchen die Zügel fest in den Händen, den arbeitsharten, aber gediegenen Händen einer reichsdeutschen Hausfrau.. Es ist hier nicht der Ort, Anekdoten vom alten Volck zu erzählen, derer ohnehin recht viele kursieren. Wohl aber hätte ich jedem, der eine Ader für Humor besitzt, gewünscht, persönlich sowohl häusliche wie gesellschaftliche Begegnungen mit Volck zu erleben, die von überwältigender Komik sein konnten, um so schlagender, je ernster das Original selbst sich dabei gebärdete. Eine wenig bekannte Geschichte von ihm dürfte folgende sein. Eines späten Novemberabends, wohl zwischen 10 und 11 Uhr, schellte es heftig im Universitätspastorate. Das Mädchen öffnet, und mit etwas verstörtem Gesicht und hochgezogenen Augenbrauen steht echauffiert und durchnäßt Volck da. „Wilhelm, ums Himmelswillen, wo kommst du so spät her?" fragt erschrocken der alte Prof. Ferdinand Hoerschelmann, aus dem Wohnzimmer tretend. Keine Antwort. Langsam zieht Volck seinen Überzieher aus, schüttelt die Nässe aus seinem Hut und geht dann mit großen Schritten ins helle Wohnzimmer, in dem bei der Lampe, die Arbeit zusammengelegt, zum Schlafengehen bereit, müde die meist kranke Frau Prof. Hoerschelmann sitzt.

„Setz dich doch wenigstens, Wilhelm, du bist ja ganz außer Atem". — Volck schüttelt den Kopf und geht schweigend auf und ab, — beide Hoerschelmanns warten.

Auf einmal stößt er hervor, — in seiner Aufregung bayrischer denn je redend, — „Wert'nand, ich hab'n Gind!“ „Was, was? was red'tst du da, Wilhelm!“ „Ich hab'n Gind, Wert'nand!“ „Um Himmelswillen, was heißt das — du ein Kind!?“ „Tja, Wert'nand, 'sis eb'n'n Gind da!“ „Ja, wie ging denn das zu?“ „Na, ich ßaß krad' un schtutierde meine hädiobisch'n Fukkab'ln, da hör ich trausen vor der Dür was finseln, — na, ich teng, 'sis der glaine Hund von der Peddy (Betty, seine jüngste Lieblingstochter) un fill'n reinlassen, un wie 'ch die Dür öffne, so liegt da'n Gind, 'n glaines Gind — nun sag mal bloß Einer! ...“

„Ja Wilhelm, was wirst du denn damit machen?“ „Tja, das is eb'n d'Sache! Seh'ns, Frau Perda, wer wird's Gind ßäugen! d'Malje (Frau Malchen) is nu aus'n Sßäug'n raus, un ich hab's auch net g'lernt ...“ Alles dies bitter-verdrießlich, im Ton äußersten Mißbehagens; auch als das Ehepaar sich bei dieser Stelle ansah, um in ein schallendes Gelächter auszubrechen, verzog er keine Miene. —

Man erkannte ihn dann kaum wieder, wenn er auf der Kanzel, trotz seiner derben Häßlichkeit lutherartig wirkend, mächtige Gedanken, in mächtiger Sprache, wie ausgewurzelte Waldstämme mit wuchtiger Faust in die Kirche hinabschleuderte, von unerbittlichem Ernst und klar wie Bergkristall, kantig, nicht scharf.

Ebenfalls ein großer Kanzelredner von damals war der Professor Reinhold Seeberg (später Dekan der theologischen Fakultät, dann Rektor der Universität Berlin). Seine Klinge war geschliffen, wie die Alex. von Oettingens, aber haarfein, nicht weniger funkelnd, doch nicht so mächtig. Dazwischen erinnerte er fast an den Typus des feingebildeten katholischen Geistlichen, trotz all seines zweifellosen Protestantentums; biegsam waren Geist und Zunge, wunderbar gehorchte ihm das Wort, knisternd unter seinem beweglichen Geiste. Einschmeichelnder in den Formen, als dies sonst in des herben Livländers Art lag, bestechender in seiner Liebenswürdigkeit, ein fortreißender Dialektiker, dem nicht leicht beizukommen war.

Der kleine, liebenswürdige, schwarzbärtige Sachse Prof. Mühlau mit seiner feinen, vornehm zurückhaltenden Frau, in dem hübschen braunen Holzhause, oben im grünen Dickicht des

Domgrabens, wo fast alle Theologen dicht bei einander wohnten, besaß die liebenswürdigsten musikalischen Gaben, die ihn bald als Chordirigenten zu großen Serenaden und kleinen Aufführungen, bald als Begleiter von Solosängern, in den engsten Kreis der Vogel'schen Intimen hineinführten, — alles mit sich stets gleichbleibender, geschäftiger Lebhaftigkeit und unverfälschtem „Träsdener" Sächsisch.

Unter sie herein ragte die erzene und ergreifende Gestalt des früh entrissenen Prof. Moritz von Engelhardt, ein Mensch, wie man sie nur noch selten zu sehen bekommt. Aus einem Guß der akademische Lehrer, der Kanzelredner, der Freund, der ganze Mensch. Obgleich er seinem Coetus und Schwager Alex. von Oettingen (dessen Schwester Malutta Engelhardts Frau war) eng in Freundschaft verbunden war, gab es doch keinen stärkeren Kontrast als diese zwei Männer. Der damals noch auf der Mittagshöhe kämpfende und irrende Oettingen steifte sich, trotz seines geistig leicht hochfahrenden Wesens, doch nicht auf sein adliges Geburtsrecht; der abgeklärtere, menschenfreundlichere Moritz von Engelhardt war im Grunde ausgesprochener Aristokrat. Er war auch einer von den wirklich Vornehmen, war es bis in die letzte Konsequenz, auch als Christ. Und deshalb gingen so starke Wirkungen von ihm aus, diesem wundersam bedeutenden Manne, bedeutend insonderheit als Charakter und in seinem erschütternd kompromißlosen Ernst. Eine Predigt von Moritz v. Engelhardt — er predigte selten — war jedesmal ein Erlebnis, wie eins der abgrundtiefen Beethoven-Adagios auf den Zuhörer wirkend.

Zwischen ihnen als der geliebte Freund, der Ausgleichende, der Versöhnende, stand der gütige und harmonische Prof. Ferdinand Hoerschelmann.* Mehr Seelsorger als Redner, mehr geläuterter und erprobter Christ als bedeutender Geist, wirkte er, wie es wenigen gegeben, durch seine ernste Milde und Klarheit in der Gemeinde wie von der Kanzel, unter den Studenten durch sein verständnisvolles Entgegenkommen, seine väterliche Güte und auch durch sein gastfreies Haus, das er wöchentlich einmal, trotz seiner schwerleidenden Frau, der Jugend öffnete, und das

* Schwiegervater der Verfasserin.

zugleich das Bild des estländischen Pastorats voll Liebenswürdigkeit, harmloser Gemütlichkeit, — voll Lieder und edler Musik war, zugleich auch ein Mittelpunkt feiner akademischer und schöngeistiger Interessen. Ein Mensch von ergreifender innerer Demut und kluger Bescheidenheit gab er das Bild des Christen, wie die alte Bibel ihn uns vor Augen führt, in stiller und ergreifender Weise, ohne Getue und Aufwand. Typisch für ihn waren noch seine letzten Worte auf dem Sterbebette, — wie er mit schweren Sorgen um seiner Seele Heil rang und seine Frau ihm tröstend zusprach: „Ferdinand, du kannst doch wahrlich ruhig eingehen zu deinem Gott —" wenn einer es konnte, so war er es! — „Du warst doch allezeit ein treuer Diener deines Herrn," — da wandte er seinen Kopf, fast unwillig von diesem Lobe, und murmelte: „Nein, nein, nur Gnade, nur Gnade" — —

Ein vielen unvergeßlicher Anblick war es, wie am offenen Sarge, unter den vielen Blumen, der großen Menschenmenge, im kleinen Universitätspastoratssaal, der greise, schneeweiße Alex. v. Oettingen, sein treuer Gefährte und Freund, stand und, ihm ein kurzes Geleitswort gebend, mit erzitternder Stimme und zuckender Lippe sprach: „Nun gehst du also auch davon, alter treuer Freund! Alle, alle seid ihr gegangen, und ich Alter — bin allein übrig geblieben." Da war etwas in Oettingens Ton, was noch keiner bisher bei ihm gehört, und das vergaß man nie.

Es war, als hätten die damaligen Theologen ein Privileg auf die Musik gehabt. Oettingen, Mühlau, Ferd. Hoerschelmann — sie alle waren berufene Hüter klassischer Musik. Die beiden letzteren auch ausübend als tüchtige Klavierspieler, der liebe alte Hoerschelmann zudem noch als unermüdlicher Gründer gemischter Gesangsquartette. Eifrig diskutierend, kritisierend, kopfschüttelnd oder händereibend, stirnrunzelnd oder strahlend sah man diese drei, mit ihnen noch einige andere strenge Klassiker, im Winter in den Pausen der großen Oratorien- oder Symphoniekonzerte im Aulasaal der Universität, wo damals alle diese Aufführungen stattfanden, herumstehen, mit dem ganzen Menschen beteiligt bei jedem neu aufgeführten Bach, Händel oder Beethoven.

Die Brüder Oettingen waren übrigens alle musikliebend und musikalisch. Neben dem musikklassischen Alexander stand der

musikparadoxe Arthur v. Oettingen, der Physiker, einer der amüsantesten Köpfe der damaligen Zeit, ein in seiner Art ergreifender Idealist von kindlicher Utopienschwärmerei, dazu ein weißglühender Disputax und Kämpfer. Die drei Brüder Alexander, Arthur und Gori im gemeinsamen Disput miteinander zu hören war schon beinahe kein Vergnügen mehr für die Umgebung, obgleich das jugendliche Hahnentum der drei Grauköpfe doch auch wieder erfrischend wirkte! Schließlich wußte man schon, daß sie lieber getrennt zu Gaste gebeten wurden, als zusammen, denn sie entrannen dem Bruderzank doch nie! —

Gori von Oettingen, der frühere Rektor, später Stadthaupt von Dorpat, war „der feinste Kopf" von ihnen. Scharf sein Witz wie eine Toledoklinge, brillierend und nie versagend seine Schlagfertigkeit. Beide Brüder, er wie Alexander, hatten viele und enragierte Feinde, wie alle Oettingens. Vorüber konnte keiner an diesen markigen Livländern voll Geist und Schroffheit gehen. Auch bei ihnen glätteten jedoch Zeit und Leid manche Ecken, und niemand, der des alten großen Dorpat denkt, mag die Oettingens als ragende Pfeiler missen.

Arthur war der liebenswürdigste und impulsivste von ihnen. Ein geistvoller Fachmann, den Kopf stets voll neuer, schöpferischer Gedanken und Pläne, auf deren praktische Durchführung es ihm in seiner genialen Art stets weniger ankam, — lebte er höchstens mit einer Fußspitze auf dieser Erde — alles andre schwebte in vierten und fünften Dimensionen neuer physikalischer und musikphysikalischer Theorien. Dazu angebetet von seinen Schülern, die er zu inspirieren verstand, wie sonst kaum einer. —

Dann die drei andern Namensbrüder Dorpats: Oswald — Karl — Alexander Schmidt, Oswald und Alexander wirkliche Brüder. Ersterer, zu den Juristen gehörig, mit seinem unverwüstlichen Phlegma, seiner stillen Innerlichkeit und Verschlossenheit, hinter der viel wahre Menschengüte lag, äußerlich das Bild des typischen deutschen Professors, ein Stiller im Lande und auf seine Art ein Original, sein Haus mit zu den gastfreisten der Stadt zählend, anmutig belebt durch seine zarte, feine Frau und seine hübschen, lebenslustigen Töchter.

Neben ihm sein berühmter Bruder Alexander, der „Blut-

schmidt"*, mit seinen schönen, bedeutenden Kindern und seiner eigenen unheimlich-bizarren Maske, der großen, rostbraunen Glatze, der riesigen, schwarzen Brille, dem seltsamen und gedankenschweren Gesicht. Zündend witzig, ja epikuräisch am Kneiptisch, unter der Jugend, bei schönen Frauen, — von unergründlichem Ernst, wühlender Tiefe, unbestechlicher Schärfe nachts am Studiertisch, mehr ein „Einsamer" als ein Gesellschaftsmensch.

Zuletzt der elastisch schreitende „Paßgänger" Karl Schmidt, — Kurländer, — der ewig Junge mit dem charakteristischen, lebensvollen Gesicht, dem grauen Bürstenhaar und grauen Spitzbart, der in ihrer Schnelligkeit verblüffenden Sprache, der alle, selbst baltische Grenzen überschreitenden Gastfreundschaft seines echt kurischen Hauses, das Werk- und Sonntags wahre Horden von lebenslustigen und hungrigen Studenten und jungen Mädchen aufnahm! Eine große Menschenliebe, ein in seiner Kritiklosigkeit oft rührender Menschenenthusiasmus, und zudem ein scharfer Gelehrtenkopf von weittragender Bedeutung in seinem großen Fach der Chemie.

Karl Schmidts eben angedeutete menschliche Eigenschaften fanden ein Pendant in Edmund Russow, dem Botaniker, der mit seiner liebenswürdigen und originellen Frau Emma im entzückenden alten Botanischen Garten hauste, — zwei Elementargeister von pantheistischer Naturdurchdrungenheit, in Sumpf und Wiese, Wasser, Wald und Moor jedenfalls mehr zu Hause, als im Salon oder auf dem Katheder. Beide in ihrer Art Originale, doch liebenswerte.

Originale waren, in diesen an Originalen überreichen Jahren, auch die beiden Brüder Rosenberg, Alexander und Emil, — der eine Zoolog, der andere vergleichender Anatom. Eingefleischte Junggesellentypen, trotz einer späteren Heirat des ersteren, stille, latente, kantige Naturen, von einem sanften und doch auch kaustischen Humor eigener Art.

Originale waren die Häuser Schwarz und Teichmüller. Schwarz, der alte Astronom oben auf der Domsternwarte, ein

* Vater des Mathematikprofessors Erhard Schmidt in Berlin.

kleines Männchen mit langen weißen Haaren, großen, merkwürdig durchsichtigen Augen unter hoher, kahler Stirn, eine E. Th. A. Hoffmann-Figur, mit seiner alten Frau, die Malerin war, und wohl so ziemlich alle bedeutenden Köpfe der Stadt porträtiert hat, — ein stilles, kleines, künstlerisches Haus voll intimer Reize.

Der Philosoph Teichmüller in seinem versteckten Gartenhause, mit seinem phantastischen, in der Regellosigkeit und den Dimensionen fast genial wirkenden Vegetariertum, dem er und seine ganze Familie frönten, und wo mächtige Säcke voll Erbsen, Mandeln und Rosinen, in der offenen Vorratskammer oder im Speisezimmer allezeit bereit stehend, die Einbildungskraft der übrigen, fleischfressenden Dorpater Professorenkinder lebhaft entzündeten. Die ganz für Naturwissenschaften und Sport lebenden Söhne, die begabten malenden und klavierspielenden Töchter, der kleine, rotblonde, bebrillte Vater mit der berühmten offenen Hand, — man sagt, er hätte allmählich Kapitalien an bedürftige Studenten verliehen, — und den mystisch-pantheistischen Ideen seiner Lebensphilosophie. —

Dann tauchen plötzlich zwei hagere, gespenstische Gestalten vor mir auf, die zwar nichts mit einander zu tun hatten, doch äußerlich verwandt waren: Brunner, der irgend was mit Nationalökonomie zu tun hatte, und der klassische Philolog Mendelssohn. Ersterer ein Kreisler-Typus, als sei er direkt aus Schumann-Hoffmann herausgezaubert — lang, hager, vornübergebeugt, schwarz, mit roter Habichtsnase, nahestehenden funkelnden Augen, fuchtelnden Bewegungen und ganz und gar Musik (Geige), Frau und Tochter gleich schwarz, gleich beweglich, schillernd gekleidet, wie zwei Paradiesvögel wirkend. Mendelssohn von ausgesprochenem Bocher-Typus, blaß, hohläugig, schmalschultrig, eine schemenhafte, nachtwandlerische Gestalt, wie Peter Schlemihls Schatten, unheimlicher der Phantasie durch sein furchtbares Ende (er ertränkte sich im Morgengrauen auf eine furchtbare Art), das damals wie ein fremdes, schauervolles Etwas, fremdkörperartig, durch die klare, an Sensationen nicht gewohnte Luft Dorpats ging.

Nicht zu vergessen auch Dragendorffs, des Pharmazeuten, liebenswürdig gesellige Persönlichkeit, von so großer Bedeutung

am Studiertisch und im Laboratorium, so harmlos kindlich im täglichen Leben, — lauter tüchtige, ihren Platz ausfüllende Söhne erzeugend und erziehend. — Nicht zu vergessen auch Bernhard Körber, den Treuen, Guten, mit seiner verblüffenden Häßlichkeit, seiner berühmten Knarrstimme und seiner grundehrlichen Zuverlässigkeit.

Aus älterer Zeit taucht dann Flor auf, der Zoolog, mit seinem riesigen hellgrauen Schlapphut, seinem glattrasierten, unbeweglich verschlossenen Gesicht und seiner schönen, üppigen Frau, unter dem sonstigen Typus der Dorpater Professorenfrauen wie eine vlämische Patrizierin aus Rubens Zeit wirkend, — er, und der alte Prof. Johannes v. Holst, Geburtshelfer in allen Honoratiorenwochenstuben Dorpats, — eine höchst charakteristische Figur in Gestalt und Wesen: von fast unwahrscheinlicher Länge, so daß es physikalisch wirklich beinahe unmöglich für ihn schien, sich gerade zu halten, dazu der stark an Richard Wagner erinnernde, scharfgeschnittene Kopf, die langen Storchbeine mit den Riesenschritten, das ursprüngliche, derb zugreifende Wesen, das mit den Männern, die er gut, — mit den Frauen, die er besser kannte, — nie viel Federlesens machte.

Nur nennen möchte ich von den jüngeren einheimischen Medizinern den harmonischen, klardenkenden und humanen Prof. Karl Dehio, der, in das Ende jener großen Zeit hineingehörend, doch in ihren Traditionen groß wurde. Dagegen gehört ganz in diese Epoche die ragende Erscheinung Eduard von Wahls, des Chirurgen. Denke ich jetzt, nach 25 Jahren, an den ästhetisch-künstlerischen Nimbus, den Alex. v. Oettingens und Ed. v. Wahls Häuser für das übrige Dorpat hatten, jetzt, wo Schönheit und Anmut im Hause längst zur Unentbehrlichkeit geworden, kommt mich ein Lächeln an. In jenen ästhetisch primitiven Zeiten äußerster Dürre mußten solche Häuser wie Museen, ihre Inhaber wie eine Art Medici erscheinen; nur mit schauernder Ehrfurcht betrat man die geheiligten Räume, wo Ölbilder an den Wänden hingen und Bronzefiguren unter Palmen standen ... In Eduard v. Wahls feiner Häuslichkeit, die wohlhabendes Behagen atmete und, wie die ganze Familie, einen starken, vielleicht dazwischen etwas gewollten Zug ins Englische hatte, „künstlerten" fast alle

Kinder. Eine Tochter hatte ein feines Maltalent, die Söhne starken künstlerischen Blick und eine geschickt formende Hand. Aber der alte Herr mit dem Lord-Typus, dem abgemessenen Wesen, der phlegmatisch-vornehmen Freundlichkeit und der zielsichern Chirurgenhand war die Krone des Hauses. Die Geselligkeit dort war vielseitig und hatte für damalige Dorpater Verhältnisse immerhin einen leicht mondänen Anstrich.

Ein ganz anders geartetes Haus, an dieser Stelle nur genannt, weil es gleichfalls Anspruch auf Schönheit und künstlerisches Verhältnis machen konnte, war das des Prof. Wiskowatow. Wiskowatow war der einzige Russe in der damaligen Professorenschaft und hatte einen schweren und eigentlich gänzlich einsamen Stand bei der unerbittlichen nationalen Exklusivität jener Zeit. Er hätte freilich auch kaum hineingepaßt in diesen, allem Luxus und allem Materiellen abgewandten Kreis, mit dem sybaritisch weichen Genießertum seines Wesens und Hauses, das etwas Makart'sche Farbenglut und Üppigkeit atmete, — wenig auch mit dem hier fremdartig anmutenden Wesen seiner Damen, die abwechselnd die kornblonde Lichtheit des germanisch wirkenden Vaters in seiner Lohengrinschönheit, und die zigeunerisch faszinierend wirkende Pikanterie seiner italienischen Frau zeigten.

Unter den Philologen war eine besonders sympathische Persönlichkeit Prof. Leopold v. Schroeder, der Indologe und Dichter lieblich fremdartiger Orientsagen, voll leuchtenden Idealismus und hochbeschwingter Seele, keinen Platz in den Niederungen des Lebens findend und ohne Erdenschwere. Seine Wissenschaft rief ihn nach dem fernen schönen Wien, sein altes Baltenherz blieb unwandelbar in Livland, in Dorpat, an das ein nie verwelkendes Heimweh ihn band.

Gleich ihm einer der wenigen Überlebenden ist der schlichte Historiker Hausmann, ein kristallklarer Deutscher in seiner Treuherzigkeit, im zähen Festhalten am Alten, unschätzbar als Freund, nie vergessend treu ohne viel Getue. —

Ein Gegenstück zu ihm sein weiterer Kollege, der quecksilbrig lebhafte, warmherzige und spontane Wilhelm Hoerschelmann, Vetter des Universitätspastors, der große Rhythmiker voll tiefer Naturliebe und -kenntnis, mit seiner schwerleidenden,

edlen und sanftheiteren Frau und seinen vier begabten Söhnen, unter ihnen der Schattenspielkünstler Rolf in München. —

Dann kamen noch die Juristen, von denen ich nur Oswald Schmidt neben seinem bedeutenderen Bruder erwähnte. Zu ihnen gehörten außerdem Erdmann, Engelmann, Rohland und Bergbohm, vier grundverschiedene Typen.

Engelmann, der schwerfällige, genaue, nüchterne Rechtskenner, nicht ohne latente Eigenart und von metallener Zuverlässigkeit. Rohland, der steife, aristokratische, zugeknöpfte, zu dessen Stil die adlige Frau und das erworbene Landgut paßten; von kühler Objektivität und vornehmer Sachlichkeit, der Mensch scheinbar hinter dem Fach zurücktretend; bis man dann nach geraumer Zeit erst unter dieser Schale einen feinen, verinnerlichten Idealismus und die dem damaligen Balten eingewurzelte Treue fand. Auch einer von den Sachten, den man, nachdem er spät entdeckt war, ungern aufgab. Gleich Leo Schroeder hing er, einem Ruf nach Freiburg folgend, unwandelbar an Livland.

Der Jüngste von ihnen, Bergbohm, ein Rigaer Kind, war schneidiger, leichtblütiger, realer, doch ein Gentleman durch und durch, seine höheren materiellen Ansprüche kündeten seine Herkunft an; — er rauchte gute Zigarren, trank nur guten Wein, wohnte und aß gern gut und fein.

Carl Erdmann*, der letzte Professor für Provinzialrecht, war einer der markigsten Livländer alten Schlages, ein Feuergeist, wunderbar das Wort beherrschend und von umfassender Bildung; mit Alex. v. Oettingen der glänzendste Vorleser und Redner jener Jahre, eine mächtige, schwer zu vergessende Persönlichkeit.

Und dann gruppierten sich noch die Ausländer um jede Fakultät. Zuerst die der älteren Generationen, ganz einverleibt in den alten Dorpater Professorenstamm, die schon genannten Leo Meyer, Volck, Mühlau usw. Zu ihnen gesellten sich aus alter Zeit noch der nervöse, cholerische Jurist Loening, mit seiner entzückend liebreizenden Frau, einer lebenden Kopie des Bildes von der Gräfin Potocka, der Kunsthistoriker Loeschcke, ein Stiller, Feiner, bei dem man die Empfindung hatte, als liebkosten seine

* Vater der Verfasserin.

schlanken Hände immer irgendeine Marmorplastik, und als sei in seinen versonnenen Augen etwas von Praxiteleischer Schönheit geblieben. Später dann der vergeistigte, idealistische Anatom Rauber, der selbst den Laien zu ehrfurchtsvollem Verstummen vor der Größe seines Stoffs hinriß. Endlich der europäisch berühmt gewordene Psychiater Kraepelin mit seinem schlichten, freundlichen Wesen.

Die sich später Angliedernden fanden wohl noch hier oder da Anklang, auch gegenseitiges Verstehen und Sympathie, doch zur alten Garde gehörten sie nicht mehr, konnten sie nicht gehören, es waren nicht mehr die Leute dazu, — ein neuer Schlag, derber, erdgeborener.

Und eine neue Zeit war angebrochen, die die alte zu Grabe läutete.

Bevor ich jedoch dies Grabgeläute heraufbeschwören muß, das dem, der jene Zeiten erlebt, ein nicht kleines Stück eignen Lebens mitbegrub, muß ich noch viel erzählen.

Ich muß z. B. auch sagen, daß trotz vorhin zugegebener hochmütiger Exklusivität, den alten Dorpater Professorenkreisen so oft zum Vorwurf gemacht, doch immerhin so manches gar nicht oder doch nicht unmittelbar akademische Element in warmer Fühlung mit dem engeren Universitätskreise war.

In erster Linie waren es die Ärzte, die man zuerst einmal brauchte und die dann oft zu Hausfreunden wurden, die typischsten Gestalten unter ihnen Ludwig Senff und der alte Sahmen. Damals, wo das Spezialistentum noch so gut wie gar nicht zu haben war, der Hausarzt also natürlich eine große Rolle spielte, war er in den Familien oft Vertrauter und Mitwisser, Ratgeber und Helfer. Oft gings bei den komplizierten Spezialkrankheiten ja vielleicht wohl um ein Häppchen vorbei, — doch im ganzen war es auch hier ein ideales Verhältnis. Denen, die nun, an des nervösen, reizbaren, amüsanten Ludwig Senff Art gewöhnt, von dem zu früh Heimgegangenen zu dem „stummen Heinrich" übergingen, war sein unbesiegbares Schweigen anfänglich ein großes Hemmnis, denn man erfuhr ja nur mit knapper Not, wie schwer, ob und woran der Patient überhaupt erkrankt sei, — dann aber gewöhnte man sich an diesen Gegensatz und schätzte die Ruhe,

den ab und zu durchbrechenden trockenen Humor des wortkargen alten Originals. —

Zu den Juristen wurden die Advokaten Dorpats zugezogen, doch waren sie ja wohl oft ein anregendes, aber nicht immer zuträgliches Element, sie brachten eine Lebemannsmode hinein, die für das, an der schönen Symphonie dieser Sphäre geschulte Ohr ein Mißton sein mußte. Unter ihnen soll aber der alte Selly Lieven nicht unerwähnt bleiben, ein feiner Juristenkopf, vorzüglicher Kenner seines Fachs, mit einem scharfen und schlagkräftigen Witz begabt, ein allbeliebter Tafelgast und guter spiritus agens so mancher, in streitbarem Disput verbrachten Abende.

Unter den Lehrern, von denen einige wenige in den Professorenkreisen aus und eingingen, war es einer, dessen Name in diesen Blättern nicht ohne Ehrfurcht genannt werden soll, der Historiker Georg Rathlef. Selbst ein Professorenkind, war er in akademischer Luft großgewachsen, um nun seinerseits die Kinder der jetzigen Professorengenerationen den steil anklimmenden Pfad zu seinen Geschichtsidealen hinaufzuführen. Kaum ein Haus, wo nicht eins oder alle Glieder seine Schüler und Schülerinnen gewesen waren durch zwei Generationen hindurch, — und er war unermüdlich in seiner Begeisterung, unwandelbar in seinem Idealismus und seiner glühenden Gewissenhaftigkeit. Nicht ohne daß mir das Auge feucht dabei wird, fällt mir das alte Wort ein: „Siehe einer, an dem kein Falsch ist . . .", denke ich an Georg Rathlef's, für die Annalen Dorpats wohl unsterbliche Figur, mit dem hager durchgeistigten Gesicht, den brennenden Augen, dem roten Zwirbelbart und dem rührend schweren Bücherpacken unter dem müden Arm, wenn er im Laufschritt die Straßen Dorpats zu oder von einer Stunde durchraste. Keine edle Tat geschah, ohne daß er nicht irgendwie daran Teil nahm, meist in flammender Rede; noch weniger aber konnte ein Irrtum oder eine Ungerechtigkeit in der Stadt durchgehen, ohne den noch flammenderen Protest dieses skrupulösesten aller Ethiker. Er konnte sehr unbequem mit seiner steten sittlichen Forderung werden, wie alle seinesgleichen, dieser baltische „Volksfeind Dr. Stockmann", — solange es aber auf unserer amerikanistisch ge-

wordenen Welt noch Menschen gibt, die immer noch töricht genug sind, nicht von Brot allein zu leben, solange wird Rathlefs Name auch unter ihnen obenan stehen, als der eines stillen Märtyrers seiner Lebensanschauung. —

Aber auch der nordlivländische Adel gesellte sich damals nicht selten zu den Professoren und zog diese wiederum in seine Häuser. Jedenfalls stand eine Reihe von ihnen, schon durch das einstige gemeinsame Studium an der alten alma mater, stets in engem freundschaftlichem Verkehr mit den Landesvertretern. In jener Zeit und in dieser Sphäre verwischten sich die kleinlichen Klassenunterschiede. Auf den akademischen Bällen, sowie denen der Studentenkorps fanden sich Adel und Professorenkreise ebenso, wie andererseits es der wirklich gebildete Adel sich zur Ehre rechnete, den oder jenen bedeutenden Mann zu intimeren Diners heranzuziehen. Ideal waren diese Zustände in Livland nie, werden es nie sein, — doch immerhin nicht mehr ganz mittelalterlich, sondern einigermaßen würdig.

Noch muß ich kurz eines Hauses gedenken, das, obwohl außerhalb der engeren Professorensphäre stehend, doch wie kein anderes die Blüte der Universität um sich zu scharen wußte. Es war das vielgeliebte des Kurators Saburow, — späteren Ministers der Volksaufklärung, — und seiner anmutig geistreichen und lebenslustigen Frau Lolja, geb. Gräfin Ssologub, Tochter des bekannten russischen Dichters. Eine derartige Vereinigung aller Elemente: der russischen Hocharistokratie bis zu Prinzen und Großfürstinnen hinauf, des örtlichen Landadels, der fine fleur der Professorenschaft und der besten Vertreter der studierenden Jugend — konnte in solcher Zwanglosigkeit nur in einem russischen Aristokratenhause stattfinden. Saburows kluger Takt, sein ruhig die Verhältnisse durch- und überschauender Blick, seine vornehme Unparteilichkeit sicherten ihm das Vertrauen der ganzen akademischen Gesellschaft, das er sich bis zum Schluß seiner Dorpater Zeit ungeschwächt zu erhalten gewußt hat. Seiner Frau graziöse und beseelte Liebenswürdigkeit aber nahm alle Herzen gefangen. Dorpat vergötterte Lolja Ssaburow wie nie vorher oder nachher eine Frau. Die Studenten huldigten ihr mit Serenaden, machten sie zur Königin ihrer Bälle, überschütteten sie mit Blumen. Die

ernsten Professoren huldigten der Lieblichen samt und sonders, jeder auf seine Art. Sie alle aber fanden in diesem Hause Gastfreundschaft und Anregung, Vergnügungen und gesellige Zerstreuung aller Art: von Schlittenfahrten, Tanzsoireen, Theateraufführungen und Maskeraden an, — die beiden jungen Schwestern der Hausherrin lebten bei ihr — bis zu den feinsten Diskussions-, Vortrags- und Vorleseabenden in kleinem, zwanglosem oder großem, geladenem Zirkel. Da war einmal wohl Anton Rubinstein oder Sophie Menter herübergekommen, ein andermal der aus Petersburg und seiner todlangweiligen Hofatmosphäre herausflüchtende junge Prinz von Mecklenburg, — sie mischten sich aufs heiterste und degagierteste unter die geistvollen Männer und schönen Frauen der kleinen Universitätsstadt.

Als Saburows aus Dorpat schieden, legte die Stadt Trauer an. Solch eine Zeit blühte ihr nicht mehr! —

Es ist hier nicht der Raum, nicht Zweck dieser kurzen Erinnerungen, nun etwa das ganze Gemeinschaftsleben der Dorpater Professorengesellschaft ausführlich zu schildern, — nur einige Streiflichter auf die markantesten Sammelpunkte im Jahr seien mir erlaubt.

In besonders starker Erinnerung stehen mir da zuerst die Fakultäts- oder Konseilsitzungen der Professoren, zur Beratung interner, akademischer Fragen, Abstimmungen, Wahlen usw. Wie heiß tobte da oft der Kampf! Wie setzten diese Männer, denen damals noch kein Tagewerk höher ging als Wohl und Wehe der alma mater, ihren ganzen Menschen dabei ein, mit dem bei so reifen Männern erquickenden, reinen Idealismus dieses Menschenschlages, dieser Zeit! Und zwar nicht nur, wenn ernste, patriotische Fragen, Stellung und Entwicklung der Universität gefährdend, auf der Tagesordnung standen; nicht nur, wenn schwerste Zukunftssorgen ihre Flügel drohend reckten, — nein, auch in den Einzelfragen, der Tagesdebatte, im solidarischen Vorgehen des „alle für einen", — wie jung und feurig war da der Kampf, wie vornehm, auch bei zäher Gegnerschaft, stets die Wahl der Waffen, wie ausgeschlossen von vornherein jede wirkliche Intrigue, jede Hetzerei oder Dunkelmännerei, wie einzigartig blankgeputzt war immer der Rüstapparat dieses Kreises!

Wie lange vorbereitet, heftig und zäh tobte doch der Kampf damals, als die juristische Fakultät den jungen Dozenten Bergbohm zur Professur ausersehen hatte und durchbringen wollte, mußte, zum Trotz gegen die politisch opportunistische, feindliche Strömung, die einen anderen Kandidaten aufgestellt. Es ging ihnen allen gewissermaßen um Tod und Leben, damals, als der Kampf um solche Fragen noch mit der Aussicht, Bleibendes zu erringen, Wankendes zu retten, Hand in Hand ging ... Noch waren die Muskeln der Entschlüsse aus Stahl, — der Wurf noch kühn und alles wagend ... Das monatelange Werben für ihren Kandidaten zog die Verhandlungen, bald bei dem einen, bald beim andern tagend, oft bis tief in die Nacht hinein, — alles unter Hochdruckspannung — dann die letzten, entscheidenden Sitzungen, das Hängen an einem Haar, einer Stimme, — zuletzt, nach vielen Stunden erbitterten Kampfes bis weit über Mitternacht hinaus, der erfochtene Sieg! Es war die hinreißende Beredsamkeit Carl Erdmanns, der es noch in letzter Stunde gelang, einige aus dem gegnerischen Lager herüberzuziehen, — dann erstürmten sie in dieser dunklen Novembernacht noch die Wohnung des fiebernd harrenden Bergbohm, — diese allgemeine Freude, das Umarmen, das beste Glas Wein aus dem Keller! —

Vor solchen großen oder stillen Abendsitzungen aber ging es, in der bequemen Schummerstunde von 6—7 Uhr, meist ins Lesezimmer der Akademischen Musse; dort lagen die ausländischen Zeitungen und Fachblätter aus; da saßen sie dann in den alten schwarzledernen, geplatzten Lehnstühlen, — dieser oder jener Kollege, still, mit seiner Zigarre, in sein Blatt versenkt, und holte sich „westliche Luft", sog sich oft die Brust voll stärkender Gedanken, die von jenseit der Grenze kamen. So manches intim vertraute Gespräch, so mancher tiefgehende Austausch gegenseitiger Weltanschauung belebte die Ausruhestunden des, trotz ernster Arbeit, doch behaglich und ungehetzt dahinfließenden Lebens.

Den gleichen behaglichen Charakter, bei einem traditionellen Glase heißen Grogs, hatten auch die Fach- und Fakultätsabende, je nachdem, 1—2 mal im Monat, von Haus zu Haus gehend, wo trotz streng wissenschaftlicher Diskussion die Stim-

mung, die über dem Ganzen lag, die ganze gemütliche Ruhe atmete, die diese Atmosphäre ohne Neid und Streit beseelte, — ab und zu immer wieder durchzuckt von knisternden Blitzen scharfen Witzes oder funkelnden Esprits. Nie war man schulmeisterlich, nie doktrinär, immer lebend, immer unmittelbar, — das eben war es, was diese Abende von ähnlichen akademischen Zirkeln andrer Universitäten unterschied.

Und auch das unterschied sie von solchen, daß sie ihr Licht nicht selbstsüchtig unter dem Scheffel für sich allein brennen ließen, sondern es weit und freundlich leuchten ließen. Hier hatten sich 3—4 Freundeshäuser zu regelmäßigen Leseabenden zusammengetan, Männer und Frauen, wo zum Lesen das Allerbeste immer nur gerade gut genug war; wo männliche und weibliche Anschauung sich belebend und fruchtbar ergänzte; wo Katheder-weisheit den frischen Luftstrom durch impulsiveres Erfassen weiblichen Instinkts, weibliche Erdgebundenheit das Emporheben in andere Regionen erfuhr. Diese Abende, wie die Häuser und Familien überhaupt, erhielten gute Anregung durch die kursierenden Zeitschriftenzirkel, die Neuestes und Bestes literarischer und populärwissenschaftlicher Natur in die kleine, abgelegene Stadt trugen; immer bereiteten Boden findend, immer lebendig weiterschwingend, zu eigner Fortentwickelung anregend.

Dann wieder unterbrach wohl auch mal gemeinsames Theaterspielen den etwas ernsten Gang des Jahres. Die jungen Professorenfrauen und -töchter, erstere aber vorzugsweise, und die Studenten sammelten sich zu äußerst lebhaft und heiter hergehenden Proben. Benedix und Schönthan standen damals noch auf der Tagesordnung. Gespielt wurde in der akademischen Musse, vor zahlreichem, aber geschlossenem Publikum; nachher gab's dann einen Tanz, und die anmutigste Schauspielerin war Königin des Festes.

Noch heiterer gestalteten sich die akademischen Bälle, sei es auf der Musse mit Beteiligung aller Studentenkorps, seien es die korporellen Bälle auf dem jeweiligen Konventsquartier des Korps, die sich einer besonderen, wenn auch exklusiven Beliebtheit erfreuten. Größere Verve in Tanz und Stimmung, größere Unbefangenheit, bei brausendem Jugendmut doch feinste Zurück-

haltung innehaltend, erlebte man in dieser Mischung nicht leicht.

An dieser Stelle sei es mir nun auch erlaubt, ein Wort über die Frauen dieses Kreises einzuschalten. Da Zeit und Mode von dem alten Terminus des „schönen Geschlechts" nicht lassen wollen, freut's mich, einen farblosen Gemeinplatz einmal farbig aufglühen lassen zu dürfen: denn die Dorpater Frauen dieser Zeit waren schön. Da nun aber das andre Beiwort des „zarten Geschlechts" zutreffender zu sein pflegt, so sind hier nun mal wirklich nomina odiosa ... Also sei's damit genug gesagt, daß eine Reihe von Professorenfrauen vom lieben Gott extra gemacht waren, Auge und Herz zu erfreuen. Hier in stolzer, königlicher Fülle, dort in schlanker, sprühender Beweglichkeit und da in holder, seelenvoller Anmut. Aber nicht nur lieblich und lebensfroh waren sie. Auch nicht nur geistreich oder vergeistigt. Sie waren mehr als das. Denn sie trugen das seltene und glückliche Gemisch von graziöser Heiterkeit, unbefangenem Freimut, mit der Reinheit und dem angeborenen Gefühl für Höchstes, angeborenen Widerwillen vor Zuchtlosigkeit und Üppigkeit, — eine der baltischen Frau vor anderen ihrer Schwestern des raffinierteren Westens oder gröberen Ostens eignende Qualität. Im tiefsten Sinne waren sie zugleich Schmuck des Lebens und Freundin des Gatten.

Gegrüßt seien sie deswegen für alle Zeit! Denn dieser Typus gedeiht jetzt, wo ein geräuschvolleres, mondäneres Leben auch in entfernteren Winkeln sein Recht fordert, nur noch selten! Es gab nichts, um das alt wie jung sich aber so enthusiastisch scharte, wie das Katheder der Universitätsaula, wenn der Januar gekommen war, mit ihm die alljährlichen Vortrags- und Vorlesungszyklen zum Besten des Dorpater Hilfsvereins. Wohl gab's überall, in den größeren wie den kleinsten Städten Livlands, Vorträge oder dramatische Abende. Nicht darin also lag hier die Anziehungskraft und Besonderheit. Wohl aber in der Elite des Stoffs und der Ausführung. Nur die ersten Kräfte, sozusagen nur „Spezialisten", kamen für letztere in Betracht, sei es auf ihrem ureigensten Fachgebiet, sei es in künstlerischen Darbietungen. In einem großen, bis in den Frühling hineinreichenden Zyklus von Vorträgen wurden die verschiedensten populär-

wissenschaftlichen Themen behandelt, stets aber von höchster Warte aus; nie Familienstil, nie höhere Töchterweisheit, sondern auf das Bildungsniveau der streng gesonderten, akademischen Gesellschaft rechnend, wurde ernstes Wissen in verfeinerter Form geboten. Die bedeutendsten Redner: Alex. v. Oettingen, Wilhelm Volck, Reinhold Seeberg, Karl Erdmann, Georg Loeschcke, Leopold v. Schroeder und noch einige andre waren die Auserwählten. Ein lautlos horchendes Publikum, eine geistige Beteiligung, in lebhaftesten Diskussionen sich oft noch Wochen nachher äußernd, lohnte die Darbietungen.

Dankbarer noch waren freilich die dramatischen Vorlesungen Carl Erdmanns und Alex. v. Oettingens. Da gab es einmal einen Zyklus der altgriechischen Dramen des großen Dreigestirns Sophokles, Aischylos, Euripides, — ein andres Mal den 2. Teil des „Faust" mit Kommentar; vor allem aber war es Shakespeare, der damals in seinen „Gesammelten Werken" vorgeführt ward. Einen Winter gab es einen großen Lustspielzyklus, den andern die Königsdramen, den dritten die großen Tragödien. Dabei füllte reichlich die Hälfte der drei Abendstunden von 5—8 Uhr ein einleitender Vortrag über Entstehung, Stoff, Personencharakteristik, und diese Vorträge waren oft so ziemlich das Geistreichste, was man sich in dieser Art wohl vorstellen kann, würdig ihres großen Gegenstandes. — Nicht unerwähnt bleibe dabei die hohe Vortragskunst der Vorleser, die bei Oettingen durch seine lebhafte Mimik, bei Erdmann durch sein wundervolles Organ, bei beiden aber durch seltenes dramatisches Feuer und überraschende Modulationsfähigkeit der Stimme fortreißende, oft erschütternde Wirkung hatte.

Leichter und anmutiger waren die Lenzesfreuden zur „Mainacht", — Walpurgis am 30. April —, unten auf dem Platz an der alten Domruine, die ernst und weihevoll auf das tolle und selige Treiben der studentischen Jugend herabschaute, — wie ein Symbol des Idealen, das, wenngleich verborgen, über allen traditionellen Studentenfesten Dorpats schwebte, dem lauten Spiel stille Weihe verleihend.

Unten strömten, sangen, tranken, jubelten die buntbemützten und -beschärpten jungen Scharen zwischen den brennenden Mai-

feuern und klingenden Gläsern, — oben lauschten die Frauen und Mädchen, klopften verliebte Herzen, — hinten schlugen die Nachtigallen und dufteten die Syringen, — und von oben sah ein lächelnder Mond auf den ganzen vertrauten Zauber hinab ...

Gesonderter, doch nicht unfroher sammelten sich Jünger und Lehrer zu den korporellen Stiftungstagen, alle fast in den frühen Herbst fallend, wo das Laub noch feurig-golden glühte, die Sonne noch gnädig herabschien. Das gab dann immer ein langes Freuen und Vorbereiten für das „Fuchstheater" und andre satirisch-humorvolle Aufführungen. Das Fest selbst fand dann meist im Grünen, am Embachufer oder im nahen Walde statt, und ein bunter, fahnenschwenkender Zug von vielen „Stuhlwagen" und Zweispännern mit fähnchengeputzten Rossen, bekränzten Wagen, die Bursche in Schärpe, Mütze und Hieber, die Rheinweinflasche im Arm, rasselte klingelnd und wehend über den Marktplatz und durch die festlich gestimmte Stadt. An den offenen Fenstern oder an den Gartenzäunen lehnten grüßend und errötend Mädchen und Frauen, an den Häusern der gefeiertsten Professoren neigten sich ehrfürchtig-heiter die großen Fahnen, und die Mützen wurden hoch in die Luft geschwenkt. Alles feierte mit. Denn in Freud wie Not hielten die Professorenhäuser und die Professoren selbst zu den Studenten. Und zwar nicht etwa nur die älteren Philister zu ihren Verbindungen, — was ein Thema für sich bedeutete, — sondern es bildeten Lehrer und Schüler unter sich ein festgeschlossenes Ganzes, das in seiner Art als ideal bezeichnet werden durfte und in dieser Form und Einheitlichkeit vielleicht nirgendwo seinesgleichen fand.

Die tiefe Unterströmung, durch die heiße Liebe zu Livland — Dorpat — geschaffen, festigte dieses Band bewußt und unbewußt. Aber das war es nicht allein. Sondern es erwuchs ein gegenseitiges Vertrauen auf solchem Fundament, mit ihm eine Kameradschaftlichkeit und Freimütigkeit der Beziehungen zu einander, die der Ehrfurcht und Verehrung von einer, der väterlichen Überlegenheit von andrer Seite keinerlei Abbruch tat, sondern eine sich nie verbrauchende Frische gab. Der natürliche Berater und Freund des Dorpater Studenten jener Zeit war sein Professor, das lebendigste und nächste Interesse jenes wieder-

um gehörte dem jungen Musensohn, der da strebte, lernte, kämpfte und über die Schnur hieb, wie jener es in jungen Tagen auch getan. Ihre internen Angelegenheiten und ihre Geldsorgen, ihre Verirrungen und ihre Erfolge, — alles durfte, ja mußte vor das verständnis- und liebevolle Forum der Professoren, — so klang denn das alte „vivat academia, vivant professores", wenn es aus tausend jungen Kehlen in die Lüfte stieg, mit ungekünstelter Begeisterung empor.

Zum Höhepunkt aber schwoll diese Begeisterung zu den großen Korps-Jubiläen, dem 25-, 50- und 75-jährigen, die sich jedesmal zu einem großartigen Landesfest gestalteten. Denn sie gingen weit über die studentisch-korporellen, weit auch über die bloß akademischen Grenzen eines Dorpat-Festes hinaus, eine ergreifende Apotheose für die ganze Heimat bildend. Der müde und weißhaarige Achtziger, der aufrecht auf hohem Berge stehende Vierziger, und der buntbemützte Zwanziger, mit ihnen alle Frauen des Landes: Großmütter — Mütter — Gattinnen — Bräute — Schwestern — Töchter — alles schloß sich zusammen in einer Flamme, die in allen gleich lohte: Liv-, Est-, Kurland. Und nie trat das Verhältnis zwischen Lehrern und Jüngern stolzer zu Tage, als in dieser Zeit feierlichster Festesfreude.

Als vor dichtgedrängten Balkonen und Fenstern bei schönstem Sonnenscheine am 20. September 1897 der große Jubiläumszug der Livonia seinen Umgang durch die Stadt machte, da stand auf einem der Balkone, gegenüber der Universität, in einer Gruppe von Zuschauern auch der greise Siebziger Gori v. Oettingen, der einstige langjährige Rektor des alten Dorpat, und blickte hinab auf den schimmernden Zug. Einer — dann der zweite — dann immer mehr — dann alle hoben den Kopf, erblickten ihn — und auf einmal impulsiv erfaßte es die tausendköpfige Festmenge, die bunten Deckel flogen von den grauen und blonden Köpfen, und mit entblößten Häuptern, sich neigenden Fahnen, stieg langsam und hymnenhaft das „Vivat academia" zur Höhe. Der Alte aber grüßte hinunter, seinen durchlöcherten, verblichenen Livonendeckel schwenkend, und die Tränen rannen ihm über das verwitterte Gesicht. —

Solche Feste können nur selten gefeiert werden. Jedes Jahr aber, am 12. Dezember, fand der gewöhnliche Stiftungstag der alma mater Dorpatensis statt. Ein stilles, ernstes Fest; Schritt haltend von Jahr zu Jahr mit dem bergab führenden Wege, den Dorpat gehen mußte, immer stiller und ernster werdend. In den Räumen der vertrauten akademischen Musse, die ja dann, mit so vielem Alten, der Universität genommen wurde, versammelten sich abends die Professoren, nachdem am Vormittage der feierliche Festgottesdienst in der Universitätskirche, daran schließend der Festaktus in der Aula der Universität stattgefunden hatte. War die Festpredigt in der Kirche meist von schwerem, mahnendem Ernst durchdrungen, so gab's abends bei versammelter Tafelrunde ja wohl Heiterkeit mit Humor und Geist gewürzt, und eine Reihe davon funkelnder Reden zeugten stets von dem reichen Material, das dem Balten aus diesen Regionen allezeit zuströmte. Der Grundton aber war auch hier ein vertiefter Ernst, selbst in den hoffnungsvollen Jahren bester Blüte, als noch keine Sichel das stolze Ährenfeld zu mähen kam. Von Jahr zu Jahr aber klang stärker, wie warnender Glockenton in Sturmzeiten, die Note mahnenden und schmerzdurchzitterten Ernstes, bis Anfang der 90-er Jahre ein Abschiedsgeläute einsetzte, das denen für alle Zeiten im Ohre geblieben, die es damals verstehend vernommen.

Ich bin am schweren Ende angelangt, und was nun kam, ist zu bekannt, zu peinvoll auch, um ausgemalt zu sein.

Nur wenige Worte seien mir noch vergönnt. Sie sollen in einem bekannten Wort Fr. Th. Vischers Ausdruck finden, seinem Helden des köstlichen Buches „Auch Einer" in den Mund gelegt: „Das Moralische ist selbstverständlich". Ja, dies lapidare Wort fand Verwirklichung im alten Dorpat, seinen Menschen, seinem Leben, seiner Luft. Ja wahrhaftig, das Moralische war selbstverständlich!

Und das war es auch, was diesen Ort, diese Zeit und die in ihr gelebt, einzig machte vor andern, bedeutenderen. Bei aller Jugendlust und allem Übermut, aller Poesie und allem geistigen Leben, bei ernstem Studium und strenger Wissenschaft, — dies eine schwebte über Allem, fleckenlos nicht nur, nein unangetastet

in dem Sinne, daß es das Natürliche, das Einzigmögliche, das Naivselbstverständliche war — die sittliche Vornehmheit und der hohe Adel der Gesinnung.

Und ich meine, in einer Zeit, wo opportunistische Lebensprinzipien und kühl berechnender Utilitarismus immerhin weitaus am ersten Ruder sitzen, umstrahlt die Erinnerung an jene „Selbstverständlichkeit" die Zeit, wie die Häupter, die dahingeschwunden sind, mit einer Glorie, die man gut tut nicht zu vergessen, von ihr Kind und Kindeskind wenigstens Strahlen hinüberzuretten.

Dahin — dahin — die Männer und die Frauen, dahin viele der alten Stätten und ihre Bedeutung, dahin wohl auch der letzte Hauch jener Zeiten. Und der, der sie gekannt in ihrer alten Größe, setzt wohl nur noch mit Überwindung den Fuß auf die Straßen, die fremdes Leben widerspiegeln. — Und doch! — selbst wenn das Tragische erfolgt, daß für die Ewigkeit Geschaffenes durch die Zeit zerstört wird und geistige Arbeit ganzer Geschlechter den Vernichtungstod sterben muß, — doch bleibt ein Leuchten zurück von jenen Tagen auch für die ferne Zukunft.

Bleibt es, wie einer der bedeutendsten Söhne jener Zeit schreibt: „— — solange die Personen dem ewigen Gedanken ihrer Schöpfung treu bleiben, die Träger derselben lebensvoll und energisch das organische Leben weiterpflanzen, das ihnen anvertraut war, ... dann stattet die untergehende Generation ihre treuen Nachkommen sterbend mit den Gaben aus, welche stets ihr Wesen gebildet." — — Und darum will ich mit den Worten des Dichters schließen, der singt:

„Nicht weinen, weil es vorüber!
Lächeln, weil es gewesen, —
Und werden die Tage auch trüber:
Unsere Sterne erlösen!!

Maurice Reinhold von Stern

Erinnerungen an Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer

Es war an einem sonnigen Herbsttage des Jahres 1888, als ich — damals 29 Jahre alt — meinen ersten Besuch bei Gottfried Keller machte. Der junge Wein troff von allen Hügeln, und weinig schwamm der Oktoberduft durch das Land. In den Gärten am Zeltweg blühten schon die Astern; schwere Fuhrwerke mit blumengeschmückten Tonnen rumpelten vom See her durch die Straßen.

Keller öffnete mir selbst vorsichtig die Tür. Er trug einen alten grauen Schlafrock und Hausschuhe und war gegürtet wie ein Kapuziner. Glücklicherweise schien er gut aufgelegt. Schweigend geleitete er mich in das angrenzende kleine Empfangszimmer und hieß mich auf einem Diwan links in der Ecke Platz nehmen. Vor mir stand ein kleiner Tisch mit Büchern und Photographien. An diesem Tisch mir gegenüber nahm Keller Platz. Er sah recht leidend und gealtert aus, wie er so in gebeugter Haltung dasaß, die Hände über dem Leib gefaltet und mich über die funkelnden Brillengläser hinweg aus seinen prächtigen, klugen Augen streng und erwartungsvoll anblickend.

Mir wurde etwas unheimlich zumute, denn es war eigentlich etwas recht Albernes, was mich zu Keller führte. Ich hatte in meinem Freiheitsdurst einen „Ulrich-Hutten-Bund" ins Leben zu rufen angefangen, — Gott habe ihn selig! er ist nun auch schon längst verflossen, oder vielmehr er hat eigentlich gar nie existiert: denn über einige sogenannte Vorstandssitzungen im „Saffran", in denen die Zukunft Europas voraus beraten wurde, ist er nie hinausgekommen. Der Präsident, Henckell, verabsentierte sich

plötzlich nach Italien, und unter uns anderen griff eine Ernüchterung Platz, welche die fröhliche Verwirklichung unserer Ideale nicht zustande kommen ließ.

Ich weiß nicht, wieso wir die Verwogenheit hatten, zu diesem Jugendbündnis sozialistischer Färbung die beiden bemoosten Häupter Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer einzuladen. Der letztere lehnte in seiner verbindlichen Weise natürlich ab, wenn ich mich recht erinnere, nicht ohne einige freundliche und ermunternde Worte, die vermutlich mehr dem Andenken Huttens als unserer Wenigkeit galten. — Gottfried Keller wollte ich nun persönlich harangieren. Das war der eigentliche Zweck meines Besuches. Er machte es mir aber durchaus nicht leicht, damit herauszurücken. Er fixierte mich über seine Brillengläser hinweg und sagte nichts. Ich wußte auch nicht wie anfangen. Die große, schöne Freiheitsrede, die ich im Geiste für diese Gelegenheit zurechtgelegt hatte, war wie weggeblasen. Da war guter Rat teuer.

Endlich sprach Gottfried Keller die klassischen Worte: „Was wollen Sie denn eigentlich?" Darauf begann ich schüchtern, aber allmählich erwarmend, Ziele und Zwecke des Hutten-Bundes auseinanderzusetzen, um schließlich in mancherlei Windungen und Wendungen seine, Gottfried Kellers, freundliche Teilnahme zu erbitten. Darauf Keller: „Ja, der Hutten war ein wackerer Kerl, vor dem ich auch Respekt habe; aber was wollt Ihr denn eigentlich von mir? Der Henckell hat mich auch schon brieflich angesprochen. Wollt Ihr mich alten Kerl inquirieren? Herz und Nieren prüfen?"

Was ich darauf erwiderte, ist nebensächlich; man kann sich denken, daß ich sachte abwiegelte. Ich erinnere mich, daß ich dabei unversehens das schöne Wort „voll und ganz", das damals gerade herrlich im Schwange war, gebrauchte. Aber kaum war dieses Wort dem Gehege der Zähne entflohen, so fing Keller höhnisch und doch zugleich gemütlich zu lachen an. „Voll und ganz! Hm! Hm! Da sieht man, was Ihr für Patrone seid. Phrase, nichts als Phrase! ‚Voll und ganz' ist das charakterloseste Wort, das es gibt, trotz seiner ‚Fülle' — nebulos wie eure ganze Hutten-Unternehmung."

Darin mußte ich ihm recht geben, und ich glaube, ich tat es mit gutem Humor. (Das Wort „voll und ganz“ hasse ich seit jener Zeit.) Dagegen habe ich meine Anschauungen mit Hörnern und Zähnen verteidigt, als wir bald darauf die soziale Frage zu behandeln begannen.

Keller sagte: „Ihr gemahnt mich an leichtsinnige Knechte, die mit brennender Zigarre auf dem Futterboden spazieren gehen.“ Darauf eine nicht mißzuverstehende Handbewegung.

Nun legte ich mich aber tüchtig ins Zeug und verteidigte meinen rechten Glauben mit Wärme und Überzeugung. Je heftiger ich wurde, desto wohlwollender blickte Keller. Ich habe heute die Empfindung, daß er es überhaupt gerne sah, wenn ein Mensch aus sich selbst heraustrat. Dieses Aussichselbstheraustreten mag ihm als eine Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit und Selbstlosigkeit gegolten haben. Ich werde da wohl manches große Wort gelassen ausgesprochen haben. Kurz und gut, ich ließ deutlich merken, daß ich unseren Kampf für eine natürliche Reaktion gegen das gesellschaftliche Unrecht hielt, für eine redliche Aufwallung des Herzens gegen alle sophistischen Scheingründe des Verstandes usw. Plötzlich schlug sich Keller mit der rechten Faust auf das Herz, daß es nur so krachte, und seine Augen funkelten zornig, als er die Worte ausstieß: „Wissen Sie, ich bin auch kein Schuft!“

Ich erschrak, da ich mir nicht bewußt war, diesen Zornesausbruch veranlaßt zu haben. Heute verstehe ich Keller ganz wohl. Er war aufgebracht darüber, daß ich mich im Gegensatz zu ihm als Verteidiger des unterdrückten Rechts aufspielte. Den ethischen Kern der sozialen Bewegung hat Keller nie verkannt. Er hatte ein warmes Herz für alles Volk.

In meiner Erwiderung deutete ich an, daß Keller den Kontakt mit unserer Zeit in gewissem Sinne verloren habe; auch erinnerte ich unklugerweise an das Jahr 1848. Da hätte man aber den alten Herrn sehen sollen! Er wurde mit einem Male beredt, wie ein Literaturprofessor, und setzte mir mit den gewähltesten Worten auseinander, wie man die 48er Bewegung, die eine bürgerlich-politische Affäre gewesen sei, nicht mit den sozialen Umsturzbestrebungen unserer Zeit vergleichen dürfe: „Bei euch ist man

ja nicht sicher, daß einem das Haus über dem Kopf angezündet wird!" Darauf erwiderte ich kurz, sachlich stelle sich die soziale Bewegung, obwohl sie natürlich auch mit der 48er Kampagne organisch zusammenhänge, allerdings anders dar. Freie Jagd und freies Fischrecht beschäftigen uns heute nicht mehr. Aber subjektiv sei alle Opposition gegen die bestehende Ordnung, sofern sie nur ehrlich ist, eine Empörung des Herzens gegen vermeintliches oder wirkliches Unrecht. Auch ließ ich die Bemerkung fallen, daß Keller selbst jene Glut in uns erzeugt habe, die er heute tadle.

Keller antwortete darauf nicht absolut ablehnend. Etwa so: „Es ist etwas daran, was Sie sagen. Ich erkenne die Kritiklosigkeit meiner Jugend an und schäme mich ihrer nicht. Will ich doch meine Jugendgedichte nächstens neu herausgeben! Aber was ist das für eine Berufung! Seid doch Männer und folgt mir nicht nach!! Müssen denn alle immer die nämlichen Dummheiten machen? Wo bleibt da der Fortschritt? Was Sie da vom Herzen sagen, das hat etwas. Das Herz ist immer ein roter Demokrat, aber der Verstand ein hablicher, guter Patrizier, der die Dinge genau und auf den Grund betrachtet. Es ist wohl gut so, daß beiderlei vorhanden ist. Aber siegen wird nicht das ‚überlegene Recht', sondern die erhabene Klugheit, die das höchste Recht ist. Das höchste Recht ist die Macht der Persönlichkeit. Ich mag nichts hören von eueren Staatszuchthäusern."

Die Zeit verstrich, und wir kamen auf „Martin Salander" zu sprechen. Ich tadelte den ironisierenden Schluß in der Entwickelung Salanders. „Ja, wer sagt Ihnen, daß das der Schluß ist? Es kommt noch etwas hintendrein. Ich schreibe an einem zweiten Teil. Übrigens, was die Ironisierung betrifft, man legt viel zu viel hinein. Warum sollen nicht auch alte Knaben in guten Treuen eine Dummheit machen, ohne alle Tendenz?"

Es folgte ein gleichgültiges Gespräch, das sich tout doucement im Sande des Konventionellen verlief. Ich merkte, daß Keller ungeduldig wurde, und empfahl mich. —

Für mich war diese Begegnung sehr lehrreich. Seit jenem Tage habe ich es mir abgewöhnt, in jedem Andersdenkenden einen schlechten Menschen zu erblicken.

Im Juli des Jahres 1891 lernte ich Konrad Ferdinand Meyer persönlich kennen. Es war in der Zeit, als er an seiner „Angela Borgia" arbeitete. Nicht kollegialische Neugier war es, sondern eine geschäftliche Angelegenheit, was mich damals zu ihm nach Kilchberg führte. Ich hatte von einem illustrierten Journal den Auftrag erhalten, den Dichter um sein Porträt und um einige lyrische Originalbeiträge zu ersuchen. Auch wollte ich ihn, ebenfalls im Auftrage eines Verlagshauses, darum bitten, einen Prolog für die Festschrift zur Eröffnung des neuen Theaters in Zürich zu schreiben. Von alledem erlangte ich nur eine kleine Kollektion Photographien, von denen eine, ein überaus charakteristisches Profilbild, nur wenig verbreitet, gleichwohl aber meines Erachtens das beste aller überhaupt vorhandenen Bilder des Dichters ist. Meine Bitte um Originalbeiträge wurde rund abgeschlagen. Den verlangten Prolog habe ich schließlich, schlecht und recht, selber schreiben müssen.

Wer nach Kilchberg will, der benutzt am besten die Eisenbahn nach Bendlikon. Also tat auch ich, nachdem ich mich zuvor brieflich angemeldet hatte. Da Meyer damals gerade stark mit dem Abschluß seiner Novelle „Angela Borgia" beschäftigt war, die er allerdings erst im August auf seinem Schlosse Steinegg bei Frauenfeld vollendet hat, so war der Zeitpunkt, ihn zu besuchen, eigentlich schlecht gewählt. Ich traf es aber insofern glücklich, als er an diesem Tage zufälligerweise gerade nicht arbeiten konnte, da seine Schwester, der er zu diktieren pflegte, verreist war, ich glaube wegen eines Krankheitsfalles in der Familie.

Es war ein etwas trüber, schwüler Julitag. Ein Gewitter schien in der Luft zu liegen. Als ich in Bendlikon eintraf, es mochte nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr sein, da regnete es leise. Ich kehrte zuerst im „Löwen" zu Bendlikon ein, um mich von dort aus nochmals anmelden zu lassen. Während der kurzen Abwesenheit des Dieners saß ich am offenen Fenster des Gasthofes und schaute auf den regenverschleierten See und die im wogenden Nebel zuweilen auftauchenden Schneeberge. Leiser Regen rauschte auf die breiten Blätter der Platanen, und es überkam mich in dieser Atmosphäre schwer lastender Schwüle ein dumpfes Gefühl der Beklemmung. Auch war ich wegen der bevorstehenden Zusammenkunft mit

unserem großen zeitgenössischen Dichter aufgeregt, obwohl ich schon seit geraumer Zeit brieflich mit ihm verkehrt hatte.

Bald kehrte der Diener von dem vielleicht zehn Minuten entfernten Kilchberg mit der Mitteilung zurück, daß der Herr Doktor mich erwarte. In der Begleitung des Mannes, da ich den Weg nicht kannte, trat ich die Wanderung an. Zwischen Weinbergen auf beiden Seiten schlängelt sich der Weg von Bendlikon ziemlich steil nach Kilchberg hinauf. Da es trotz des sanften Regens sehr schwül war, so mußte ich mehrmals verschnaufen, um mir den Schweiß von der Stirn zu wischen. Als ich oben angekommen war, verzogen sich gerade die Regenwolken, der See tauchte in tiefer Bläue aus dem Schleier hervor und die Sonne blickte freundlich auf das Dorf und die Weinberge. Wie Tautropfen funkelte es an allen Blättern. Das war Kilchberg, Meyers geliebtes Kilchberg, das er in seinem Gedicht „Requiem" also besingt:

„Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!"

Und wirklich begann auch in diesem Moment ein Glöcklein zu tönen. Es wurde mir ganz feierlich zumute, wie ich vor der sonnig schimmernden, überall von Weinbergen und Gärten umgebenen Villa stand. Da sah ich auch das Tulpenbeet, von dem mir Meyer früher einmal eine drollige Geschichte geschrieben hatte.

Es war am Tage der Arbeiter-Maifeier im Jahre 1891 gewesen. Ich hatte über die Störungen geklagt, mit denen der Poet zu kämpfen hat, und mag dabei wohl etwas lamentiert haben. Meyer antwortete: „Übrigens, gestört wird jedermann, nur nicht immer so lustig, wie ich am 1. Mai von meinem Gärtner, einem braven, aber etwas einfältigen Burschen, der vor mich trat mit einem

Rausch und der Erklärung, er lege bis auf weiteres die Arbeit nieder, die darin besteht, mit einem Hydranten ein Tulpenbeet (wie das Böcklinsche im ‚Künstlergütli') zu begießen. Ich verfiel in ein solches bon-rire, daß es den Menschen (selbst in seinem Zustand) in Erstaunen setzte."

An diese kleine drollige Geschichte mußte ich bei Betrachtung des Tulpenbeetes denken und wurde mit einem Male ganz wohlgelaunt.

Das Meyersche Wohnhaus in Kilchberg ist ein artiges, ziemlich großes, villenartiges Gebäude, drei Stock hoch, mit sieben Fenstern an der Längsseite und zwei in der Breite. Ein mächtiger Pappelbaum überragt das Haus in der Nähe des Eingangs, der sich nicht nach der Straßenseite befindet, sondern unter einer Art Vordach an der rechten Breitseite des Hauses betreten wird.

Ich läutete, trat ein und wurde von einer Dienerin eine Treppe hinauf und durch einen Gang bis an die Tür zum Empfangszimmer geleitet. Ich nehme an, daß es ein Empfangssalon war, weil nichts darin auf das Arbeitszimmer des Dichters schließen ließ. Das Mädchen klopfte an die Tür, und ein helles „Herein!" tönte mir entgegen. Als ich öffnete, sah ich Konrad Ferdinand Meyer, der augenscheinlich auf einem Lehnstuhl gesessen hatte, hastig aufstehen und mir mit energischer Handbewegung und schnellen Schritten entgegengehen.

„Seien Sie mir willkommen! Aber was machen Sie für gewaltige Umstände, fast als wären Sie zu einem König zu Gast geladen?"

Diese Worte wurden mit einem Tone gewinnendster Liebenswürdigkeit gesprochen. Mein erster persönlicher Eindruck also war: das ist ein Mann von kolossaler Energie und zugleich bezaubernder Liebenswürdigkeit und Anmut des Wesens. In der Tat hatte Konrad Ferdinand Meyer nicht etwa nur die Manieren eines Patriziers, der er seiner Abkunft nach war, sondern die eines geborenen Souveräns, als den man ihn in gewissem Sinne, z. B. in bezug auf die formale Herrschaft, ja auch betrachten kann.

Alle Bilder und Photographien von Meyer sind in ihrem Ausdrucke grundfalsch d. h. einseitig. Fast auf allen Bildern kommt nur der Ausdruck strotzenden Humors, großer Herzensgüte und

vergeistigter Klugheit zur Geltung. In Wirklichkeit gewährte aber sein Äußeres beim ersten Anblick ganz den nämlichen Eindruck wie seine Kunst, nämlich den Eindruck gebändigter Leidenschaft! Konrad Ferdinand Meyer war zwar von gedrungenem, mächtigem Körperbau und sehr stark; aber es gilt von ihm, was er in einem schönen Gedichte im Vergleich mit der Veltlinertraube von sich sagt:

„Mein unbändiges Geblüte,
Strotzend von der Scholle Kraft,
Trunken von des Himmels Güte,
Sprengte schier der Hülse Haft!"

Das heißt: in diesem kolossalen Leibe wohnte ein Geist, so feurig wie das brütende Schweigen eines heißen Sommertages, so glutvoll wie die „purpurne Veltlinertraube", „kochend in der Sonne Schein" und stark, so stark wie der Tod.

Meyer war ganz in einen einfarbigen, schlichten, grauen Hausanzug gekleidet; der Rock war bis unter das Kinn, in Art des Jägerkostüms, zugeknöpft. Unwillkürlich stellte ich mir den Mann sofort als Nimrod vor, die Flinte auf dem Rücken, eine beutebeladene Jagdtasche an der Seite, in einen sonnenhellen Herbsttag hinauswandernd. Während er mich wohl, wegen meiner Schüchternheit, unfähig zu jeder Wahrnehmung wähnte, arbeitete meine Phantasie blitzschnell, und es entging mir nicht der kleinste Zug seines Wesens, nicht die geringste seiner Bewegungen.

Am meisten fesselte mich das Auge des Mannes, das eine helle, graugrüne Färbung hatte, etwa wie ein Bergsee nach einem Regenguß, wenn die Sonne wieder scheint. Dabei wurde das Auge unter den blitzenden Brillengläsern ganz leicht „verworfen", wie man bei uns zu Hause sagt, wenn man einen leisen Anflug des Schielens bezeichnen will. Die Wirkung war eigentümlich und merkwürdigerweise anmutend. Aber in Momenten der Erregung mochte dieses Auge in furchtbarer Leidenschaft entflammen.

Ich habe aus der persönlichen Begegnung mit dem Dichter ganz entschieden die Überzeugung gewonnen, daß das heutige Urteil über seine künstlerische Eigenart absolut nicht erschöpfend ist. Allerdings glaube ich, daß auch er sein Können noch lange nicht erschöpft hatte, als ihn die heimtückische Krankheit ereilte.

(Zuletzt arbeitete der Dichter an der Gestalt des wundersamen Kaisers Friedrich II., des Hohenstaufen; nachdem sich die Gestalten der „Angela" von ihm entfernt, litt es ihn nicht lange untätig.)

Wenn ich geglaubt hatte, ich könnte bald zur Erledigung der Geschäfte schreiten, so hatte ich mich gründlich geirrt. Denn wir befanden uns bald mitten im Gespräch über Arioſts „Rasenden Roland", dessen Kühnheit und Bilderpracht Meyer nicht genug rühmen konnte. Allerdings, ein Dichter, der die Interjektionen der Leidenschaft mit Felsblöcken interpunktiert, ist kühn. Meyer selbst hat etwas von dieser Kühnheit. Er spielt mit den kolossalsten Lasten, als wären es Federbälle, er tändelt lachend an Abgründen vorbei und stellt das Tiefste und Grausigste mit einer solchen Eleganz und Leichtigkeit dar, daß man glauben sollte, das Gesetz der Schwere existiere für ihn nicht.

Meyer machte gar kein Hehl daraus, daß Arioſt auf ihn eingewirkt habe. Während unserer Unterhaltung zitierte er bisweilen Stellen aus Arioſt in einer Weise, die seinem Gedächtnis und seiner Übersetzungskunst in gleichem Maße Ehre machte. Ich mußte alle meine Aufmerksamkeit aufbieten, um folgen zu können.

Ich weiß nicht, auf welche Weise wir dann auf Tolstoi und auf das Prophetische in der Kunst zu sprechen kamen. Bei aller Anerkennung des großen Dichters der früheren Epoche äußerte sich Meyer abfällig über seine prophetischen Anwandlungen, aber durchaus mit tiefem Verständnis für den Zusammenhang und völkerpsychologischen Hintergrund.

„Ich frage mich," so sagte er u. a., „wie sich der Moralist (oder hübscher, der Apostel) mit dem Poeten vertragen kann. Bei Tolstoi hat sich die Mischung als unglücklich bewiesen. Unmöglich ist übrigens, in großem Stil à la Shelley, die Verschmelzung nicht. Auf der anderen Seite scheint es mir vor dem gesunden Menschenverstand, trotz der Solidarität des Menschengeschlechtes und des guten Beispieles, denn doch ein bißchen hart, daß — wegen der vielen Süffel — Freunde kein Geburtsfest mehr mit einer Flasche Rheinwein (und wäre es nur wegen der Blume!) sollten feiern dürfen, und daß wir, weil Sodom und Gomorrha hier und dort vorhanden sind, die Welt (vide Kreutzersonate) am besten aussterben ließen." —

Viel war auch zwischen uns von der modernen Literaturströmung die Rede. Meyer bemerkte u. a.: „Es ist wahr, Ihr ‚Jungen' macht eine etwas unverschämte Reklame. An dieser Reklame der Jungen sind aber zum Teil die Alten schuld, weil sie auch gar nicht ein bißchen rücken wollen." Auch sprach er sich namentlich über einige der Jungen, von einer meiner eigenen Publikationen ausgehend, recht anerkennend aus. „Ohne Scherz," sagte er, „auch bei einigen anderen der Neuen, z. B. Liliencron, Hart, Henckell, auch Friedrichs, ist viel Schönes, daran auch wir Alten, wenn wir unbefangen sind, unsere Freude haben können. — Der Begabteste von euch Jungen ist wohl Liliencron."

Sehr viel Spaß bereitete es mir, Meyer von den Kritikern mit vollkommenem Ernst und ohne daß er auch nur eine Miene verzog, nur als von den „Kompetenten" reden zu hören. Die „Kompetenten": das ist wirklich keine üble Idee! —

Ich lenkte das Gespräch unmerklich auf seine eigene Arbeit und namentlich auf die Wahl seiner Stoffe. „Ich wähle", so bemerkte Meyer, „mit Vorliebe meine Stoffe aus der Geschichte. Nicht nur, weil sich nach Goethe der Dichter in der Wahl seines Stoffes erweist, sondern weil die Behandlung des modernen Lebens in Weise der Naturalisten meinem Gefühle widerstrebt. Man kann auch in die historischen Stoffe die ganze Fülle und Wärme des modernen Lebens hauchen, und so erscheinen die ewigen Gestalten des für alle Zeiten gemeinsamen Menschlichen in der historischen Gewandung nur um so lebendiger. Man kommt dem Leben aller Zeiten am besten auf den Grund, wenn man es mit Pietät behandelt, und dem rohen Zerren an den Schleiern des Tages ziehe ich die Luftperspektive historischer Betrachtung vor."

Wir kamen auf „Angela Borgia" zu sprechen, die damals, wie schon bemerkt, noch nicht fertig war. Meyer sagte jedoch mit einem Tone unnachahmlicher, naiver Genugtuung, die ich ihm prächtig nachfühlen kann: „Ich bin jetzt ruhig, Angela ist gesichert; es kann mich nichts mehr von der Beendigung dieser Gestalt trennen." Auf meine Frage, was er denn eigentlich mit diesen Borgias wolle, antwortete er: „Erstens kitzelt es mich, den Herren Historikern wieder einmal einen Stoff aus den Händen zu nehmen, den nur ein Dichter begreifen kann; zweitens beschäftigt mich

darin das abgrundtiefe Problem des Gewissens. In Angela ist das Gewissen als eine immanente Form des menschlichen Bewußtseins liebenswürdig verkörpert; Lukrezia glänzt durch die naive Abwesenheit jeder Spur einer solchen Bewußtseinsform, als ein reiner Typus des dem Moralischen entgegengesetzten Menschentums, aber der Liebenswürdigkeit gleichwohl nicht entbehrend. Die historisch in das Übermenschliche gerückten Linien sollen auf das Maß des Menschlichen reduziert werden. Was sich daraus lernen läßt, ist vielleicht die größere Toleranz gegenüber den unabänderlichen Eigenarten der Gattungen und der Einzelnen. Vielleicht? — Übrigens liegt mir nichts ferner als das Moralisieren."

Auf meine Frage, wie er das Problem des Gewissens denn löse, antwortete Meyer zum ersten Male etwas kurz: „Ich löse überhaupt keine Probleme, sondern stelle nur dar und beschreibe, was ist. Die Lösung liegt, wenn irgendwo, jedenfalls in dem Grad reiner Lebensfreude, welche eine Tat zurück- und eine Gesinnung zuläßt. Ob sich aus dieser Unterscheidung irgendwelche bestimmten Gesetze abstrahieren lassen, das lasse ich als Künstler gänzlich dahingestellt sein."

In diesem Moment rief uns die Herrin von Kilchberg, die ich bei diesem Anlaß kennen lernte, zum Kaffee. Während wir den duftenden arabischen Trank mit frischem Kuchen genossen, zog mich die Hausfrau in der liebenswürdigsten Weise in das Gespräch, welches sich um Tagesereignisse, literarische Persönlichkeiten u. dgl. drehte. Das Speisezimmer, sehr dunkel gehalten und mit Bildern guter Meister geschmückt, machte einen überaus behaglichen Eindruck. Ein Fensterflügel war geöffnet, und man konnte auf den Rasen des Gartens hinausblicken, der im Abendsonnenschein hell und heiter glänzte. Drunten lag der See, da es sich inzwischen aufgeklärt hatte, in ungetrübter Bläue, und die Schneefelder der Alpen leuchteten feierlich zu uns herüber.

„Nie prahlt' ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch;
In meinem Wesen und Gedicht,
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten."

An diese Verse aus Meyers Gedichten mußte ich in diesem Augenblick denken. Ja, es ist wahr, Meyers künstlerische Natur gemahnt an die Schönheit der Alpenwelt: Großes, stilles Leuchten, das ist sein innerstes Wesen, das ist der unvergängliche Schmuck seiner Kunst. Zum ersten Male sah ich den Dichter in diesem Moment scharf im Profil, und es fiel mir plötzlich auf, daß er dem Altmeister Goethe, wie ihn uns die Bilder aus der letzten Zeit seines Lebens darstellen, überraschend ähnlich sah. Aber nur im Profil und im Zustande vollkommener Ruhe, am meisten wahrscheinlich im Schlaf. Lenbachs berühmtes Meyer-Porträt bestätigt meine Wahrnehmung, obwohl es kein Profilbild ist. Sobald er lebhaft sprach und einem dabei voll ins Antlitz schaute, so tauchten wie durch Zauber ganze Schwärme neuer Gestalten des Lebens auf, eine neue Art Humor, eine neue Ruhe, eine noch nicht dagewesene spielende Sicherheit, Züge, von denen im siegenden Antlitz des großen Olympiers von Weimar nichts zu lesen ist, und die diesem Antlitz doch wieder in unbeschreiblicher Weise ähnlich sind. —

Es nahte für mich die Zeit, Abschied zu nehmen. Die Tafel wurde aufgehoben, und Meyer geleitete mich wieder hinauf in das Empfangszimmer, in dem wir zuerst zusammengetroffen waren. Das Geschäftliche wurde in drei Worten abgetan, und ich fand dabei von neuem Gelegenheit, den edlen Anstand des Kilchbergers zu bewundern. Es wurde mir dabei vollends klar, daß Grobheit und Formlosigkeit kein notwendiges Requisit der Größe sind, obwohl sie rätselhafterweise häufig mit wirklicher Größe gepaart erscheinen. Oder sollte das doch vielleicht nicht die wirkliche Größe sein?

Manches wurde noch gesprochen, worüber ich aus Gründen des Taktes schweigen muß; kein Wort aber ging aus dem Munde Meyers, das nicht Zeugnis ablegte von einer edlen, wohlwollenden Gesinnung und ritterlicher Größe des Urteils. Es war mir, als befände ich mich in einer anderen Welt.

Als ich Abschied nahm und mich der Dichter bis auf die Straße geleitete und mir plötzlich, als ich schon gehen wollte, wie in einer unwillkürlichen Regung verschwenderischer Herzlichkeit, nochmals beide Hände reichte, da fühlte ich, daß ich das hohe Glück ge-

nossen hatte, einen halben Tag im Banne wirklicher menschlicher Größe zu atmen. Diese erste Begegnung mit Konrad Ferdinand Meyer wird mir unvergeßlich bleiben.

„Angela Borgia" sollte Meyers letztes Werk sein. Der gewaltigen Konzentration sollte kein neuer Aufschwung, sondern eine Reaktion folgen, von der er sich nicht wieder erholte. Gern lasse ich auf der nun folgenden dunklen Lücke im Leben Meyers, die nur noch mit dem Dunkel des Grabes vertauscht werden sollte, den Schleier des Schweigens ruhen.

Die zum siebzigsten Geburtstag (12. Oktober 1895) Konrad Ferdinand Meyers von mir gewidmeten Verse, die ich hier folgen lasse, bewogen den verehrten Dichter nach langem, durch seine Krankheit veranlaßten Schweigen zu meiner großen Freude dazu mir wieder ein direktes kleines Lebenszeichen zu geben:

An Konrad Ferdinand Meyer.

Zum siebzigsten Geburtstag.

(12. Oktober 1895.)

In blauen Bergen ist der Föhn erwacht
Und treibt sein Spiel mit Blumen und mit Schleiern.
Der Fall zerstäubt und plätschert hell und lacht
Und rauscht und rauscht und schäumt und will nicht feiern.
Der Föhn hat Flügel. Über Eis und Schnee
Trägt er das Echo. — Wo die Pappeln stehen,
Im stillen Hause hoch am blauen See,
Da hört ein Herz ihn durch das Herbstlaub wehen.

Die Pappeln rauschen und es spricht der Föhn:
„Vom Berge komm' ich und ich bring' ein Grüßen:
Vom Wasserfall das goldene Getön,
Und Alpenblumen, Blumen dir zu Füßen.
Fühlst du den Schneehauch schon an deiner Stirn?
Hörst du die süßen Herdenglocken läuten?
Horch, Konrad Ferdinand, dich grüßt der Firn,
Und Feier, Feier will sein Glanz bedeuten!

Du Geist voll Sturm und Licht, ich bring' dir Dank!
Von Heimweh atmen rings der Heimat Berge
Nach deiner Klarheit. — Gelt, du bist nicht krank
Und fern noch bleibt dir Henckells düstrer Ferge?!
Der Genius ist Gesundheit höh'rer Welt.
Du alpseeklares Auge, laß noch spiegeln
In dir das Dasein, das dir wohlgefällt,
Und das nur schmachtet, dir sich zu entsiegeln!

Aus blauen Bergen floh ich her zu dir,
Du Geist der Schweiz, dir Huldigung zu bringen.
Ich atme dir entgegen ihre Zier
Und neig' vor dir die nächtig-schweren Schwingen.
Der Kleinheit müde, die mich dort verscheucht,
Du weißt, im Tal, ruh' ich an deiner Größe.
Ich brauf' durch Wolken regenschwer und feucht
Und Schönheit staunt mich an in ihrer Blöße ..."

So sprach der Föhn. Was aber sage ich?
Was bleibt nach solchem Sprecher mir zu sagen?
Ich wünsch' dir Licht, von dem der Schatten wich,
Und eine Fülle noch von sonnigen Tagen.
Die Frucht ist reif. Der Herbst ist schön und spät.
Ein Sonnensturm wird uns die Welt erhellen.
Der Windstrom, der von deinem Geiste weht,
Der wird noch tausend Sehnsuchtssegel schwellen.

Noch eines anderen, Konrad Ferdinand Meyer von mir gewidmeten Gedichtes möchte ich an dieser Stelle gedenken, da es mir die Erinnerung an das sonnige Kilchberg und an die Gestalt des großen Dichters lebendig wachruft:

An Konrad Ferdinand Meyer.

Vom Kilchberg blickst du heiter ins Gefilde;
Es blaut der See; fern starrt der Alpen Kranz.
Humor und Stolz, viel Macht, gepaart mit Milde —
Auf deiner Seele ruht der Heimat Glanz!

Der Glanz der See'n, der Berge stolze Stille —
Besänft'gend und erschütternd wirkt dein Lied,
Weil deiner Anmut ein gewalt'ger Wille
Die starken Grenzen wahrer Schönheit zieht.

Wohl mag die Zeit dir ew'gen Lorbeer winden.
Gar selt'ne Blumen birgt dein voller Kranz;
Denn meisterlich verstehst du zu verbinden
Mit deutscher Tiefe welsche Eleganz.

Seit seiner Krankheit hatte ich nur indirekt, d. h. durch Vermittlung seiner Gattin oder von Drittpersonen, spärlich Kunde von ihm erhalten. Es brütete ein beängstigendes Schweigen über Kilchberg. Die Nachrichten lauteten zwar nicht ungünstig: es gehe dem Patienten ordentlich, er enthalte sich noch immer des Lesens und dergleichen. Aber aus den lakonischen Mitteilungen war doch das eine deutlich ersichtlich, daß die Außenwelt noch immer von Konrad Ferdinand Meyer abgeschlossen bleiben mußte, und daß er an Literatursachen nicht mehr den früheren lebhaften Anteil nahm. Daß seine eigene dichterische Arbeit unter solchen Umständen auch noch immer nicht wieder aufgenommen werden konnte, durfte man wohl ohne weiteres annehmen.

Im Laufe des Jahres 1895 trat in Konrad Ferdinand Meyers Verhalten der Außenwelt gegenüber eine kleine, aber doch sehr merkliche Änderung ein. Er fing wieder an auf Zusendungen literarischen Inhalts direkt zu reagieren. So erhielt ich im Laufe dieses Jahres einige, allerdings nichtssagende Karten mit seinen Schriftzügen.

Mit seinen Schriftzügen? Allerdings, aber doch auch wieder nicht mit seinen Schriftzügen. Seine Handschrift schien in merkwürdiger, ganz eigentümlicher Weise verändert. Meyers Handschrift zeichnete sich bekanntlich durch große Originalität aus. Kühne, kräftige Phantasie und Erfindungsgabe verratende Schriftzüge, die aber in der Mittellinie in auffallender Weise unterbrochen erschienen, so ungefähr, als wären sie von kräftiger Hand mit dem Griffel auf eine Schiefertafel geschrieben und dann auf der Mittellinie mit dem nassen Finger ausgelöscht. Oben und

unten erschienen die Buchstaben — es handelt sich hier besonders um die zugleich über und unter die Linie fallenden Buchstaben — wohl ausgebildet, in der Mitte aber, da, wo sie durch die Linie geschnitten werden, sahen sie so aus, als wenn die Verbindung herausgefallen oder fortgeblasen, gewissermaßen hinweggehaucht sei. Dadurch gewann die Meyersche Handschrift ihren seltsam unruhigen und nervösen, aber auch ihren genialen Charakter.

Und nun diese Karten in der letzten Zeit! Es war seine Schrift, und es war sie wieder nicht. Die Verbindungen erschienen mit einemmal gleichsam pedantisch wiederhergestellt, gewissermaßen so, als sei es dem Schreiber nicht mehr möglich gewesen, in der bisherigen, unterbrochenen Weise zu schreiben. Die Schrift war dadurch lesbarer geworden, das ist richtig, aber sie hatte an Charakter, an Originalität verloren. Es war im Verhältnis zur früheren Schrift eine gezwungene, konventionelle, ängstliche Schrift, der man es anmerkte, daß sich der Schreiber ihrem Schwunge nicht mehr recht anzuvertrauen wagte.

Diese Betrachtungen erheben natürlich keinen Anspruch auf graphologische Bedeutung. Immerhin könnten sie einem Graphologen zu denken geben. Mich selbst interessierte das Phänomen psychologisch, ohne daß ich irgendwelche Schlußfolgerungen daran geknüpft hätte, die ja in jedem Falle unvorsichtig gewesen wären.

Am 27. September 1895 erhielt ich aus Anlaß des oben erwähnten Geburtstagsgedichtes eine etwas längere Zuschrift von Meyer. Er dankte freundlich für die Verse, pränumerierte auf mein (mittlerweile eingegangenes) „Literarisches Bulletin", während literarische Zeitschriften bis dahin von ihm fern gehalten worden waren, und bemerkte zum Schlusse, daß er das Blatt schon früher abonniert gehabt haben würde, wenn er nicht soviel anderes hätte lesen müssen, womit er „kaum fertig werde"!

Das erschien mir nun ein sehr erfreuliches Symptom der Besserung zu sein. Konrad Ferdinand Meyer las wieder, er las sogar viel und er bestätigte dies selbst. Er beschäftigte sich wieder mit Literatur und schrieb Briefe.

Und der Charakter der Handschrift in diesem letzten Brief? Er erschien wieder verändert, aber ganz entschieden im Sinne einer

allmählichen Annäherung an den ursprünglichen Typus mit all seinen charakteristischen Merkmalen. Ich war so sanguinisch, dies für den überzeugendsten Beweis der Besserung zu halten, und knüpfte daran alle möglichen schönen Hoffnungen.

Es ist bekannt, daß die Hoffnungen zuschanden wurden. Meyer sollte sich nicht wieder erholen.

Zum Schlusse geziemt es sich wohl auch, dem großen und guten Menschen den schuldigen Tribut der Dankbarkeit zu zollen. Frei von kleiner Eitelkeit und Ruhmsucht, ist Meyers lautere Seele nie von niederen Dämonen gefangen genommen worden. Auch die Kunst ist ihm nicht ein Übermenschliches, sondern nur ein rosengekränztes Tor zum Menschlichen gewesen. Seine Kenntnis des Lebens, die manchen anderen zum Spötter gemacht hätte, hat nur seinen fröhlichen Glauben an die Menschlichkeit gefestigt. Er blieb unverändert freundlich, wohlwollend, nachsichtig und hilfsbereit. Der Gemeinheit gegenüber ohne Zorn, wich er immer nur wie beschämt für die anderen aus ihrem Wege und sprach ein gutes Wort, um sie zu vergessen und vergessen zu machen.

An diese Erinnerungen möchte ich hier gern einige wohl beglaubigte Keller- und Meyer-Anekdoten reihen, die ich in Zürich zusammengelesen habe.

Als die erste Novelle Konrad Ferdinand Meyers in der „Deutschen Rundschau" erschien, erhielt der Dichter zu seiner großen Befriedigung ein schmeichelhaftes Schreiben Rodenbergs. Dieses Schreiben tauchte bald darauf mit der betreffenden Nummer der Rundschau im Schaufenster der Buchhandlung Meyer & Zeller in Zürich auf. Gottfried Keller befand sich damals (eines schönen Abends) gerade auf einer kleinen Bierreise und passierte, sehr aufgeräumt aus einem Lokal in der Schoffelgasse kommend, das hell erleuchtete Schaufenster der genannten Buchhandlung. Einer seiner Kumpane bemerkte das huldvolle Schreiben Rodenbergs und machte Keller mit den Worten darauf aufmerksam:

„Lueged Si au, Herr Staatsschryber, das interessant Briefli im Schaufeister det!" Keller blickte das corpus delicti über seine blanken Brillengläser hinweg gedankenvoll an und bemerkte: „Das sieht der alten Putzmamsell ganz ähnlich!" Und gemütlich lachend setzte er seine Bierreise fort. —

Um diese kleine, gut verbürgte Geschichte vollkommen würdigen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß wegen der (nicht nur idealen) Konkurrenz der beiden Dichter um die Rundschau eine gewisse Gereiztheit zwischen ihnen bestand. Meyer hat mir selbst folgende Geschichte erzählt. Eines Abends machte er Keller in dessen Wohnung einen Besuch. Sofort bemerkte er, daß das Barometer auf „Sturm" stand. Nach einigen gleichgültigen Phrasen platzte Keller plötzlich mit den Worten heraus: „Und Sie können machen, was Sie wollen, die Rundschau zahlt Ihnen doch nicht so hohe Honorare wie mir!" Darauf peinliches Schweigen. Meyer hatte Keller schon längst um irgendeine Broschüre gebeten. Um sich zu rächen, da er vermutete, daß Keller sie werde suchen müssen, kam er auf diese Broschüre zu sprechen. Richtig begann Keller zu suchen, was er, da er nicht die beste Wohnung hatte, sehr ungern tat. Mit der Lampe in der Hand, keuchend, schwitzend und schimpfend, durchsuchte er das Büchergestell. Endlich, nachdem er sich, auf den Knien herumrutschend, bis in den Staub gebückt hatte, fand er die Broschüre und händigte sie Meyer mit einigen landesüblichen Flüchen ein.

Daß Gottfried Keller Konrad Ferdinand Meyers Geistesarbeit zu schätzen wußte, mag folgende Anekdote bestätigen.

Eines Tages besuchte ihn Otto Brahm in seiner Wohnung im sogenannten Thalegg am Zeltweg. Keller saß im Besuchszimmer auf seinem Stühlchen und blätterte gerade in einem Buch.

„Was lesen Sie denn da, Herr Staatsschreiber?" fragte Brahm, nachdem die ersten Höflichkeiten gewechselt worden waren.

„Ich lese nicht," antwortete Keller, „ich ‚schneugge' nur darin. Wissen Sie, ich habe es wie die Weiber, wenn eine ein neues Kleid trägt. Da wird es besichtigt und befühlt, was wohl der Meter kostet und was es für ein Stoff ist."

„Was ist's denn für ein Buch?" fragte Brahm. „Konrad Ferdinand Meyers ‚Versuchung des Pescara'", antwortete Keller.

„Und was ist's denn für ein Stoff?"

„Goldbrokat!" war Kellers Antwort.

Wenn Keller seinerseits Meyer gerecht wurde, so sprach dieser über jenen auch nur im Tone wirklicher Wertschätzung, ja sogar

mit einer gewissen Nuance der Unterordnung, in die sich ein Anflug von Humor mischte.* Beide waren sich ihres großen Wertes, aber auch ihrer unabänderlichen Verschiedenheit als Menschen und Künstler bewußt. Das Formlose im Wesen Kellers mißfiel dem kavaliermäßigen Meyer, Keller aber ärgerte sich über die höfischen Formen Meyers. Beide betrachteten sich mit einem gewissen grimmigen Behagen, das sich aus Hochachtung, Spott und vielleicht auch etwas Eifersucht zusammensetzte.

Das kühle Verhältnis der beiden Dichter zueinander beruhte im tiefsten Grunde auf den großen Unterschieden ihres künstlerischen und menschlichen Wesens. Keller entstammte dem Bauernstande, woraus sich seine Derbheit, sein demokratischer Sinn und seine Abneigung gegen alle aristokratischen Formen erklärt. Meyer war Patrizier und in seinem ganzen Wesen durch und durch Aristokrat. Da konnten die beiden persönlich wohl nicht gut zusammenstimmen.

Das Mißverhältnis hatte aber auch Gründe, die in den Charakteren wurzelten. Keller war selbstbewußt, aber frei von Eitelkeit, was man von Meyer vielleicht nicht so unbedingt sagen kann, in dessen ganzes Wesen viel von dem übermäßig gesteigerten Kraftgefühl und der theatralischen Pose seiner Renaissance-Helden übergegangen war.

Der Streit über die Frage der wechselseitigen Bedeutung der beiden großen Dichter ist so müßig wie der über Schiller und Goethe. Freuen wir uns abermals, daß wir zwei solche Kerle haben, und lassen wir das Nörgeln.

Gottfried Keller machte nachmittags gewöhnlich einen Spaziergang, Zeltweg, Kämistraße, Utokai und retour. Meist trank er auf dem Rückweg im alten Pfauenlokal ein Viertel roten Landwein.

Eines Tages setzten sich dort zwei junge Volksschullehrer an seinen Tisch. Der eine von ihnen begann sogleich ein Gespräch mit Keller und ließ es an Schmeicheleien nicht fehlen. Herr Staats-

---

* Als Meyer einmal einen Brief an Keller mit Ausdrücken allzugroßer Devotion schloß, zeichnete letzterer sein Antwortschreiben sarkastischerweise „mit Ehrfurcht".

ſchreiber vorne und Herr Staatsſchreiber hinten! Dito natürlich der große Dichter!

Das mochte Keller gereizt haben, denn er platzte mit Grobheiten heraus, die ſelbſt aus ſeinem Munde nicht häufig zu hören waren. Dabei mußte er zuletzt recht maſſiv und knotig geworden ſein, was den Schmeichler indeſſen nicht anfocht.

Schließlich riß dem andern der Geduldsfaden. Er wandte ſich zu Keller und ſagte: „Schämen Sie ſich Ihrer Aufführung! Wenn einer ein berühmter Mann und großer Dichter ſein will, ſo hat er um ſo mehr Veranlaſſung, ſich wenigſtens elementar anſtändig zu benehmen.“

Kellers Augen leuchteten auf. Er erhob ſich, faßte den aufrichtigen Sprecher an beiden Schultern, ſtreichelte ihn und ſprach: „So iſt's recht, mein Sohn. Du gefällſt mir! Aber der andere, das iſt ein ... hund.“ Tableau!

Ernſt Frieſendorff

Erinnerungen eines alten Pädagogen

Mit 33 Jahren als Direktor an die deutſche Petriſchule berufen, langte ich am 29. Februar 1880 mit meiner Frau und meinem ſechsjährigen Söhnchen in Petersburg an, wo wir uns in der großen, noch wenig möblierten Amtswohnung recht unbehaglich fühlten. Das Lehrerkollegium überreichte mir auf ſilbernem Tablett „Salz und Brot", eine Freundlichkeit, die mich einerſeits erfreute, andererſeits aber doch fremdländiſch berührte. — Am 3. März wurde ich in Gegenwart des hohen Patrons der Petrigemeinde, des Kirchenvorſtandes, des Lehrerkollegiums und einer großen Schar Schüler und Schülerinnen durch einen feierlichen Akt in das Amt des Direktors eingeführt.

Die nächſten Wochen gingen mit den unerläßlichen Antrittsviſiten hin. Mein erſter Beſuch galt natürlich dem hohen Patron der Petrigemeinde, Sr. Kaiſerlichen Hoheit dem Prinzen Peter von Oldenburg*, der ſtets ein warmes Intereſſe für das Wohlergehen der Petriſchule zeigte. Aber wie das bei den hohen Herren ohne Fachkenntniſſe nicht anders ſein kann, — ſie bekunden ihre Teilnahme durch konventionelle Fragen, die nicht den Kern der Sache berühren, und durch Beſuche der Lehranſtalten, in denen ſie für einige Stunden eine gewiſſe Störung der geregelten Arbeit verurſachen und ſich dann unter gegenſeitigen Liebenswürdigkeiten entfernen, ohne etwas von dem geſehen zu haben, was man ihnen nicht zeigen wollte.

Auch meine Unterredungen mit unſerem leutſeligen Patron verliefen ſtets im Geleiſe ſolcher förmlicher Pflichtbeſuche. Leider

* Verwandter des ruſſiſchen Kaiſerhauſes, der ſtändig in Rußland lebte und Protektor vieler wiſſenſchaftlicher und karitativer Anſtalten war.

wurde die Sprache des Prinzen infolge einer einseitigen Gesichtslähmung sehr unverständlich. Während ich ihn nun bei seinen Besuchen der Petrischule durch alle Räume der beiden Schulhäuser geleitete, murmelte der alte Herr beständig Fragen, deren Wortlaut ich zum größten Teil nicht verstehen konnte und daher mit dem üblichen: „Jawohl, Kaiserliche Hoheit" beantwortete. Was mag ich dabei nicht alles bejaht und zugegeben haben! Mir waren diese Besuche daher höchst peinlich, und ich war froh, daß sie bald aufhörten und ich der sehr problematischen Antworten überhoben wurde.

Als der Prinz Peter von Oldenburg im nächsten Jahre zur letzten Ruhe geleitet wurde, befand ich mich im Trauerzuge. Beim Baltischen Bahnhof hatte ich nicht bemerkt, daß ich in nächster Nähe der Batterie stand, die dem hohen Toten den letzten Scheidegruß nachdonnerte. Glücklicherweise war das Trommelfell meiner Ohren nicht geplatzt, aber der Schreck war nicht gering.

Nach dem Tode des Prinzen Peter von Oldenburg fand der Kirchenvorstand keinen neuen Patron, der durch seine hohe, einflußreiche Stellung der Gemeinde und Schule in wichtigen Angelegenheiten hätte von Nutzen sein können. Diesen Mangel eines mächtigen Schutzes hatten wir bei dem Angriff auf die deutsche Unterrichtssprache durch den Kurator M. N. Kapustin bald zu beklagen.

Als ich mich beim Unterrichtsminister, dem Grafen Dmitri Andrejewitsch Tolstoi, anmelden ließ, erschien gleich darauf ein Beamter und fragte mich im Auftrage des Grafen, welche Sprache ich am liebsten spräche. Die großzügige Liebenswürdigkeit des feinen russischen Aristokraten berührte mich sehr wohltuend. So unbedeutend dieses kleine Ereignis an sich sein mag, es bezeugt doch deutlich, daß damals, im Jahre 1880, noch nicht ein engherziger nationalistischer Antagonismus gegen fremdsprachige russische Untertanen herrschte und daß der Deutsche noch freundlich angesehen wurde.

Der Minister redete mich deutsch an, und wir kamen nach den ersten formellen Fragen und Antworten in eine lebhafte Unterhaltung über die Petrischule und das russische Schulwesen.

„Was ist Ihrer Ansicht nach der Grund, daß im Vergleich mit Deutschland und Österreich bei uns nur so wenige Schüler den

vollen Gymnasialkursus absolvieren?“ fragte mich der Graf Tolstoi.

Das war ein heikles Thema. Ich konnte doch dem Minister unmöglich sagen, daß er selbst zum großen Teil die Schuld an dieser traurigen Erscheinung trage, weil er 1870 die Reform der Gymnasien überstürzt, ohne die unerläßliche Vorbereitung eines geeigneten Lehrerpersonals und ohne eine ganz allmähliche Verstärkung und Vertiefung des altsprachlichen Unterrichts durchgeführt habe. So hielt ich mich denn an die übrigen Ursachen, die mir gerade einfielen.

„Wenn bei uns der Prozentsatz der Schüler, die vor der Abiturientenprüfung das Gymnasium verlassen, höher ist als in Westeuropa, so beruht das wohl nicht auf einer einzigen Ursache, sondern es wirken hier, wie bei jeder sozialen Erscheinung, viele Umstände zusammen. Bei uns in Rußland gibt es für die weitere Fortbildung nach der Elementarschule fast nur das klassische Gymnasium. Die wenigen Realschulen sind so überfüllt, daß sie dem Bedürfnis nicht annähernd genügen. Daher strömt bei uns ein sehr buntscheckiges und zum Teil minderwertiges Schülermaterial ins Gymnasium. Viele Eltern lassen ihre Söhne bloß deshalb vier oder fünf Klassen des Gymnasiums besuchen, weil keine andere allgemeinbildende Mittelschule vorhanden ist. In Deutschland ist das anders. Dort haben die Elementarschulen sechs bis acht Lehrstufen mit Jahreskursen, dort gibt es außerdem in den Städten gute Bürgerschulen und allerlei Fachschulen, die von solchen Schülern besucht werden, welche nicht auf die Universität oder eine technische Hochschule wollen. Wir aber haben zur Entlastung der Gymnasien noch viel zu wenig von solchen Mittelschulen.“

Diese Äußerung schien den Grafen Tolstoi nicht angenehm zu berühren. Er war sehr ernst geworden und blies den Rauch seiner Zigarette nachdenklich in die Luft. Dann fragte er: „Haben Sie in Riga auch beobachtet, daß russische Schüler die alten Sprachen nur höchst ungern betreiben?“

„Das zu beobachten, habe ich bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, weil das Stadtgymnasium in Riga ausschließlich von Schülern deutscher oder lettischer Nationalität besucht wird. Aber gehört habe ich diese Behauptung schon oft. Die Abneigung der russischen

Jugend gegen die alten Sprachen mag zum Teil dadurch zu erklären sein, daß die Lehrer dieser wichtigsten Gymnasialfächer gegenwärtig meist Tschechen, Polen oder Deutsche sind, welche die russische Sprache nicht vollkommen beherrschen und keinen inneren Kontakt mit ihren Schülern finden. Wegen ihres geringen Wortschatzes lehren sie auch an den Autoren hauptsächlich Grammatik, und dadurch wird ihr Unterricht trocken und langweilig. Der Schüler überträgt diese Empfindung aber auf den Lehrgegenstand."

„Ja, ja, das kann wohl auch mitwirken", meinte der Minister. „Aber das ist nur ein Übergangsstadium. Wir werden hoffentlich bald eine genügende Zahl tüchtiger russischer Philologen haben."

Oft habe ich späterhin dieser Unterredung gedenken müssen, wenn ich sah, wie in Rußland die Volksbildung gefördert wird. Geldanweisungen, Programme, Schulhäuser sind die Hauptfaktoren, — die pädagogische Heranbildung eines Stabes tüchtiger Lehrer bleibt Nebensache. Und doch hängt der Wert der Schule unmittelbar von der Tüchtigkeit der Lehrenden ab. — Ein Besuch der „Allrussischen Ausstellung" in Nishny-Nowgorod im Jahre 1896 gewährte mir in der Abteilung für Unterrichtswesen einen geradezu erschütternden Einblick in die methodische Rückständigkeit des russischen Elementarunterrichts. Die meisten inneren Gebiete waren in bezug auf das Volksschulwesen sowohl quantitativ als auch qualitativ unglaublich weit hinter Deutschland und den Ostseeprovinzen zurückgeblieben.

Wenn ich mir dann die Frage stellte, wie man es wohl angreifen müßte, die russische Volksbildung tatkräftig und erfolgreich zu heben, so kam ich immer wieder auf einen toten Punkt. Vor allem müssen wir tüchtige Elementarlehrer in genügender Menge ausbilden. Gut; wir errichten also in jedem Gouvernement eine ausreichende Zahl von Seminaren. Sehr schön! Aber wo nehmen wir nun die Seminarlehrer für die Anstalten her? Da stock' ich schon. Mit einigen Dutzenden ist uns nicht geholfen, wir brauchen Hunderte. Wo könnten nun diese Seminarlehrer in Rußland die nötige pädagogische Ausbildung erhalten, eine so umfassende und so gründliche Ausbildung, daß sie junge Leute zu brauchbaren Volksschullehrern zu erziehen wissen? Hic haeret! —

Von meinen übrigen Besuchen bei hochgestellten Beamten möchte ich nur noch den bei dem Wirkl. Geheimrat Iwan Dawidowitsch Deljanow, dem späteren Unterrichtsminister und Grafen, erwähnen. Deljanow war damals Chef der Anstalten der Kaiserin Maria Feodorowna. Obgleich ich direkt nichts mit ihm zu tun hatte, hielt ich es doch im Hinblick auf unsere Töchterschule für geboten, mich dem einflußreichen Herrn vorzustellen. Er empfing mich sehr freundlich und erwiderte nach einigen Wochen meinen Besuch. Als ich ihm auf seine Frage sagte, daß ich in Dorpat studiert habe, hielt er eine begeisterte Lobrede auf meine Alma mater.

„Ich habe", fuhr er in seinem etwas russisch gefärbten Deutsch fort, „auf Allerhöchsten Befehl vor kurzem alle Universitäten des russischen Reichs besichtigt. Aber ich habe nur eine einzige Universitas litterarum gefunden — Ihr Dorpat. Nur in Dorpat lehrt man wissenschaftlich arbeiten, nur dort spürt man bei den Studenten und Professoren den frischen Geist der Wissenschaft, der Freude an selbständigem Forschen hat. An den anderen Universitäten Rußlands wird auch gearbeitet, gewiß — aber in ganz anderer Art. Die Studenten büffeln dort vom ersten Semester an zum Examen. Sie haben gar keine Zeit zu einer selbständigen wissenschaftlichen Arbeit. Die fleißigen Studenten lernen wie Schüler — nun, sagen wir, wie auf einem höheren Gymnasium — das auswendig, was ihnen der Professor vorträgt, am besten wörtlich. Damit machen sie dann das Examen in den nächsten Kursus. Das ist doch kein wissenschaftliches Studium!"

So urteilte der sehr kluge und feingebildete J. D. Deljanow im Jahre 1880 über Dorpat und die übrigen Universitäten Rußlands. Aber die Erkenntnis des hohen Wertes der baltischen Hochschule hinderte ihn nicht, nach wenigen Jahren als Unterrichtminister diese gerühmte einzige Universitas litterarum Rußlands nivellierend auf die gleiche Stufe der übrigen russischen Universitäten hinabzudrücken. Trotz seiner klaren Einsicht in die Schulverhältnisse der Ostseeprovinzen trat der Minister Deljanow dem Übereifer der Russifikatoren nicht entgegen. Im Gegenteil, er ließ sich vom breiten Strom des russischen Nationalismus treiben, wurde ein willfähriges Werkzeug der Grenzmarkenpolitik und — Graf.

Ich habe persönlich nichts anderes als Freundliches von dem Minister Deljanow erfahren, auch nicht, nachdem ich ihm einmal meine Ansicht über die schroffe Russifizierung der baltischen Schulen unumwunden ausgesprochen hatte. Als der Minister die nützliche Wirksamkeit der deutschen Kirchenschulen in Petersburg und Moskau lobte, ergriff ich die Gelegenheit, ihm den traurigen Zustand der deutschen Schulen in den Ostseeprovinzen zu schildern, der eine Folge der unpädagogischen und schroffen Art ihrer Russifizierung sei. Ich suchte mein abfälliges Urteil durch Beispiele zu illustrieren. Baltische Freunde, sagte ich dem Minister, haben mir geklagt, wie ihre Kinder oft nicht einmal wüßten, welchen Lehrstoff der Lehrer ihnen vorgetragen habe, ob Geschichte oder Geographie. Außer in der russischen Sprache wären die Kenntnisse der Schüler jetzt in allen übrigen Fächern lückenhaft und ungenügend, der Lehrstoff könnte nur rein mechanisch angeeignet werden, und die geistige Entwicklung der Jugend werde durch die fremde Unterrichtssprache geradezu gehemmt.

„Was wollen Sie?“ antwortete Deljanow achselzuckend. „Diese eine Generation wird Schaden leiden. Da ist eben nichts zu machen. Dafür wird aber schon die nächste Generation die russische Sprache vollkommen verstehen, und dann werden alle Schwierigkeiten im Unterricht fortfallen.“

Und dabei war Graf Deljanow von großer Liebenswürdigkeit und teilnehmender Hilfsbereitschaft. Jedem, der ihn darum bat, gab er eine Empfehlung auf seiner Visitenkarte oder schrieb sogar einen Brief im Interesse des Bittstellers. Als Direktor der Petrischule habe ich nicht selten Personen mit solchen Empfehlungen des Ministers empfangen. Natürlich konnte ich seine Bitte um Anstellung des warm Empfohlenen niemals erfüllen. Gelegentlich eines Morgenbesuches beim Grafen Deljanow (er empfing von 8 bis 9 Uhr) entschuldigte ich mich einmal deshalb mit dem Mangel von Vakanzen im Lehrerkollegium.

„Ich bitte Sie,“ sagte Deljanow lächelnd, „machen Sie sich doch keine Gedanken darüber. Ich gebe jedem, der mich darum bittet, eine Empfehlung. Werfen Sie meine Karte nur ruhig in den Papierkorb!“

Dieses Verhalten charakterisiert vortrefflich das Wesen des hohen Beamten: keine Bitte abschlagen — aber nichts gewähren.

Da meine Gedanken dadurch mehr und mehr in den Bannkreis der bürokratischen Sphäre geraten sind, mögen noch einige andere Erlebnisse mit meinen Kronsvorgesetzten hier erwähnt werden.

Die Kuratoren des Petersburger Lehrbezirks zeigten sich stets freundlich und wohlwollend gegen die Petrischule und ihre Leitung. Bei jeder Gelegenheit erkannten sie den guten Geist und die befriedigenden Leistungen der Schüler offen an, und bei keinem Kurator — außer bei M. N. Kapustin — habe ich jemals eine Animosität gegen das Sonderwesen der deutschen Kirchenschulen gespürt. Sofern diese die Forderungen der Normalprogramme und der gesetzlichen Vorschriften erfüllten, ließ man sie bei ihrer deutschen Eigenart.

Unter dem Kurator Iwan Petrowitsch Nowikow, einem General, wurden die leidigen Versetzungsexamina am Schluß des Schuljahrs wieder einmal für jede Klasse genau vorgeschrieben und streng gefordert. Nun war ich schon in Riga ein entschiedener Gegner dieser höchst unpädagogischen Maßregel gewesen, und die Erfahrung hatte meine Meinung noch gefestigt. Daher war ich entschlossen, die Petrischule vor den Nachteilen der systematischen Versetzungsprüfungen zu bewahren. Der Gehilfe des Kurators erkundigte sich bei mir, weshalb ich die Termine dieser Prüfungen noch nicht angegeben hätte. Ich legte ihm meine Stellung zur Sache klar und betonte, die vielen Versetzungsexamina verstießen so sehr gegen meine pädagogischen Überzeugungen, daß ich sie nicht einführen könnte.

Nach einigen Tagen erschien der Kurator J. P. Nowikow in persona und ließ sich meine Gründe gegen die Einführung der vorgeschriebenen Versetzungsprüfungen ausführlich darlegen. Seine Einwände konnte ich leicht entkräften, und so blieb ihm nur der Weisheit letzter Schluß übrig: der Vorschrift des Ministers müsse gehorcht werden.

„Exzellenz," erwiderte ich, „beantworten Sie mir gütigst eine Frage. Sind die Leistungen der Petrischüler beim Abiturium in irgendeinem Fach geringer als die der Kronsgymnasiasten?"

„Nein, durchaus nicht", antwortete der Kurator. „Sie wissen, daß ich die Petrischule sehr schätze."

„Dann lassen Sie uns doch weiter nach unserer gewohnten Art unterrichten und versetzen. Der Minister hat bei seiner Verordnung über die Versetzungsprüfungen sicherlich nicht an die deutschen Kirchenschulen gedacht."

Das leuchtete dem Kurator ein, und wir versetzten die Schüler nach wie vor ohne die vielen zeitraubenden und irreführenden schriftlichen und mündlichen Examina.

Als Militär war der Kurator J. P. Nowikow ein großer Freund des Gymnastikunterrichts und betrieb eifrig die Einführung von soldatischen Marschierübungen in die Schulen. Da diese langweiligen und sehr ermüdenden Frontübungen für die körperliche Entwickelung der Knaben von gar keinem Wert sind, so beeilte ich mich nicht, der betreffenden kuratorischen Vorschrift Folge zu geben. Aber in diesem Falle verfingen meine pädagogischen Einwendungen nicht. Der Kurator ritt sein Steckenpferd — das militärische Marschieren —, und da wir uns in dieser Frage absolut nicht einigen konnten, mußte ich als der schwächere Teil nachgeben. Ein äußerliches Hindernis, daß nämlich unser tüchtiger Turnlehrer als Reichsdeutscher das russische Marschierreglement nicht kenne, beseitigte der Kurator dadurch, daß er mir einen zum Lehrer vorzüglich geeigneten Offizier senden wollte. Nach einigen Tagen erschien der warm empfohlene russische Leutnant, und wir vereinbarten im Januar vier wöchentliche Lehrstunden im Marschieren bis zum Schluß des Semesters. Unter Assistenz unseres Turnlehrers, der für Disziplin sorgen mußte, nahmen die langweiligen Übungen einen glatten Verlauf, und schon in zwei Monaten hatten die Schüler erfreuliche Fortschritte gemacht. Da kam der Leutnant zu mir und bat mich flehentlich, ihm das Honorar bis zum Schluß des Semesters auszahlen zu lassen, da er durch Unglück in eine schlimme pekuniäre Lage geraten sei. Ich gewährte ihm seine Bitte, und der Herr Leutnant — ward in der Petrischule nicht mehr gesehen. Unser tüchtiger Turnlehrer hatte ihm jedoch längst alle Finessen des russischen Exerzierreglements abgeguckt und sogar die russischen Kommandoworte erlernt. So setzte er denn viel schneidiger und präziser als sein durchgebrannter Vorgänger die Marschierübungen fort. Als der Kurator Nowikow gegen Ende des Semesters eine Revue über acht unserer Klassen abhielt,

klappte alles so vorzüglich, daß der alte General unserem Turnlehrer gerührt dankte. Die Schüler hatten ihre Sache aber auch wirklich ganz famos gemacht!

Dieser rühmliche Glanzpunkt der „Militärgymnastik" bedeutete aber auch ihren Schluß. Die Übungen wurden im nächsten Schuljahre nicht mehr aufgenommen, denn an Stelle des Generals J. P. Nowikow war als Kurator der Geheimrat Michail Nikolajewitsch Kapustin aus Riga nach St. Petersburg übergeführt worden.

Gleich meine erste Begegnung mit dem neuen Kurator erfüllte mich mit Sorge um die Zukunft der deutschen Kirchenschulen. Ich war eines Vormittags ins Departement der Volksaufklärung zitiert worden, um mich dem neuen Chef des Lehrbezirks vorzustellen. Im Wartezimmer traf ich meinen lieben, hochgeschätzten Kollegen Dr. Joseph Koenig, der seit 1884 Direktor der Annenschule war. Wir waren natürlich höchst gespannt, wie sich der Kurator Kapustin zu den deutschen Schulen stellen würde.

Als der ältere Direktor betrat ich zuerst die Höhle des alten Löwen. Im Zimmer befand sich auch der Gehilfe des Kurators, Leonid Iwanowitsch Lawrentjew, der mich vorstellte. Nach der formellen Begrüßung hielt mir der Kurator Kapustin einen längeren Vortrag über die Notwendigkeit, in den Schulen auch für das physische Wohl der Zöglinge zu sorgen. Ich blickte meinen neuen Chef verwundert an und wußte nicht, worauf er zielte. Bevor ich aber etwas erwidern konnte, erklärte ihm L. J. Lawrentjew, daß in der Petrischule für das physische Wohl der Zöglinge durch guten Turnunterricht, Frühstück, ärztliche Besichtigung und Behandlung usw. auf das beste gesorgt werde.

Der Kurator äußerte seine Zufriedenheit und fuhr dann freundlicher fort: „Es wird ein ganz falsches Gerücht über meine Stellung zu den deutschen Kirchenschulen verbreitet. Man erzählt, daß ich die Absicht hätte, die deutsche Unterrichtssprache zu beschränken. Haben auch Sie das gehört?"

„Nein, Exzellenz," erwiderte ich, „dieses Gerücht habe ich nicht vernommen."

„Nun, das freut mich. Glauben Sie nur ja nicht solchen falschen Gerüchten. Ich habe nur das Beste über die hiesigen deutschen

Schulen gehört und beabsichtige nicht, etwas an ihrer Organisation zu ändern. In den Ostseeprovinzen liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Dort spielen politische Erwägungen mit, und daher mußte dort die russische Unterrichtssprache eingeführt werden. Aber dieser Gesichtspunkt fällt hier inmitten einer russischen Umgebung fort. Beunruhigen Sie sich daher nicht. Sie haben von mir nichts zu befürchten. Ich werde sehr bald die Petrischule besuchen und freue mich, sie persönlich kennenzulernen."

Sogleich nach meiner Audienz wurde Direktor J. Koenig zum Kurator gebeten. Wir konnten also kein Wort miteinander wechseln. Ich sah meinen Kollegen nur ernst an und zuckte die Achseln. Als Koenig aus dem Kabinett des Kurators zurückkehrte, hatte auch seine Miene sich verdüstert, und wir verließen schweigend das Departement.

Auf der Straße bat mich Direktor Koenig, ihm möglichst genau Kapustins Worte zu wiederholen. Da stellte sich denn heraus, daß er uns beiden fast wörtlich dasselbe gesagt hatte. Was beabsichtigte Kapustin mit seiner unmotivierten Selbstverteidigung? Weshalb betonte er sein Wohlwollen für die deutschen Kirchenschulen, die er offenbar gar nicht kannte? Weshalb suchte er etwaige Gerüchte zu entkräftigen, um uns zu beruhigen?

Das alles gab uns zu denken und ließ die Absichten unseres neuen Chefs in düsterem Licht erscheinen. Offenbar wollte Kapustin uns in vertrauensvolle Sicherheit einlullen, weil er einen Angriff auf die deutsche Unterrichtssprache plante.

Schon nach wenigen Monaten zeigte es sich, wie begründet diese Befürchtung war. Ohne auch nur eine der vier deutschen Kirchenschulen besucht zu haben, unterzog der Kurator M. N. Kapustin diese altehrwürdigen Lehranstalten in einer Sitzung des „Gelehrten Komitees" des Unterrichtsministeriums einer vernichtenden Kritik.

Diese Schulen, soll er ausgeführt haben, hätten Rußland nicht den geringsten Nutzen gebracht, sondern nur geschadet, indem sie die Jugend in unpatriotischem Geiste erzogen und viele russische Kinder germanisierten. Jetzt, wo in den baltischen Schulen die russische Unterrichtssprache eingeführt sei, nähmen die deutschen Kirchenschulen Kinder aus den Ostseeprovinzen als Konterbande

auf. Auch in wissenschaftlicher Beziehung hätten die deutschen Kirchenschulen bisher nichts geleistet, und ihre Existenz als Fremdkörper im russischen Reich sei durch nichts berechtigt. Daher wäre es geboten, diese Schulen ihrer Sonderstellung und Vorrechte zu entkleiden.

Die übertriebene Schärfe des Angriffes rief als Reaktion natürlich eine besonders warme Verteidigung der Kirchenschulen hervor, und es entspann sich eine lebhafte Debatte unter den Gliedern des Gelehrten Komitees, von denen ein sehr angesehener Pädagoge sich als ehemaliger Annenschüler bekannte.

Auf der nächsten Sitzung sollte über den Antrag des Kurators Kapustin entschieden werden. Ein den Kirchenschulen freundlich gesinntes Mitglied des „Gelehrten Komitees" bat Direktor Koenig und mich um Material zur Widerlegung der unhaltbaren Behauptungen des Kurators. Wir sollten eine Liste namhafter Personen, die ihre Schulbildung in der Annen- oder Petrischule genossen hatten, anfertigen, und ferner angeben, wieviel Knaben wir in den letzten Jahren aus den Ostseeprovinzen aufgenommen hätten.

Mit Hilfe des in Personalfragen vorzüglich unterrichteten Inspektors Collins fiel es nicht schwer, eine mehrere Bogen lange Liste früherer Petrischüler zusammenzustellen, die als Akademiker, Professoren, Generäle, hohe Zivilbeamte, hervorragende Ärzte, Techniker usw. dem russischen Staate und der russischen Gesellschaft unbestreitbar großen Nutzen gebracht hatten. Mit einer gleichen Liste hervorragender Männer konnte die Annenschule aufwarten, der besonders viele hohe Staatsbeamte ihre Schulbildung verdanken.

Aus den Ostseeprovinzen hatten wir nur verschwindend wenige Schüler aufgenommen.

Das Verlesen dieses schlagenden Materials im „Gelehrten Komitee" soll auf den Gesichtern der würdigen Herren erst ein wohlwollendes Schmunzeln hervorgerufen haben, das aber, als die Listen schier kein Ende nehmen wollten, zum lauten Lachen wurde. „Genug, genug", rief man von allen Seiten. Dieses Gelächter war das Totengeläute des Kapustinschen Angriffs gegen die deutsche Unterrichtssprache der Kirchenschulen.

Aber ganz ohne Folgen blieben die Machinationen Kapustins gegen die Kirchenschulen doch nicht. Er wußte es beim Minister Deljanow durchzusetzen, daß die allgemeine Geschichte, mit Ausnahme der Geschichte des Altertums, fortan in russischer Sprache gelehrt werden mußte. Maßgebend für diese Änderung war die Ansicht, daß die historischen Ereignisse in deutschen Lehrbüchern nicht vom national russischen Standpunkt dargestellt und beleuchtet würden. Das stimmte freilich!

Im persönlichen Verkehr war der Kurator Kapustin äußerlich liebenswürdig und von gewinnendem Entgegenkommen. Aber er handelte anders, als er sich zeigte. So fanden z. B. mehrere Jahre hindurch die üblichen Vorstellungen der Petrischule zu Beleihungen ihrer Lehrer durch Orden keine Berücksichtigung. Als ich hierüber im Schuldirektorium referierte, erbot sich der sehr energische und kluge Präsident des Kirchenrats, Senator Nikolai von Tuhr, den Kurator Kapustin persönlich nach den Gründen dieser Zurücksetzung der Petrischule zu fragen. Der Kurator suchte natürlich zuerst nach allerlei Ausreden, dann aber gab er als Grund an, in der Petrischule herrsche kein echter patriotischer Geist. Da aber kam er bei einem Nikolai von Tuhr schlecht an! Unser schneidiger Präsident, der selbst Petrischüler gewesen war und seine alte Schule treu liebte, machte ihm den wahren patriotischen Standpunkt unumwunden klar und fragte den Kurator, ob er vielleicht glaube, den Patriotismus allein gepachtet zu haben! — Das Auftreten des Herrn von Tuhr muß einen nachhaltigen Eindruck auf den Kurator Kapustin gemacht haben, denn seit dieser Aussprache wurde jede unserer Ordensvorstellungen anstandslos genehmigt.

Auch ein anderer Fall bewies mir, daß man durch festes Auftreten bei M. N. Kapustin viel erreichen konnte. Die Lehrerkonferenz der Petrischule hatte zwei Realschüler der Handelsabteilung, beide russischer Nationalität, nicht zum Schlußexamen zugelassen, weil die Kenntnisse dieser Schüler infolge großer Lässigkeit im Schulbesuch und noch größerer Faulheit in fast allen Fächern ungenügend waren. Am Tage vor dem Beginn der schriftlichen Prüfungen sandte mir der Kurator Kapustin die an ihn gerichteten Bittschriften dieser beiden Schüler, welche sich über die ungerechte

Zurückstellung beklagten, da sie nur in einem einzigen Fache eine ungenügende Zensur erhalten hätten; sie baten daher den Kurator, im Hinblick auf ihre ärmlichen Verhältnisse ihre Zulassung zum Schlußexamen zu verfügen. — Ohne mein Gutachten über diese Bittschriften verlangt zu haben, hatte der Kurator seine Entscheidung an den Rand jeder Bittschrift geschrieben: „Ich verfüge, den Schüler N. N. zum Examen zuzulassen."

Das war ein in der Schulpraxis unerhörter Übergriff der höheren Instanz! Die gewissenhaft erwogene Entscheidung der Lehrerkonferenz durfte der Kurator nicht einfach umstoßen! Wollte ich aber einen Konflikt zwischen Kapustin und einer deutschen Kirchenschule vermeiden, so mußte ich den Kurator noch heute zur Zurücknahme seiner formell und sachlich unrichtigen Entscheidung bewegen. Wie aber, wenn Kapustin durch diese Eigenmächtigkeit gerade einen Konflikt mit der Petrischule herbeiführen wollte? Wenn er nun bei seiner Entscheidung beharrte und ihre Nichterfüllung als Auflehnung gegen die Obrigkeit ausbeutete? Nach allem, was wir bereits erlebt hatten, war das wohl möglich.

Um mir den Rücken zu decken und einen Stützpunkt in dieser fatalen Affäre zu gewinnen, suchte ich den mir seit Jahren gut bekannten Gehilfen des Unterrichtsministers, Nikolai Miljewitsch Anitschkow, auf, trug ihm die Sache konfidentiell vor und bat ihn um seinen Rat. Anitschkow war über die Eigenmächtigkeit des Kurators entrüstet und riet mir, die beiden Schüler nicht zum Examen zuzulassen, ihre Bittschriften mit der Entscheidung des Kurators aber morgen früh dem Minister zu überreichen. Er, Anitschkow, werde um 9 Uhr beim Minister sein und dort meine gute Sache vertreten. — Ich dankte ihm, wandte aber ein, daß ich doch zuerst versuchen müßte, ob der Kurator seine unhaltbare Verfügung nicht von sich aus zurücknehmen würde. Kapustin sei doch mein nächster Vorgesetzter, über den hinweg ich mich nicht an die höhere Instanz wenden dürfe. „Warum denn nicht?" meinte Anitschkow. „Michail Nikolajewitsch hat Ihnen doch das Beispiel gegeben, wie man's machen muß. Verdient hat er diese Rücksicht nicht, aber tun Sie, was Sie für richtig halten."

Ich versprach Anitschkow, daß ich ihm über das Resultat meiner Unterredung mit Kapustin sogleich schreiben werde, und ging

kampfbereit zum Kurator. Mein vorsorgliches Rüstzeug erwies sich jedoch als ganz unnütz. Als ich dem Kurator kategorisch erklärte, daß ich als Direktor eine Verfügung, welche die Autorität der Lehrerkonferenz vernichte, nicht ausführen könnte, und ihm sodann darlegte, weshalb ich seine Entscheidung in diesem Falle für formell und sachlich unrichtig hielte, — erklärte Kapustin zu meinem Erstaunen seine volle Übereinstimmung mit meiner Auffassung. Er hätte den Beschluß der Lehrerkonfernez durchaus nicht umstoßen wollen, sondern nur verfügt, die beiden Schüler zum Examen zuzulassen, — falls die Konferenz es für möglich erachte. Die Kühnheit dieser Logik imponierte mir nicht wenig. „Sehr gut, Exzellenz," sagte ich noch immer mißtrauisch, „wenn Sie das so gemeint haben, dann bitte ich Sie, Ihre Resolution auch in diesem Sinne auf die Bittschriften zu schreiben."

„Mit dem größten Vergnügen", sagte der Kurator, setzte sich an den Schreibtisch und fügte seiner kategorischen Resolution den kontradiktorischen Nachsatz hinzu: „falls die Lehrerkonferenz es für geeignet halten sollte". Damit hatte er den Sinn seiner ersten Entscheidung tatsächlich aufgehoben.

Sehr zufrieden mit diesem Erfolg steckte ich die beiden erledigten Bittschriften in die Tasche, und wir plauderten noch ein Weilchen über die Organisation der Realschulen. Dabei stellte sich heraus, daß M. N. Kapustin der Ansicht war, die Handelsabteilung einer russischen Realschule bestände aus sieben aufsteigenden Klassen. Mein Widerspruch mit der Berufung auf die Tatsache, daß ich seit Jahren Leiter einer solchen Handelsabteilung sei, überzeugte den Kurator nicht. „Dann ist es nur an ihrer Petrischule so", erwiderte er, suchte das Statut der Realschulen hervor und blätterte in ihm. „Sie haben Recht," sagte er, „die Handelsabteilung hat wirklich nur sechs Klassen!"

Zur Zeit meines Amtsantritts war der oben erwähnte Nikolai Miljewitsch Anitschkow Bezirksinspektor, wurde dann Direktor des Departements im Ministerium der Volksaufklärung und schließlich Gehilfe des Ministers. In allen diesen Stellungen habe ich mit ihm zu verhandeln gehabt und in ihm stets einen sehr klugen, gerechten und gefälligen Beamten geschätzt, dem ich manchen guten Rat verdankte. Gleich im Beginn unserer amtlichen Be-

ziehungen sagte er mir etwa folgendes: „Sie kennen die hiesigen Verhältnisse noch nicht. Da darf ich Ihnen wohl einen Rat geben. Nehmen Sie niemals Schüler russischer Nationalität auf, falls diese nicht die deutsche Sprache soweit beherrschen, daß sie dem Unterricht ohne Schwierigkeiten folgen können. Jeder Russe, der in einer deutschen Kirchenschule nicht gut vorwärtskommt, gereicht dieser Schule zum Nachteil. Die Eltern sind mit der deutschen Schule unzufrieden, geben ihr die Schuld, wenn das Kind nicht gute Fortschritte macht, und schimpfen im Kreise ihrer Bekannten auf die fremde Schule. — Aber auch das Kind selbst fühlt sich in der Schule nicht wohl, weil ihm der Unterricht viel zu schwer ist, da es nicht alles voll verstehen und richtig auffassen kann. Wenn ein solcher Schüler wegen mangelhafter Fortschritte die deutsche Schule verläßt und in einer russischen gut vorwärtskommt, wird er auch im späteren Leben den deutschen Kirchenschulen nicht freundlich gesinnt sein. — Aber noch aus einem anderen Grunde sollten Sie solche Schüler sich fernhalten. Kinder, welche die Unterrichtssprache nicht beherrschen, hemmen in ihrer Klasse den Unterricht und drücken das Niveau der Schule allmählich hinunter. Denn wenn sie Fortschritte machen sollen, müssen sich die Lehrer ihnen ganz besonders widmen, und dadurch entziehen sie die Zeit den übrigen Schülern. Das muß allmählich auf die Leistungen der ganzen Klasse nachteilig wirken. Die Leistungen der Kirchenschulen müssen aber immer auf der Höhe der Normalprogramme bleiben. Denn nur in den voll befriedigenden Leistungen und in der guten Disziplin sieht die Regierung die Existenzberechtigung der deutschen Kirchenschulen. Diese müssen daher aus Gründen der Selbsterhaltung für ein gutes Schülermaterial und ein tüchtiges Lehrerpersonal sorgen und sich nicht durch zu weitgehende Nachsicht bei der Aufnahme rein russischer Kinder von ihrer eigentlichen Aufgabe ablenken lassen."

Diese klugen Erwägungen eines Regierungsbeamten, der durchaus nicht für deutschfreundlich galt, habe ich in der Praxis nach Möglichkeit zu beachten gesucht. Es ist den Kirchenschulen ein leichtes, ihre unteren Klassen übermäßig zu füllen, wenn sie Kinder ohne genügende Kenntnisse der deutschen Umgangssprache aufnehmen. Die stattliche Schülerzahl der einzelnen Klassen scheint

auf den ersten Blick sogar manche Vorteile zu bieten. Erstens dient sie als Beweis der Wertschätzung der deutschen Schule im Publikum, sodann gewährt sie der Schule größere Einnahmen an Schulgeld. Letzteres — der nervus rerum — erscheint als wesentliches Moment bei der unaufhaltsamen Steigerung aller Ausgaben für Gehalt und Hygiene. Aber trotz dieses praktischen Nutzens einer großen Frequenz bin ich der Überzeugung, daß der Fortbestand deutscher Kirchenschulen mit den Rechten der entsprechenden Kronsanstalten in Rußland nur solange gesichert ist, als die deutsche Schule ihre wichtige kulturelle Aufgabe in rechter Weise erfüllt, indem sie auf dem Boden deutscher Pädagogik verbleibt, im evangelischen Geiste erzieht und in deutscher Sprache unterrichtet. Gerade was ihre Sonderart bedingt, gibt der deutschen Schule ihren wahren Wert, ist die Quelle ihrer Kraft zu ersprießlicher Arbeit und zur erfolgreichen Abwehr nivellierender Tendenzen. Dadurch wird eine gewisse Exklusivität für die evangelischen Kirchenschulen zur unerläßlichen Lebensbedingung. Die weise Beschränkung auf den Kreis der ursprünglichen Bestimmung ist daher weder engherzig noch intolerant, sondern vielmehr der natürliche Selbsterhaltungstrieb eines eigenartigen, zielbewußten Organismus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine erste pädagogische Aufgabe in St. Petersburg war natürlich, mich mit dem Betriebe der großen Petrischule, mit meinen vielen Mitarbeitern und ihren Leistungen bekanntzumachen. Diese Arbeit wurde dem neuen Ankömming durch die anfangs unvermeidlichen gesellschaftlichen Verpflichtungen oft erschwert. Ich war in Riga an die sich meist bis weit nach Mitternacht ausdehnende Geselligkeit der Residenz nicht gewöhnt gewesen und büßte nun durch sie an Frische und Stimmung ein. Als Provinzler besaß ich auch nicht die Gewandtheit der Causerie und pointierter Toaste. So fühlte ich mich gleich anfangs in St. Petersburg nicht heimisch, und je mehr ich die Sitten und Lebensanschauungen der Residenz kennenlernte, desto weniger wurden sie mir sympathisch.

Das pädagogische Arbeitsfeld aber war groß und vielseitig und bot nach jeder Richtung hin lockende Aufgaben. Um in jeder der

32 Klaſſen*, die ich vorfand, auch nur eine Stunde anzuhören, bedurfte es faſt eines Monats. Und wie unzureichend und zufällig ſind oft die Eindrücke einer einzigen Stunde! Ich mußte alſo eifrig hoſpitieren, wollte ich die Leiſtungsfähigkeit der Lehrenden und Lernenden auch nur einigermaßen kennenlernen.

Der Beſuch der Lehrſtunden durch den Direktor mußte damals an der Petriſchule nicht üblich geweſen ſein, denn einige der älteren Lehrer verargten mir dieſe „Kontrolle", in der ſie ein Zeichen des Mißtrauens erblickten. „Schon mehr als 25 Jahre unterrichte ich an der Petriſchule," äußerte ein im Amt ergrauter, ſehr beliebter Lehrer, „und jetzt hält dieſer junge Direktor es für geboten, meinen Unterricht zu kontrollieren."

Ja, dieſem „jungen Direktor" machten ſein zu geringes Alter und noch mehr ſein zu jugendliches Ausſehen das ſchwere Amt gerade nicht leichter. Mit meinen 33 Jahren war ich tatſächlich jünger als faſt alle Herren und Damen im Lehrerkollegium. Bartlos und von ſchmächtiger, mittelgroßer Figur machte meine äußere Erſcheinung aber noch einen weit jüngeren Eindruck und hatte ganz und gar nichts Imponierendes. Als ich dem Generalſuperintendenten Laland meinen Antrittsbeſuch machte, mußte ich im Wohnzimmer ein wenig warten. Da wurde die Tür zu ſeinem Arbeitszimmer geöffnet, ein junger Paſtor trat heraus, ſah mich an und ſagte rückwärts gewandt: „Du, Laland, da will dich ein junger Menſch ſprechen." Dieſer „junge Menſch" ſtellte ſich dem Generalſuperintendenten als Direktor der Petriſchule vor, der junge Paſtor aber war trotz ſeines ſtattlichen Ausſehens noch ein Jahr jünger als ich.

Während ich mir einen möglichſt genauen Einblick in den Zuſtand der Petriſchule zu verſchaffen ſuchte, traten aus dem Chaos der Eindrücke immer klarer und beſtimmter die nächſten und wichtigſten Aufgaben einer inneren Reform hervor. Mein tatkräftiger Vorgänger, Mag. H. Graff, hatte zuerſt für den äußeren Ausbau der wachſenden Schule ſorgen müſſen. Als er dieſe Aufgabe gelöſt hatte und ſich eben der inneren Reorganiſation zuwenden wollte, riß ihn der Tod aus dem halbbeendeten Werk. Was nun

* Die deutſche Petriſchule war ein gewaltiger Schulorganismus, der ein Gymnaſium, eine Realſchule und eine höhere Mädchenſchule umfaßte.

seinem Nachfolger als Erbe zufiel, war vielleicht der schwierigere Teil der ganzen, dringend nötigen Reformarbeit, sicherlich war es der undankbarere Teil. Denn die stille pädagogische Tätigkeit im Inneren einer Schule, die in den Lehrplänen, der Methode des Unterrichts, dem harmonischen Zusammenwirken vieler Kräfte zu einem gemeinsamen Ziele, in unzähligen scheinbar kleinen, aber für das Ganze nützlichen Einrichtungen und Anordnungen zum Ausdruck gelangt, — diese mühselige pädagogische Arbeit entzieht sich nicht bloß dem Auge des großen Publikums, sondern bleibt auch denen verborgen, die der Schule näherstehen und für ihr Wohlergehen interessiert sind. Das ist eine ganz natürliche Erscheinung. Die Wichtigkeit didaktischer Fragen kann nur der in ihrem vollen Wert erfassen, der selbst im Lehrberuf tätig ist. Und sogar bei meinen Berufsgenossen fand ich manchmal wenig Verständnis und Interesse für die Fortschritte auf dem Gebiet der Pädagogik.

Was ich in den ersten Jahren mit Hilfe des Schulkuratoriums und Kirchenrats von meinen Reformplänen verwirklichen konnte, das habe ich bereits in einer Jubiläumsschrift: „Geschichte der St. Petrischule von 1862 bis 1887" dargelegt. Als das Wichtigste dürften dort wohl die Statuten über Gehalt und Pension der Lehrenden erscheinen. Es lag mir daran, allen an der Petrischule Lehrenden eine den damaligen Lebensverhältnissen der gebildeten Stände entsprechende Einnahme zu verschaffen und ihnen im Alter eine sorgenfreie, wenn auch leider kärgliche Existenz zu sichern. Die Gehälter und Pensionen an den Höheren Schulen des Staates waren damals viel zu gering, um dieses humane Ziel auch nur einigermaßen zu erreichen. Aber die Petrischule zahlte noch viel weniger als die staatlichen Anstalten. Nun ging sie durch das neue Statut vom Jahre 1881 weit über die staatliche Norm hinaus und dennoch konnte sie durch diese Erhöhung des Gehalts nur eine relative Besserung der materiellen Lage ihres Lehrpersonals erreichen. Doch wurde durch die neuen Statuten vor allem der Grundstein zu einer objektiven und gerechten Normierung des Gehalts und der Pensionen gelegt, die jede Willkür ausschloß und dem Lehrer einen klaren Rechtsboden gab. Auf dieser Grundlage konnten in Zukunft die einzelnen Gehaltsätze, den Bedürfnissen des täglichen Lebens entsprechend, erhöht werden.

Um die didaktischen Reformen, die ich für meine wichtigste Aufgabe erkannt hatte, zielbewußt und sachkundig in Angriff zu nehmen, mußte ich vor allem meine noch sehr lückenhafte Kenntnis des deutschen Schulwesens vervollständigen. Zu diesem Zweck benutzte ich mehrere Jahre hindurch die ersten Wochen der russischen Sommerferien, um in Berlin, Leipzig und Halle a. S. eifrig in Gymnasien, Realschulen, Höheren Töchterschulen, Bürger- und Elementarschulen und Lehrerseminaren zu hospitieren. Der Besuch deutscher Schulen war in den achtziger Jahren den Ausländern noch nicht durch beschränkende Formalitäten erschwert. Es genügte damals die Erlaubnis des Direktors, um in allen Fächern den Unterricht beliebig lang anhören zu dürfen. Ich fand in Deutschland bei allen Direktoren, ohne eine einzige Ausnahme, das liebenswürdigste Entgegenkommen, geduldige Erläuterung didaktischer Fragen und manchen dankenswerten Hinweis. Mit einigen meiner deutschen Kollegen, besonders mit dem tüchtigen Direktor des Königl. Lehrerinnen-Seminars in Berlin, Karl Supprian, bin ich auch späterhin in freundschaftlichen Beziehungen geblieben.

In Riga hatte ich keine Gelegenheit gehabt, das Mädchenschulwesen und die Methodik der Elementarfächer kennenzulernen. Das mußte ich also als neuen Gegenstand erlernen, während ich zugleich in den Gymnasien und Realschulen Deutschlands die Muster für einen gedeihlichen Unterricht in den alten Sprachen und der Mathematik suchte und meist auch fand. Nach der alle Kräfte beanspruchenden Zeit der Examina, der Versetzungen und des Schlußaktes an der großen Petrischule waren mir diese drei Wochen konzentrierter geistiger Arbeit in den Schulen Deutschlands nicht gerade ein Stück Ferienerholung, und ich stand oft am Ende meiner Aufnahmefähigkeit, wenn ich die letzten Notizen eintrug und mich ins Hochgebirge begab, wo es keine Lehrstunden und keine Gespräche über Methodik und Programme gab. Ich war bis zur Erschöpfung schulmüde und ging daher auf der Ferienreise meinen sonst hochgeschätzten Fachgenossen vorsichtig aus dem Wege.

Was ich an Wertvollem in den Schulen Deutschlands eingeheimst hatte, das ließ sich durchaus nicht so ohne weiteres auf

die Petrischule übertragen. Es sollte aber auch nur als Muster dienen, konnte nur ein Vorbild dessen sein, was unter den wesentlich andersartigen Verhältnissen und mit den vorhandenen Lehrkräften allmählich anzustreben war. Die deutschen Kirchenschulen in Rußland sind ihrem innersten Wesen nach — zweisprachig. Am Schluß des Kursus muß von ihren Zöglingen die Reichssprache theoretisch und praktisch ebenso gründlich beherrscht werden, wie von Schülern russischer Lehranstalten. Es sind dieselben Themata für den russischen Aufsatz, dieselben Forderungen beim mündlichen Examen. So geht dem deutschen Schüler ein großer Teil seiner Zeit und Kraft auf die Aneignung der russischen Literatur und der russischen Schriftsprache hin, und da die Energie eines jeden Menschen naturgemäß begrenzt ist, so erleiden die übrigen Fächer eine empfindliche Einbuße an Umfang und Vertiefung. Einsprachige Schulen gewinnen dagegen in gleichem Maße an Arbeitszeit und an Konzentration.

Aber noch ein anderer wesentlicher Faktor kommt bei dem Vergleich unserer Kirchenschulen mit den entsprechenden Schulen Deutschlands in Betracht — die Unterrichtszeit. In Deutschland hat das Jahr mindestens 225 Schultage, in Rußland höchstens 185. Der volle Gymnasialkursus hat in Deutschland in 9 Jahren also 2025 Schultage, in Rußland in 8 Jahren bloß 1480, also 545 Schultage weniger. Wollte man in einem Gymnasium Rußlands das gleiche Quantum an Lehrstoff mit der gleichen Gründlichkeit wie in Deutschland durcharbeiten, so müßte das russische Gymnasium um rund 3 Jahreskurse erweitert werden. Noch augenfälliger ist der Vergleich der Realschulen. Hier bleibt die russische Realschule mit ihren bloß 7 Klassen um 730 Schultage oder 4 Jahreskurse hinter der Oberrealschule Deutschlands zurück. — Sind diese Zahlen auch nicht absolut feststehende, geben sie auch nur die annähernde Durchschnittsgröße der auf die Schulbildung verwandten Zeit an, so zeigen sie doch überzeugend die große Differenz zwischen der Jugendarbeit in Deutschland und in Rußland.

Ein annähernder Ausgleich könnte freilich durch Beschränkung der unmäßig vielen Feiertage und durch Verkürzung der viel zu langen Sommerferien erzielt werden. Aber für diese beiden Maßregeln sind die kulturellen Verhältnisse offenbar noch nicht reif.

Durch die zahlreichen einzelnen Feiertage wird der russischen Jugend ein Gut von höchstem Werte vorenthalten, — die Gewöhnung an ununterbrochene intensive Arbeit. Diese Gewöhnung an die immer gleichgestellte Uhr der Pflicht und an eine gleichmäßige Tätigkeit ohne beständige Ablenkung und ohne andere Unterbrechungen im werktäglichen Schaffen, als die nötige physische Erholung und geistige Erfrischung erheischen, — eine solche Reform der russischen Schule wäre eine ruhmreiche Aufgabe eines großen nationalen Pädagogen. Die Gewöhnung an Ausdauer und Pflichterfüllung wäre der russischen Jugend sicherlich von weit größerem Nutzen, als alle Reglementierungen und Programmänderungen, als militärische Paradeübungen und zerstreuende Exkursionen in ferne Gegenden. Der von Natur gut veranlagten und geistig regen russischen Jugend fehlt es zur Tüchtigkeit in wissenschaftlichen Leistungen, wie auch in allen praktischen Berufen, hauptsächlich an zäher Ausdauer, an Gründlichkeit und Genauigkeit. Das aber sind Erziehungsaufgaben, zu deren Lösung die Schule verpflichtet ist.

Wenn ich ein anschauliches Bild des Unterrichts in der Petrischule, wie ich ihn im Jahre 1880 vorfand, entwerfen wollte, müßte ich befürchten, einer maßlosen Übertreibung oder gar einer gehässigen Entstellung beschuldigt zu werden. Aus diesem Grunde und aus anderen naheliegenden Gründen nehme ich davon Abstand. Außerdem pflegen rein pädagogische Betrachtungen weitere Kreise nicht zu interessieren.

Gewiß gab es auch damals, vor mehr als dreißig Jahren, an der Petrischule talentvolle und kenntnisreiche Lehrer, wie den leider viel zu früh verstorbenen Mathematiker Karl Mittellacher (gest. 1885), den Philologen Hermann Woronowicz, den anregenden Interpreten deutscher Literatur Franz Ackermann, die vortreffliche französische Lehrerin Johanna Waubke u. a. Aber es fehlte nicht nur in allen Abteilungen der Schule an genauen, klar durchdachten Lehrplänen, sondern im allgemeinen auch an der Berücksichtigung der Gesichtspunkte und Normen, die das Unterrichtswesen in Deutschland und der Schweiz während der letzten Dezennien zu hoher Blüte gebracht hatten.

In der Töchterschule erleichterten äußere Vorgänge meine Reorganisationspläne in unerwartet günstiger Weise. Die hochgeschätzte langjährige Direktrice Frau Adele Webber, die in den Schulräumen ein großes Mädchenpensionat hielt, zugleich aber ihre Zeit und altersschwache Kraft (sie stand im 81. Lebensjahre) zwischen der Schule und der Pflege eines gelähmten Mannes und eines geisteskranken Sohnes teilte, nahm im Herbst 1880 ihren Abschied. So hatte ich freies Feld für durchgreifende Änderungen. Das Internat wurde trotz ernster Bedenken im Kuratorium aufgelöst. Schon die nächsten Jahre zeigten die Richtigkeit dieser Maßregel: infolge der festeren Disziplin und des allmählich verbesserten Unterrichts wuchs die Zahl der Schülerinnen, so daß neue Parallelklassen eröffnet werden mußten.

Im Jahre 1885 hatte ich das Glück, in Fräulein Natalie von Dobrowolski eine in Rußland und darnach in deutschen Seminaren pädagogisch gründlich ausgebildete und hervorragend begabte Lehrkraft für die Töchterschule zu gewinnen. Durch ihre kundige Hilfe wurde es mir möglich, zwei Vorbereitungsklassen an der Töchterschule zu errichten. Der Elementarunterricht, den Fräulein von Dobrowolski in diesen Klassen erteilte, war in jeder Hinsicht mustergültig. Sein vorbildlicher Einfluß machte sich bald auch in den unteren Klassen der Töchterschule geltend und sogar über die Petrischule hinaus in anderen Lehranstalten. Auch dort mußte mit der veralteten, rein gedächtnismäßigen und daher wenig anregenden Lehrweise gebrochen werden, wollte man nicht pädagogisch rückständig erscheinen.

Die greifbaren Erfolge in der Töchterschule bilden aber auch die einzigen Lichtblicke in meinem langjährigen Wirken in St. Petersburg. Hätte ich vor der Übernahme einer so großen und verantwortlichen Aufgabe mehr Menschenkenntnis und mehr Lebenserfahrung besessen, so hätte ich sie wohlweislich nicht übernommen. Denn ich hätte mir sagen müssen, daß die innere Reorganisation eines großen Schulwesens unvermeidlich in die Interessensphäre und die festgewurzelten Gewohnheiten des Lehrpersonals eingreifen muß, daß ich also mit dem energischen Widerstand derer werde rechnen müssen, die meinen Intentionen nicht folgen wollten oder konnten. Daher konnte ein Widerstreit der Ansichten nicht

ausbleiben. Denn dem von mir erstrebten didaktischen Fortschritt stand die „alte Tradition" der Petrischule feindlich gegenüber. Ich hätte mir sagen müssen, daß durchgreifende Änderungen im Unterricht naturgemäß die Persönlichkeit vieler Mitarbeiter empfindlich berühren werde und daß auch ein Streben nach sachlich berechtigten Zielen notwendig zu persönlichen Konflikten führen müsse.

Die Art einer jeden langjährigen Praxis läßt sich nicht gutwillig ändern, da wohl nur selten ein Mensch die Fehler seiner bisherigen Tätigkeit klar erkennen oder auf fremden Wunsch hin in neue Gleise einlenken wird. Man versuche doch, einen älteren Pastor zu veranlassen, besser zu predigen als bisher, oder einen alten praktischen Arzt, seine Patienten nach neuen, ungewohnten Methoden zu untersuchen. Aber noch weit mehr ist ein Lehrer mit seiner gewohnten Unterrichtsweise verwachsen: sie ist der unmittelbarste Ausdruck seiner geistigen und moralischen Individualität. Wer also seinen Unterricht angreift, der verletzt sein Selbstbewußtsein, der setzt seine Persönlichkeit herab. Dagegen aber verwahrt er sich mit allen Mitteln. Das ist psychologisch erklärlich und daher menschlich verständlich. Es ist eine Art Autoreneitelkeit, die H. Heine zu der geliebten Frau sagen läßt: Doch wenn du meine Verse nicht lobst, so laß ich mich von dir scheiden. Hätte ich 1880 diese Einsicht besessen, so würde ich den Ruf an die St. Petrischule sicherlich nicht angenommen haben. Ein sehr kluger, erfahrener Mann warnte mich freilich und riet mir, abzulehnen — der Oberpastor Johannes Lütkens. Aber die Jugend ist zu selbstbewußt, um die Lebensweisheit des reiferen Mannes unbedingt anzuerkennen. Jeder strebende Mensch geht schließlich doch den Weg, den ihm seine individuelle Veranlagung vorzeichnet und macht auf seiner Lebensreise seine eigenen Erfahrungen. Nur die eigenen Erfahrungen erschließen uns die tiefere Erkenntnis der Lebenswerte, sie heben uns über das Alltägliche empor zu einer reiferen, abgeklärten Betrachtung der treibenden Kräfte in der Ereignisse Flucht.

Gewiß hätte ich mein Amt an der Petrischule auch in behaglichem Frieden und gemütlicher Ruhe führen können. Ich brauchte bloß alles seinen alten, gewohnten Gang weitergehen zu lassen

und mich um den Wert der Tätigkeit meiner einzelnen Mitarbeiter in schönem Vertrauen zu ihrer Tüchtigkeit nicht zu bekümmern. Ich brauchte mich nur unter die Fahne der fast geheiligten „alten Tradition" der Petrischule zu stellen, um mit jedem gut Freund zu sein und zu bleiben. Es wäre das sehr bequem, sehr leicht und — sehr gewissenlos gewesen. Nein, lieber in rastlosem Kampf für eine als gut und nützlich erkannte Sache sich aufreiben, als in egoistischer Ruhe sich selbst als feilen Mietling erkennen und mißachten!

Wollte ich an dieser Stelle alle die schmerzlichen Erlebnisse, die mich noch jetzt oft im Traume quälen, mitteilen — und ich glaube manches Interessante erzählen zu können —, so müßte ich dabei notwendig Personen charakterisieren und handelnd vorführen, die bereits der Grabhügel deckt. Mit den Toten aber will ich nicht rechten. Requiescant in pace!

Aber auch manche pädagogische Erfahrung habe ich im Verlaufe meiner Tätigkeit an der Petrischule machen können. Vor allem wurde es mir durch mich selbst ad oculos demonstriert, daß zum Leiten einer großen Lehranstalt nur ein Mann mit unerschütterlich starken Nerven und mit normalen Sinnesorganen taugt. Über beides verfügte ich leider nicht. Von Jugend auf war ich von einer leicht erregbaren Sensibilität. Jahre voll übermäßiger geistiger Arbeit und zu geringem Schlaf steigerten diesen Konstitutionsfehler, gegen den der Wille sich nur zu oft als machtlos erwies. Ich erfuhr immer wieder die Wahrheit der in meiner Jugend kaum verstandenen Sentenz des Horaz: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Die für die Amtsführung eines vielgeplagten Direktors so nötige „Wurstigkeit" habe ich nie besessen, und mein cholerisches Temperament hat mir manchen bösen Streich gespielt und viel geschadet.

Ferner war ich schon als Kind kurzsichtig, und das Studium der Philologie, sowie häufige Nachtarbeiten am Schreibtisch hatten meine Sehschärfe mehr und mehr vermindert. Da ich Physiognomien in ihren charakteristischen Merkmalen nicht wahrnahm, so bildete sich in mir kein Personengedächtnis aus. Ein solches, und zwar ein gutes, ist aber dem Schuldirektor unerläßlich. Die meisten seiner Zöglinge sieht er nicht, wie der Lehrer, während des

täglichen Unterrichts stundenlang vor sich, sondern sein Auge streift nur gelegentlich und meist flüchtig den einzelnen Zögling. Dieser kurze Moment muß aber zur festen Einprägung der Physiognomien genügen. — Da ich nun bei jeder persönlichen Begegnung den Schüler nicht wiedererkannte und ihn erst nach seinem Namen fragen mußte, so wurde daraus der „Mangel an Interesse für die Schüler" konstruiert. Ein solches Schlagwort wirkt bekanntlich suggestiv, und seine Wirkung ist nicht zu hemmen. Wohl nichts hat mich an der Petrischule so betrübt und gekränkt als dieser Vorwurf, der völlig unbegründet war und den ich daher als bitteres Unrecht empfand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem ich 19 Jahre mein schweres Amt an der Petrischule geführt und die Reorganisation des Unterrichts nach Möglichkeit beendet hatte, waren meine Nerven durch den Kampf mit Hemmnissen aller Art und durch viele Mißhelligkeiten so geschwächt, daß ich mich meiner Aufgabe nicht mehr gewachsen fühlte und meinen Abschied nahm. Es war ein großer Fehler gewesen, daß ich diesen Schritt nicht schon zwei Jahre früher, gleich nach Ausdienung meiner Pension, getan hatte. Mir wäre dadurch viel Herzeleid erspart worden. — Ein anderer, nicht geringer Fehler war, daß ich nicht im Laufe meiner Amtszeit einmal einen längeren Urlaub genommen hatte, um meine angegriffenen Nerven über die Ferienzeit hinaus gründlich zu stärken. Doch das war nun nicht mehr zu ändern.

Mitte Juni 1899 verließ ich die Petrischule, der ich während meiner besten Mannesjahre alle meine Kräfte gewidmet hatte. Ich wollte mit meiner Frau in Deutschland ein stilles und billiges Asyl für unsern Lebensabend suchen, womöglich in einer kleinen Universitätsstadt, die mir geistige Anregung und wissenschaftliche Fortbildung bieten konnte. Während wir zu meiner Erholung in Italien weilten, wurde mir noch einmal eine neue pädagogische Aufgabe gestellt, der ich mich mit freudiger Begeisterung widmete.

In meiner Vaterstadt Riga hatte die Börsenkaufmannschaft beschlossen, eine Kommerzschule (höhere Handelsschule) zu gründen und betraute mich mit der inneren Organisation und der Leitung dieser neuen Lehranstalt. So hatte ich das unverhoffte seltene

Glück, unter möglichst günstigen Verhältnissen und gefördert durch einen Verwaltungsrat aus klugen, tatkräftigen und wohlwollenden Männern meine in 27 Jahren erworbenen pädagogischen Kenntnisse bei dem Bau eines großen Schulhauses und seiner inneren Einrichtung, sowie bei der Organisation des Unterrichts praktisch zu verwerten. Wahrlich, eine schönere Aufgabe kann sich ein Schulmann als Abschluß seiner pädagogischen Lebensarbeit nicht denken!

Und schön und erquickend waren diese letzten sieben Jahre meiner Tätigkeit als Direktor der Rigaer Kommerzschule. Die stets großzügige und einsichtsvolle Betätigung des Verwaltungsrates, die sichtbaren Erfolge unserer gemeinsamen Schaffenslust, die nie gestörte Harmonie mit Lehrern und Schülern, besonders deren liebevolles Vertrauen und der gesunde, frische Geist in der jungen, aufstrebenden Schule, — das alles wurde mir zu einem Quell immer neuer Freuden und eines warmen, erhebenden Gefühls der Befriedigung. Diese unvergeßlich schönen sieben Jahre waren mir eine reiche Entschädigung für manches frühere Mißgeschick.

Leider zwang mich ein ernstes Augenleiden bereits im Sommer 1907, diese mich so sehr befriedigende Tätigkeit aufzugeben. Die Erinnerung aber an alles Gute und Liebenswerte, das ich meinen Mitarbeitern an der Rigaer Kommerzschule verdanke, bestrahlt wie ein rosig leuchtendes Licht meinen Lebensabend und wird erst im Tode erlöschen.

Roland Walter

Sibiriſche Landſchaftsbilder

Erinnerungen aus dem ruſſiſch-japaniſchen Kriege

Reiſeerlebniſſe nach langer Zeit zu ſchildern, hat ſeine Nachteile. Man ahnt ſelbſt nicht, wie viel man doch ſchon vergeſſen hat, und anderes, an das man oft erinnernd gedacht hat, iſt hierüber wieder aus einem perſönlich erlebten Bilde zum Begriff geworden, während doch gerade der Zweck des Reiſens der iſt, daß uns Begriffe, geographiſche und ethnographiſche, zur Anſchauung werden. Aber nicht nur dieſe, ſondern auch hiſtoriſche. Indem ich Völker verſchiedenſter Kulturſtufen ſah, öffnete ſich mir der Blick in die eigne Vergangenheit, und als lebendig handelnde Menſchen ſtehen mir meine Vorfahren vor Augen bis in weite prähiſtoriſche Zeiten. Aus Ähnlichkeit und Unterſchieden baut ſich dieſes Bild auf. In hellſtem Licht iſt mir das Griechentum aufgegangen, als ich den ſo ganz andersartigen Oſten ſah.

Jetzt aber iſt mir die Erde rund und überall bevölkert. Wenn ich Golden und Tunguſen leibhaftig geſehen habe, ſo ſtehen auch deutlich vor meinem geiſtigen Auge die Indianer Nordamerikas, und wie leicht bilden ſich aus dem wirklichen Anblick Oſtſibiriſcher Urwälder anſchauliche Vorſtellungen ſolcher in anderen Erdteilen, und trocken erlernte Daten werden zu Bildern.

Ich will hier keine Abenteuer, keine erſchütternden Einzelheiten aus dem Kriege ſchildern. Geſehen habe ich unendlich viel, erlebt nichts. Oder vielmehr, das Geſehene wurde mir zum Erlebnis.

Aber indem der Künſtler oder der Reiſende, ſoweit er ein ſolcher iſt, alles von einem menſchlichen Standpunkt aus betrachtet und es an dieſem einzig gültigen Maßſtab mißt, erſchließt ſich ihm

manches, was dem Fachmann verborgen bleibt, und anderseits ist er nur imstande, eben vermöge dieser Betrachtungsweise das Geschaute auch andern menschlich nahzubringen, so daß auch in ihnen farbige Bilder entstehen, und wären sie auch nicht aus ihren vier Wänden gekommen. Ich hoffe, es gelingt mir auch hier, wo ich mich auf ein mir fremdes Gebiet wage. —

Wenn man Moskau verläßt, so hören damit alle historischen Eindrücke auf. Was man jetzt sieht, ist zeitlich nicht bedingt. Ja, man kann sagen, die Zeit höre dort überhaupt auf. Von den Städten, an denen man vorbei fährt, sieht man so gut wie nichts, jedenfalls spielen sie keine Rolle; absolut im Vordergrunde stehen die riesigen Schneeflächen, in deren Bläue sich die spärlichen Wege wie silberne Schlangen verlieren, und die oft riesigen Dörfer der Eingeborenen, die besonders in den waldärmeren Gegenden wohl einen elenden Eindruck machen.

Der Ural liegt, ein mächtiger Grenzwall, zwischen Europa und Asien. Steile Edeltannen, bewachsene, Schwarzwald-ähnliche Hänge kennzeichnen seine europäische Seite. Zwischen seinen Rücken liegen weite, undicht mit Birken bestandene Halden in blendender Helle, überragt von einigen flachen Gipfeln. Das Bild ist schon deshalb ein so helles, weil die dortigen Birken bis in die kleinfingerdünnen Äste schneeweiß bleiben: wie weiße Rutenbündel, von einem zarten rosa Schleier umhüllt. Dann geht es durch kiefernbestandene Berge hinunter in die Westsibirische Steppe.

In erhöhtem Maße empfangen einen hier in Sibirien dieselben Eindrücke. Formlos in unendlicher Eintönigkeit liegt die Steppe unterm Schnee und zeitlos, wie von Anfang her. Wie man auf großen Seereisen das Gefühl des Vorwärtskommens ganz verliert, weil die Umgebung trotz ewiger Bewegung nicht wechselt, so auch hier. Einen Tag und einen zweiten und dritten fährt man, und nichts ändert sich. Vereinzelte dünne Birken- und Espenbestände und die zwei großen Flußbetten des Ischim und Irtysch — das ist alles. Die wenigen Spuren von Kultur liegen unterm Schnee.

Dafür umfängt uns eine ungeahnte Fülle von Licht. Wir haben Mitte Februar und fahren auf der Höhe von Norddeutschland. Die Sonne steht relativ hoch, und von der unendlichen Schneedecke

geht ein kaltes, strahlendes Leuchten aus, das das wenige, was aus dem Schnee hervorragt, mit seinem Glanz förmlich verschluckt. Fahren wir gegen die Sonne und vertieft der Rauch der Lokomotive die nächsten Einzelheiten, so verliert vor lauter Licht und Glast die Ebene alles Körperliche, und es ist uns, als führen wir geradeswegs in die Sonne.

Der Rauch der Lokomotive ist überhaupt das einzige, das Form und ewig wechselnde Form hat, sei es, daß er schwer und monumental gegen den Abendhimmel sich abhebt, sei es, daß er im strahlenden Mondlicht phantastisch beschriebene Gipfel und in dunkle Schatten versunkene Täler bildet, — ein geisterhaftes Gebirge in der weiten Formlosigkeit.

Die Luft ist wunderbar klar und frisch, 15—20 Grad Frost, und das Auge findet keine Schranken an ihrer Durchsichtigkeit.

Die spärlichen Ortschaften aber, die man berührt, machen einen besseren Eindruck, als die Dörfer diesseits des Ural, und besser besonders sehen die Menschen aus. Der starke mongolische Einschlag, der im Osten des europäischen Rußland zu bemerken ist, verschwindet völlig. Die Urbevölkerung bilden wohl Mongolen, die Kirgisen, und das erste, was man von Omsk oder Petropawlowsk herüberleuchten sieht, sind die Minaretts ihrer Moscheen, aber sie bilden ein ganz getrenntes Element für sich, neben dem rein indo-europäisch der Russe steht, lang und blond, im Ausdruck selbstbewußter als der Bauer im europäischen Rußland.

Es ist, als ob das tüchtige indo-europäische Element den Freiheitsdrang in sich fühlte und den Mut fand auszuwandern.

Man muß sich nur hüten, diesen Mut und Freiheitsdrang einer eventuellen Vermischung von Verbrecherblut zuzuschreiben: die gemeinen Verbrecher, Diebe und auch Mörder sollen, wie man mir erzählte, fast sämtlich zugrundegehn, oder, wo das nicht der Fall ist, eine Geißel der Gegend bilden, da sie sich oft zu ganzen Dörfern zusammenschließen. Es prosperieren nur die, die einer Idee wegen verschickt worden sind, in erster Linie die Sektierer. Molokanen und Skopzen haben blühende Gemeinwesen gegründet. Dann aber auch politische Verbrecher, die einen großen Teil sibirischer Intelligenz ausmachen, wohl aber auch während der Revolutionszeit an führender Stelle gestanden haben.

Dann passieren wir den Ob. Wie groß dieser Riesenfluß ist, läßt sich unterm Eis schwer beurteilen; zunächst sieht alles überhaupt Begrenzte in der endlosen Fläche klein aus, nur an der langen Brücke beurteilt man die Breite des Stromes.

Hier aber hört die Steppe auf, das Terrain wird hügelig und ist parkartig mit Kiefern, Birken und besonders Lärchen bestanden, die sich in den Niederungen zum Walde verdichten. Eine köstliche Vollmondnacht fahren wir auch durch einen südlichen Zipfel des großen Waldgürtels, der nach Süden die Tundra abschließt, die Taiga. Wüster, nicht sehr hoher Edeltannenwald voll gestürzter und gipfeldürrer Stämme, tief im Schnee. Aber die Jäger unsrer Gesellschaft jubeln beim Gedanken an all das Herrliche, das diese endlosen Waldstrecken bergen.

Im Süden zeigen sich langgestreckte Bergrücken: die Ausläufer der Sajanberge. Ihnen parallel mehr südlich zieht sich das Altaigebirge hin, dann der Tian-schan, der Kuen-lün und der Himalaya. Mich berührt es eigentümlich, wenigstens in Gedanken mich hinübertasten zu können nach jenen Riesen.

Am achten Tage unsrer Reise von der sibirischen Grenze kommen wir mit einigen zwanzig Stunden Verspätung in Irkutsk an.

Ich bin oft gefragt worden, wie man überhaupt eine so lange Fahrt aushalten könne. Ich kann nur sagen: es war herrlich! Das, was das Reisen sonst oft unleidlich macht, fällt hier weg, — das Warten und die Hetze. Man lebte einfach, allerdings ein wenig beengt. Man ging zu Bett, hatte seine regelmäßigen Mahlzeiten und war immer von wechselnden Bildern umgeben.

Dann aber hatte die Aussicht auf eine ungewisse, aber jedenfalls neue, erlebnis- und vielleicht auch gefahrenreiche Zukunft eine geradezu ideale Geistesdisposition in den meisten von uns erzeugt. Ich bin, glaube ich, nie so empfänglich für alles gewesen, wie damals. Auch die geringsten Kleinigkeiten, z. B. der Kampf mit dem Schmutz, lösten Gedanken und unendlichen Spaß in uns aus. Wir fuhren elf Bekannte zusammen und waren wohl skrupellos lustig.

Der Morgen begann mit einem Kampf um die einzige Waschschüssel, wobei sich natürlicherweise die Saubersten besonders verhaßt machten. Dann mußte auf der nächsten Station nach heißem

Wasser für den Tee gelaufen werden. Ohne diese wohltätige Einrichtung, daß nämlich auf jeder Station kostenlos heißes Wasser zu haben ist, wäre das Fahren, besonders für das ärmere Publikum, geradezu unmöglich. Wo auch nichts zu haben ist, — Tee hat doch jeder mit, und der ist doch schon durch die beispiellos einfache Art seiner Zubereitung ein geniales Getränk.

Ausgiebigst wurde gefrühstückt. Dann war der Tag meist so voller Eindrücke, daß man zum Lesen oder gar zur Langeweile einfach nicht kam. Auch die medizinischen* und russischen Privatstunden, die mir die Kollegen angedeihen ließen, fielen wegen Zeitmangels recht kärglich aus. Ein- oder zweimal am Tage setzte es auf einer größeren Station einen gewaltigen Kampf um ein warmes Mittagessen. Wir hätten ihn uns sparen können, denn es gab eigentlich immer genug zu essen, wenn auch nicht für alle gleichzeitig; wenn wir uns hätten daran gewöhnen können, daß die Züge doch immer um ein Vielfaches der angegebenen Zeit auf den Stationen hielten!

Ein oder das andre Mal hatten wir auch kleine Eisenbahnunfälle, einmal sogar einen Dankgottesdienst für eine glückliche Errettung, da wir gerade den nötigen geistlichen Apparat mit uns führten. Mich absorbierte das Zeichnen stark, die andern griffen wohl auch zu den Karten. Jede Gelegenheit wurde benutzt, um Feste zu feiern, besonders die zollfreien Weine in der Mandschurei veranlaßten allabendlich ein kleines Gelage. Manchmal begegneten uns Züge mit Flüchtlingen, meist Frauen und Kindern; letztere besonders waren oft krank, und es gab schon jetzt für die Kollegen mancherlei zu tun, während ich mit einem Sack voll Hafermehl ihre Verordnung ergänzte. — Ein Erfahrener weihte uns in die Mysterien des Dienstes ein, und ich muß gestehn, besonders die Art, sein Gehalt unverkürzt zu bekommen, war eine Wissenschaft für sich.

Vorzeitige kriegerische Gerüchte wurden meist komisch verwertet, ebenso die Nachbarn im Zuge, die nicht alle ihren Humor be-

---

* Der Verfasser war Dr. med. und mußte daher den Krieg als Militärarzt mitmachen, hatte aber den ärztlichen Beruf nie ausgeübt, sondern war Maler geworden.

halten hatten und die, oft bis an die Zähne bewaffnet, recht kriegsunlustig aussahen.

So vergingen uns die dreieinhalb Reisewochen schnell genug. Daß es sich aber nicht bloß um eine Lustpartie handelte, merkte man, als einer nach dem andern, an seinem Bestimmungsort angekommen, von uns Abschied nahm. Es wurde dann zeitweilig doch stiller. Heimgekehrt sind wir alle und haben die angeknüpfte Bekanntschaft oder Freundschaft treu bewahrt.

Doch zurück nach Irkutsk. Die Sibirier nennen es ihr sibirisches Paris. Ja, elektrische Beleuchtung hat es, und sehr schöne Läden, viel reiche Menschen — und auch passabel viel Lasterhaftigkeit. Aber Pariser Kultur fehlt wohl recht vollständig.

Ich würde Irkutsk mit irgend einer Kolonialstadt vergleichen, denn eine eigentlich russische Physiognomie hat es auch nicht. Die Hotels sehen wie Sommerlokale aus voll gröbster Scheinpracht, kaum in einem Hause fehlt das Grammophon, und ich finde, hierher oder etwa in den wilden Westen gehört so ein Instrument auch hin, ja es erfüllt da sogar einen gewissen Kulturzweck, während es bei uns wohl durchaus kulturfeindlich wirkt. Es ist gewiß kein Zufall, daß ein Amerikaner es erfunden hat; ich glaube, ein anständiger deutscher Gelehrter hätte sich einfach geniert, es zu tun. Das Bestreben, seinen Mitmenschen was Gutes zu tun, einen wirklichen Kulturwert zu schaffen, hat immer bei Erfindungen eine Hauptrolle gespielt, und dies Moment fehlt hier ganz.

Während man bei einfachen Leuten und älteren Herren oft prächtige, energische Erscheinungen traf, machte die Jugend wohl einen sehr schlechten Eindruck, und es wurde uns auch erzählt, daß die Menschen hier bei gänzlichem Fehlen geistiger Anregung und meist großen Mitteln, sich niedrige Vergnügen zu verschaffen, reißend schnell degenerieren.

Auch im Museum für Natur- und Völkerkunde waren wir. Sehr viel schönes Material schien es zu bergen. Die Unordnung aber war groß und vieles so laienhaft anekdotisch angeordnet, daß es wissenschaftlichen Ansprüchen kaum genügen konnte.

Von Irkutsk fahren wir südöstlich in die Berge hinein längs der Angara, deren reißendes Wasser das Eis nicht überall gebändigt hat. Immer näher treten die an den Odenwald erinnernden Berge,

und dann sieht man durch ein enges Tal, das gerade nur den Fluß und die in den Abhang gehauene Bahn passieren läßt, in strahlender Winterschönheit den Baikal inmitten weißer Berge liegen.

An geradezu ätherischer Klarheit weiß ich ihn nur mit dem Genfersee zu vergleichen. Hier an seinem Südende war er etwa vierzig Werst breit, sechshundert Werst erstreckt er sich nach Nord-Ost weit in die Tundra hinein. An den jenseitigen Hängen der sein Südende steil einschließenden Sajan-Berge glaubte man besonders in der Höhe über der Waldgrenze jede Einzelheit erkennen zu können, während man die Station, die in der Mitte des Sees auf dem Eise errichtet war, überhaupt noch nicht sah. Er scheint sein besonderes Klima zu haben, jedenfalls waren die Berge vorwiegend mit Arven pinus cembra bedeckt, die sonst in Transbaikalien und im Irkutskischen nur vereinzelt vorkommen, mehr in der Tiefe mit Eichen und andrem Laubholz.

Als wir zurückkamen, lag das Wasser des Sees in heller, stahlgrauer Durchsichtigkeit da; jetzt war es gefroren, und da die Umgehungsbahn nicht fertig war, wurde alles zu Fuß oder zu Schlitten hinüber und herüber gebracht. Lange Schlittenzüge mit Tee aus Kiachta begegneten uns, und hin zogen Soldaten, Infanterie und mehrere Batterien, klein wie Käfer in der endlosen Ebene. Auch eine Eisenbahn war hinübergebaut, aber bei wechselndem Winde waren Spalten entstanden, einzelne Waggons waren mit den Rädern hineingeraten, und nun stockte das Ganze.

Es war bei dem mäßigen Frost wohl eine der schönsten Schlittenfahrten, die ich je gemacht habe. Nach Osten erstreckte sich meerartig bis zum Horizont die Schneefläche, rosa vom Abendrot gefärbt, drüber grünblau der Himmel. Die Berge, wie sie über dem Horizont auftauchen, rein blau, aber nach Westen zu immer violetter werdend, bis sie rot überstrahlt im Abendhimmel lagen, darunter der Schnee, den östlichen Himmel reflektierend, grünblau. Alle Farben aber waren von fabelhafter Reinheit und Helle.

In der Mitte des Sees war eine Station errichtet, die in ihrer Dachlosigkeit, umgeben von den zahllosen Schlitten und den Geschützen mit ihren Pferden, den Eindruck einer orientalischen Karawanserei machte. Drinnen war alles mit Filz ausgeschlagen; große

Teemaschinen dampften, und im malerisch trüben Licht drängten sich bunte Menschen, Soldaten, Burjäten, Hunde.

Ich war ganz traurig, als wir am jenseitigen Ufer ankamen, aber doch froh, daß ein zweitägiger dichter Nebel uns Erholung von allen Eindrücken gönnte.

Transbaikalien ist auch nur stellenweise schön. Ein wüstes, mittelhohes Waldgebirge, — der Wald aber, vorwiegend Kiefern und Lärchen, letztere von oft abenteuerlichen Formen, meist scheußlich verwüstet. Ein Kamerad prägte den guten Ausdruck „Kosakenkultur".

Einmal aber werden wir doch eigentümlich berührt. Auf einer Paßhöhe des Jablonoi-Gebirges ist ein nur wenige Schritte langer torartiger Tunnel; an ihm vorbei sieht man tief ins waldige Tal der Ingoda, eines Quellflußes des Amur, und über dem Tunnel steht in Stein gehauen auf der einen Seite: „Zum Eismeer", auf der andern: „Zum Großen Ozean". Wir befinden uns auf einer Wasserscheide; während bisher die Flüsse nach Norden dem Eismeer zuflossen, führen sie jetzt die Gedanken bis zum fernen Großen Ozean, — bei mir nicht nur die Gedanken, denn fünftausend Werst weiter nahm meine Reise ein Ende an der Mündung des Flusses, der hier seinen Anfang nahm.

Einen Tag drauf hört der Wald auf. Wir fahren auf der Höhe eines Gebirges, das, wie auch die Nordwest-Mandschurei, unter dem Einfluß der Wüste Gobi steht: Steppe und stellenweise Wüste mit spärlichem Gras. Alles liegt unter flachem Schnee, aus dem manchmal als ein schwacher gelber Schimmer die Grasspitzen herausseben. Eine weite Hochebene, in der Ferne langgestreckte Höhenzüge, aus denen hin und wieder schwarzer Fels zutage tritt. Jedes Detail fehlt. Ganz selten liegen ein paar verlorene Jurten nomadisierender Burjäten da, oder von flachen schwarzen Steinen umgebene geweihte Stellen, vielleicht Gräber? Auch mal eine Kamel- oder Pferdeherde; die Gestalten erscheinen klein wie Maikäfer in der Ferne und sind doch deutlich sichtbar. Die Luft ist klar wie Kristall, die weitesten Berge sieht man, wie mit dem Messer umschnitten. Manche von ihnen, die einzeln liegen, sehen aus, als müßten sie heilig sein. Über alles blies ein leichter, eisigkalter Wind.

Die Gegend ist von einer großartigen Monumentalität, aber von einer mitleidslosen, eisigen Starrheit. Wie muß es hier zu wohnen sein? In meinem Kopf formt sich als Ausdruck dieser Strenge das Bild eines scheußlichen mongolischen Götzen, wie er auf einem dieser schwarzen Berge wohnen könnte, — willenlos knechtische Hingabe von den unglücklichen Menschen verlangend...

Am nächsten Morgen wachen wir schon in Mandschuria, der Grenzstation der Mandschurei, auf.

Schon in Irkutsk hieß es, hier finge die Unsicherheit an, Chunchusen (ein damals allen sehr dunkler Begriff) schössen auf die Züge, kurz man warnte. Wir luden also unsere elf Revolver, es schienen uns aber die sechsundsechzig eventuell losgehenden Schüsse doch noch gefährlicher als die Chunchusen, und so wurde wieder abgerüstet. Mein Säbel, dessen Scheide zwischen meinen und fremden Beinen schon längst schmählich zerbrochen war, bildete, in Papier gewickelt, ein ziemlich lächerliches Gepäckstück... Hier in der Mandschurei verstärkten sich die Gerüchte, selbst Frauen und Kinder seien bewaffnet, einige Passagiere baten flehentlich, kein Licht im Waggon zu brennen. Wir sind aber ohne Fährnisse an unsern Bestimmungsort gekommen, nur einmal, als am Abend die Steppe in vielen züngelnden Flammen brannte, sollten es, rein aus Stimmungsgründen, „Chunchusenfeuer" sein.

Die Gegend bleibt Steppe, wir fahren an der Grenze der Mongolei, und die Ebene nach rechts verliert sich in die großen Zentral-Asiatischen Wüsten, vorbei an den alten Städten Zizikar und Chailar. Burjäten, Mongolen und Mandschu leben hier, anfangs durchaus schwer voneinander zu unterscheiden.

In der Nacht werden wir durch starke Stöße fast von unsern Bänken geschleudert. Wir fahren den Großen Chingan hinauf und haben vorn und hinten eine Lokomotive, deren ungleiche Gangart die Stöße veranlaßt. Es wurde aber beschlossen, daß es Gruben seien, und wir beruhigten uns.

Der große Chingan bildet eine deutliche Grenzscheide. Während sein Nordwestabhang entschieden nach Transbaikalien hinweist mit seinen Tannen- und Lärchenwäldern und schroffen Hängen und auch den geographischen Zusammenhang mit unserem Norden nicht verliert, ist der Südosthang ganz anders, durchaus an

Italien gemahnend, nur kalt. Das für unseren Süden so charakteristische Eichengestrüpp bedeckt die Berge, im Tale stehen Ulmen und Pappeln. Die Berge sind wunderbar übersichtlich in ihrer Formation, deutlich am helleren Grase erkennbar das flußartig ins Tal herabsinkende Schwemmland. Die Luft ist echt römisch hell und farbig, wie ich denn oft in der Campagna ans Jalutal habe denken müssen. Das Gras ist braun wie reifer Weizen, und die Farbe der reihenweisen Berge geht in unmerklicher Stufenfolge in reines helles Blau über. Grünlicher Fels tritt oft zutage, in dem braune Chinesen Steine brechen, und ganz grün ist das durchsichtige Wasser des Jalu. Die Stationen sind befestigt und von Soldaten besetzt; auf hohem Aussichtsturm steht ein Posten.

Dann kommen wir in die Ebene und — merkwürdig! — in ein reich besiedeltes Land. Nach einer wochenlangen Fahrt durch die Öde berührt es wohl sehr wohltuend zu sehen, daß die Erde nicht nur dazu da ist, in ewiger sich selbst überlassener Ruhe dazuliegen oder um verwüstet zu werden. Eine Ortschaft reiht sich an die andere, kleine, unseren alten Viehhöfen ähnliche Lehmgehöfte, musterhaft beackerte Felder — der Schnee hat fast aufgehört — und die Straßen voller Menschen und Gefährte, freilich fremdartiger. Große primitive zweirädrige Karren mit sich drehender Achse, gezogen von kleinen Pferdchen mit geschorener Mähne, Eseln und Maultieren, vier, fünf, ja sieben bis neun vor einem Karren. Je weiter wir kommen, desto bevölkerter sind die Wege; alles scheint einem Ziel zuzustreben, nach dem mächtig sich entwickelnden Charbin, in das wir gleich darauf einfahren.

Hunderte von chinesischen Kulis umringten den Zug, und zähnefletschend und sich prügelnd stürzte sich ein Dutzend von ihnen auf unser Gepäck und verschwand mit ihm in dem Schuppen, der den Bahnhof vorstellte. Ist man mit dieser Art der Gepäckbeförderung vertraut, so lernt man manches an ihr schätzen, — jetzt standen wir wohl ziemlich ratlos da, zumal an ein Erkennen der Kulis nicht zu denken war.

Weniger wegen ihres Aussehens als wegen ihrer Menge, ihrer Schmutzigkeit und Zudringlichkeit und ihrer für den Fremden völligen Gleichheit, machen die Chinesen wohl stark den Eindruck von Ungeziefer. Später lernt man sie unterscheiden und findet

sie nicht durchweg häßlich, wenn ihr Typus auch ein niedrigerer ist als unserer. Auf schlankem langen Halse, der fast immer frei getragen wird, sitzt ein kleiner Kopf mit oft fein geformtem Gesicht, dem man wohl das alte Kulturvolk ansieht. Leicht schiefe Augen ohne Augenumgebung, die unseren Augen ja erst den starken Ausdruck verleiht, eine leichtflache, aber lange schmale Nase, eine große kluge Stirn, die noch größer scheint, weil die Haare bis zum Scheitel ausrasiert sind, und stark geschwungene Lippen. Der Mund ist fast immer offen und mit langen gelben Zähnen bestanden, die Glieder sind sehr fein. Das Tierische ist, daß die Nase nicht oben an der Stirn, sondern tief zwischen den Augen ihren Ursprung nimmt, und somit das Gesicht flach wird.

Der Hauptunterschied liegt im Ausdruck. Durchaus klug, freundlich, aber vollständig verantwortungslos, sklavenmäßig — ich spreche freilich nur vom Kuli — gleicherweise Schläge und Geld hinnehmend, ohne jeden Anspruch auf Gleichberechtigung. Das Gefühl der Menschensolidarität scheint ihnen zu fehlen. Sind sie aber böse, so bekommen sie den Ausdruck, der uns an zornigen Affen so unangenehm ist, und vor dem mich immer ein Gefühl der Angst als vor etwas Unmenschlichem beschlich.

Wenn ich nachher in Chabarowsk neben ihnen lebte und sie ihr, uns gänzlich unzugängliches Leben führen sah, trotz nächster Nachbarschaft mir völlig fremd, ohne daß wir das geringste sittliche Verantwortungsgefühl für einander gehabt hätten, beschlich mich eine ungemütliche Empfindung.

Ich dachte an spätrömische Sklavenverhältnisse, und alle Greuel der Sklavenaufstände standen mir anschaulich vor Augen beim Anblick des tierischen Ausdrucks böser Chinesen.

Frauen sah man kaum; einzelne hatten einen eigenartigen kindlichen Reiz. Daß sie ihre Füße bis zur Unbrauchbarkeit verschnüren, ist bekannt; traurig ist so ein trippelndes kleines Mädchen. In dieser Unsinnigkeit sind sie unsern Damen wohl etwas überlegen, sonst ist ihr Kostüm aber um vieles schöner und vernünftiger.

Wir sahen Charbin im Anfang seiner Entwickelung; als ich mich auf der Rückfahrt zwei Wochen dort aufhielt, faßte es dreihunderttausend Einwohner. Stand man am Abend auf der hohen, über

die Eisenbahn führenden Brücke, so ließen die vielen, bis in weite Entfernung sich verlierenden Lichter ringsum eine Großstadt wie Berlin vermuten, da man dann nicht die vielen unbebauten Strecken sah. Schön ist so eine aus dem Boden geschossene Stadt nicht, und noch weniger schön sind seine Einwohner: außer Beamten, Soldaten, Chinesen — massenhaft Gesindel beiderlei Geschlechts, Griechen, Armenier, allerlei zweifelhafte Glücksritter.

Das chinesische Charbin war ein großes Dorf. Viel interessanter war die alte Stadt Aschiho dreißig Werst südlich von Charbin. Mittelalterlich eingeschlossen von zinnengekrönten Mauern lag sie auf einem Hügel. Tore führten hinein in enge schmutzige Wege mit elenden, z. T. zerfallenden Lehmhäusern. Nur in einigen Hauptstraßen konzentrierte sich die ganze bunte Phantastik chinesischer dekorativer Kunst. Die Häuser sind sämtlich einstöckig, ganz einfach im Grundprinzip, aber alle einzelnen Bauteile sind mit bunten Arabesken überkleidet, oder in allerlei Tier- und Pflanzenformen aufgelöst, wie z. B. die Dachsparren. Hohe, prächtig verzierte Pfosten dienen als Firmenschilder, unendlich viel schöner als unsere. Merkwürdige Gitterwerke bilden Schranken innerhalb des Hauses oder einen Halt für das geölte Papier, das die Fenster schließt.

Von einer viereckigen Mauer, die mehrere Türme trug, umgeben, lag außerhalb der Stadt ein Tempel. Die Mauer umgibt einen verwilderten Rasenplatz, von uralten Ulmen beschattet, durch den rechtwinkelig Fliesentrottoirs führen. In der Mitte steht ein Symbol, eine Riesenschildkröte mit einer Gesetzestafel auf dem Rücken, grob in Stein gehauen. An der Rückmauer stehen mehrere kleine Tempelchen, die den Buddha bergen. Er sitzt in frommer Beschauung mit halbgeschlossenen Augen, höchstens daß er einen Finger warnend hebt. Um ihn herum sind Spezialgottheiten von meist greulicher Ungestalt und Farbe; grüne, violette, rote fand ich. Oder es umgeben ihn allerlei scheußliche Symbole: geballte Fäuste und krumme Schwerter. Es scheint so, als seien es Sinnbilder der bösen Welt, durch die der Weg zu Buddha, zur frommen Beschauung führt. Anders sind diese Vorstellungen, als unsere christlichen, und sehr anders als der Himmel der Griechen.

Der Tempelhain als Ganzes machte aber einen sehr weihevollen Eindruck, und ich habe niemanden gesehen, der besonders

von den alten Tempelgärten bei Mukden, die die Gräber der Mandschurischen Kaiser bergen, nicht aufs tiefste ergriffen gewesen wäre.

In Charbin auf dem Bahnhof herrschte ein entsetzliches Gedränge: Kulis, Soldaten, Übersiedler, sogar zwei Inder mit schönen leeren Gesichtern, — und drüber ein dichter beißender Knoblauchgeruch. Vergeblich versuchten chinesische Schutzleute Ordnung zu schaffen. Sie haben ein ganz mittelalterliches Aussehen, einen roten Rock an und vorne und — was uns schändend vorkommen würde — auch auf dem Rücken ein rundes Schild, das ihr Gewerbe bezeichnet.

Wir sollten, da keine Waggons vorhanden waren, eineinhalb Tage hier bleiben, wollten es aber gar nicht. Da hilft denn eines fast immer: man schreit, wobei es weniger auf den Inhalt als auf die Dauer und den erregten Tonfall des Sermons ankommt; dem widerstanden die Stationschefs selten. So bekamen denn auch wir einen Wagen, der einem Transport sibirischer Reserven angehängt wurde. Er war augenscheinlich erst kürzlich von einem Viehwagen zu einem solchen zweiter Klasse avanciert und mußte erst mit Beil und Besen gereinigt werden. In der Mitte stand ein glühender Ofen, Boden und Wände waren eisig.

Nachdem sich noch einer von uns überzeugt hatte, ob das Biest auch Räder hätte, nahmen wir vom Waggon Besitz und haben zwei schöne Tage drin verbracht. Eine Tagesfahrt führte uns durch das üppigste Waldgebirge, dann durch mit Eichen und Gestrüpp bestandene Höhen, die sich endlich in der Steppe des Ussuri-Gebiets verloren.

Unermüdlich sangen unsre Soldaten, prachtvolle lange Gestalten. Einer fing an, dann fielen einige ein, endlich der ganze Chor. Dadurch bekam der Gesang einen seltsamen schwankenden, wild rhythmischen Charakter, der wohl sehr kriegerisch anmutete.

Am dritten Tage waren wir in Nikoljsk, wo der größte Teil von uns blieb; einige fuhren nach dem nahen Wladiwostok, während wir drei letzten noch eineinhalb Tage nach Norden, nach Chabarowsk fuhren, wo meine Reise für jetzt ein Ende hatte, während die anderen gleich wieder zurück mußten.

Etwas zagenden Herzens bekannte ich meiner neuen Obrigkeit meine gänzliche medizinische Unwissenheit, machte damit aber merkwürdig wenig Eindruck: das schade nichts, es werde schon gehn. Natürlich muß es irgendwie gehen, aber wie schlecht es geht, das merkt man selbst immer noch viel zu wenig, ob ich gleich genug darunter gelitten habe.

Chabarowsk, die administrative Hauptstadt Ostsibiriens, liegt auf hohem steilen Ufer am Zusammenfluß des Amur und Ussuri. Nach Osten sieht man die dünnbewaldeten Höhen des Sichota-Alin, des Küstengebirges, das von Wladiwostok nach dem Ochotskischen Meer zieht. Jenseits des Flusses nach Westen dehnt sich ganz niedrig die Grassteppe, von zahlreichen Wasseradern durchzogen, neues Land, wie auch das Schwemmland, das das weite Dreieck zwischen den zwei mächtigen Strömen einnimmt. Primitiv, wie am dritten Schöpfungstage, sah es aus, als Gott das Feste vom Wasser trennte und die ersten Kräuter und Bäume wachsen ließ.

Als ich Mitte März ankam, hatten wir reinen Winter, der aber reißend schnell sich in den Frühling verwandelte. Rauschend stürzte das Wasser von den Abhängen: bald war das Land braun, der Lehm kaum zu passieren, nur der mächtige Strom lag noch unterm Eise, wiewohl die Frühlingswasser das Eis am Rande schon geschmolzen hatten. Einzelne Schollen lagen am Ufer und zerfielen beim Draufschlagen klirrend in glänzende klare Eisnadeln. Stand man am Ufer des hier sehr reißenden Stromes, so schien er noch festgebannt unter der Eisschicht zu liegen. Dann aber hörte man ein fortwährendes Knirschen und Rauschen, das langsame Sichlösen der Struktur des Eises, das sich über den ganzen Fluß, soweit man hören konnte, fortsetzte. Oft bildete sich unter lauterem Geräusch eine Spalte, in der das Wasser züngelnd weiter fraß. Dachte man sich diese, gewissermaßen molekulare Arbeit den Riesenstrom entlang fortgesetzt, so war es wohl eine gewaltige Summe von Kräften, die hier ein großes Naturereignis vorbereiten half, ein Ereignis, das mich wohl viel mehr interessierte, als Krieg und Kriegsgeschrei.

Und als dann die Zeit erfüllet war, setzte sich die ganze, gut zwei Werst breite Fläche mit selbstverständlicher Sieghaftigkeit in

Gang und strömte als Ganzes in schnellstem Tempo den Fluß hinunter. Wir sind sonst gewohnt, etwa Wolken so ziehen zu sehen, und hier zog das Feste so rasch, daß man ihm kaum folgen konnte. Knirschend streiften die Schollen das felsige Ufer, an Vorsprüngen sich aufstauend zu weißen Bergen von oft zwanzig Fuß Höhe. Aber auch in der Mitte des Flusses, wo zwei Eisränder sich rieben, sprudelte wie weiße Wasserfälle das faserige Eis hervor, lange niedrige Wälle bildend, mitunter auch mehrere Fuß hohe Berge, die, wenn die Spalte breiter wurde, rauschend verschwanden.

Aber wie an einer kranken Arterienwand Blutkörperchen hängen bleiben, eins das andere nach sich ziehend, bis das Blutgefäß verstopft ist, so brachten auch hier Vorsprünge einzelne Schollen zum Stehen. An diese randständigen hingen sich weitere, und der bisherigen harmonischen Bewegung flußabwärts fing eine zweite Kraft flußeinwärts entgegenzuwirken an. Das brachte Verwirrung in die Masse, Scholle stieß auf Scholle, die nachdrängende richtete sich steil auf und fiel berstend mit dumpfem Knall auf die vordere, die sie dann weiter trug, oder sie zerfiel in einen blendend weißen Sprudel feiner Eisnadeln. Noch siegte die Bewegung flußabwärts. Mit ruhiger Selbstverständlichkeit wurden die seitlich drückenden Schollen vorwärts geschoben. Ruhig, ohne viel Lärm, wie ihn etwa eine mäßige, am flachen Strande brandende Welle verursacht, ging alles vor sich. Dann aber schienen sich in Druck und Gegendruck die Kräfte aufzuheben, zuerst auf Momente, bis zum Abend die ganze Masse zum Stehen kam. Alles schien wieder tot, nur das gurgelnde Wasser zeugte davon, daß wieder jene molekuläre Kraft eingesetzt hatte, um in unsichtbarer Arbeit den endgültigen Sieg vorzubereiten. Der erfolgte dann auch am Morgen. Ruhig, ohne Widerstand, floß das Eis hinunter, zuerst in dichter Masse, dann in einzelnen Schollen, bis der Fluß frei war.

Dies war im wesentlichen das Eis des Ussuri. Erst nach einigen Tagen kam auch das vom oberen Amur, schmutzig und formlos, aber mächtig dick und von viel größerer Festigkeit. Jetzt war es kein Kampf mehr, es war eine wilde Flucht. Gerade bei Chabarowsk macht der Fluß, von Osten kommend, eine scharfe Biegung nach Norden und schleudert sein Wasser in wütender Gangart an

das steile Ufer, so daß es in Stromschnellen und Strudeln um den hier vorspringenden Felsen schäumt. Es wehte ein starker Ostwind und, von Strom und Wind gehetzt, flogen die Schollen mit dumpfem Dröhnen an den Felsen, so daß ich ihn deutlich zittern fühlte. Dann streiften sie über den felsigen Boden und tauchten kopfüber in den Strudel, und wenn sie wieder auftauchten, floß das Wasser in Strömen von ihrem breiten Rücken. So kamen sie in endlosen, wüsten Massen, die großen die kleinen vor sich vernichtend, andererseits den nachfolgenden Platz schaffend. Es war jetzt ein viel lauteres, wilderes Hasten. Der Lärm war beträchtlich. Das dumpfe Bersten und Aufschlagen der großen Schollen, das Klirren und Knirschen der kleineren, dazwischen das klingende Brechen mitgetragener Äste, das rauschende Wasser, der pfeifende Wind gaben eine wilde Stimmung, die die dunkeln, am Himmel treibenden Wolken vervollständigten.

Schon als der Fluß noch unterm Eise lag, verbrannte man ringsum das alte Gras der Steppe, um seinen Wuchs zu beschleunigen, so daß wir tags rings von Rauchwolken umgeben waren, nachts aber in langen Reihen unzählige Feuerchen über die Steppe wanderten. Und wunderbar war es, wenn die Sonne in königlicher Einsamkeit über der weiten Fläche in diesen jetzt glühend braunroten Rauchmassen versank. Wahrlich ein Schlachtenhimmel! Und wenn der Krieg näher und die Sibirier nicht allzu phantasielos gewesen wären, wer weiß, ob man in dieser Glut nicht blutige Waffen oder andere schreckliche Zeichen gesehen hätte, wie zu anderen Kriegszeiten!

Mir tat es wohl sehr leid, daß ich nicht die volle Entwickelung der Vegetation hier erleben sollte, kommen hier doch schon Pfirsiche und Aprikosen und echter Wein wild im Walde vor. Es war schon jetzt, als die Bäume nur einen goldbraunen Schimmer hatten und die Obstbäume und früher schon die, ganze Berge bedeckenden, roten Rhododendren blühten, ein Vergnügen spazieren zu gehen. Wenn ich von den nahen Bergen über die weiten, mit dünnem Laubwald bestandenen Grasfluren sah, die sich hügelauf, hügelab ins ferne Gebirge verloren, dann hab' ich beim Anblick dieser lichten Endlosigkeit immer an die Schilderungen aus der „Sünde des Abbé Mouret" denken müssen. Endlos von Ewigkeit

her ist alles, noch nicht von Menschenhand gepflanzt, gewissermaßen in der Gefangenschaft aufgewachsen.

Ich wurde aber in ein Feldlazarett nach Nikolajewsk an der Amurmündung abkommandiert und fuhr am zehnten Mai mit dem Dampfer ab, voll Begier, den Riesenfluß auf seinem Unterlauf kennenzulernen.

Während wir in der ersten Klasse nur einige indifferente Passagiere waren, saß das ganze Vorderdeck voll kauernder Koreaner, die, fast alle weiß gekleidet, malerische Gruppen bildeten. Sie sind europäischer im Aussehen als die Chinesen. Die Stirn ist groß, die Nase höher und die Augen weniger schief, eine große Augenumgebung und etwas schlaffe Wangen geben ihnen den Ausdruck von Abgelebtheit. Sie sollen faul und dumm sein und dienen meist als Feldarbeiter, aber gutmütig und freundlich, und es soll ein gemütliches Leben in ihrem „Lande der aufgehenden Sonne" sein, die freilich jetzt eine niedergehende geworden ist. Sehr anmutig waren z. B. die jungen Weiber schon durch ihr schönes schwarzes Haar.

Eine Fahrt auf einem großen Fluß hat wohl viel vor einer in der Eisenbahn voraus. Indem man einer Naturform folgt, entwickelt sich die Landschaft viel organischer vor einem: nicht schlaglichtartig, sondern wie ein Panorama zieht sie an einem vorüber. Berge treten heran und begleiten uns bis zu ihrem Ende, nur selten wird ein entgegenstehender Rücken durchbrochen, und wir treten in ein andres Gebiet ein.

Es ist ja fast nur bewaldetes Gebirge, durch das wir fahren, manchmal aber sind Grasebenen dazwischen gelagert, dann breitet sich der Fluß weit aus bis vier Werst und mehr, einmal gar versinkt vor uns das Ufer unterm Horizont. Dann fließt der Strom um flache, bebuschte Inseln, verliert sich in vielen Kanälen, und voll Spannung wartet man, wohin er sich wenden wird. Uns ist im großen die Richtung bekannt, wie muß es aber sein, einen unbekannten Fluß hinaufzufahren, bei jeder Biegung sich zu fragen: wohin wird er uns führen ins unbekannte Land?

Ich hab erst hier ein volles Verständnis für die Forschungsreisenden gewonnen, die ohne weiteres ihr Leben daran wagen, um neue Gebiete menschlichem Wissen zu erwerben, an denen die

Seligkeit der Menschheit eigentlich nicht hängt. Das Bewußtsein, als erster unbekannte Erde zu betreten, erfüllt einen mit einem Hochgefühl, dem gewiß kaum was gleich kommt...

Dann tritt das Gebirge wieder bis unmittelbar an den Fluß, sein Wasser nagt unablässig an ihm, oft klar sichtbare Durchschnitte der Berge erzeugend. Dichtester Wald bedeckt die Ufer. Die Bäume haben hier mehr im Süden eine ausgeprägte Pinienform, wodurch anstatt der kleinhöckrigen Oberfläche unsrer Wälder eine flachwellenförmige hervorgebracht wird, die die Berge noch weicher erscheinen läßt. Es ist, als ob die südliche Sonne die Kraft habe, alle Zweige des Baumes bis nach oben heranzuziehen. Unzugänglich scheint der Wald; nur wo ein Flüßchen mündet, ein kleines helles Delta bildend, lockt eine dunkelschattige Öffnung wohl sehr, sich in die Waldwildnis zu verlieren.

Die erste köstliche Vollmondnacht fahren wir längs so einer, fast senkrecht abgespülten Küste, die von tiefen schattigen Buchten durchschnitten ist. Ein süßer Pappel- und Birkenduft strömt vom Lande. Dann halten wir bei der ersten Niederlassung. Große Feuer brennen am Ufer, die rings herumstehenden Bewohner grell beleuchtend, während alles andre im Dunkel versinkt.

Die nächste Nacht wieder brennt der Wald, bald in sprühenden Funkengarben und kleinen Flämmchen, die seltsam ausgezackte Kreise bilden, bald in großen rauchenden Flammen. Der Brand erstreckt sich Werste den Abhang entlang und bildet beim Mondschein ein düster phantastisches Bild.

Den Ussuri und unteren Amur entlang wohnen die Golden, ein Jägerstamm — schon die reinen Indianer, in Mokassins und engen Fischhauthosen, auf dem Kopf kleine Kappen mit Eichhornschwänzchen. Sie sind die nächsten Verwandten der Tungusen und teilen mit diesen ritterlichsten aller mongolischen Volksstämme alle Tugenden und Schwächen. Sie nehmen rapid ab, und es war merkwürdig, mit einem Volksstamm zusammen zu sein, der bald nicht mehr existieren wird.

Je mehr wir nach Norden kommen, desto wüster wird die Gegend. Die Berge sind schroffer und höher, dünnbewaldet sehen sie wie unrasiert aus; ihre Gipfel sind tief im Schnee, ja in den Schluchten zieht er sich bis zum Fluß herunter. Wo sie noch an

den Strom herantreten, gewinnt der Amur in seiner schon nicht mehr flußähnlichen Breite den Charakter eines norwegischen Fjords. Besonders wenn einmal der Wald auf einer Insel brennt und alles in Rauch hüllt, dehnen sich seine Flächen beinahe grenzenlos. Es ist eisig kalt. Am dritten Morgen liegt dichter, frischgefallener Schnee über allem; freilich schmilzt er bald, und bei hellster Sonne, die alles in die dem Norden eignen silbrigen lichten Farben kleidet, nähern wir uns unserem Ziel. Als Vorboten des nahen Meeres umspielen, schneeweiß wie Wellenkämme, zahlreiche Delphine das Schiff, dann sehen wir, hellgrau mit seinen Wellblechdächern, lang am Fuß ausgehauener Berge hingestreckt, Nikolajewsk vor uns liegen, wie man sich etwa ein norwegisches Städtchen nach Björnsonschen oder Lie'schen Erzählungen vorstellt.

In Nikolajewsk habe ich siebzehn Monate gelebt.

Bei Erfüllung des eintönigen leichten Dienstes, endlosem Spazierengehen in den waldigen Bergen, fleißigem Zeichnen, aber auch gelegentlicher großer Langeweile ging die Zeit hin. Sie scheint mir in der Erinnerung, des vielen Schönen wegen, das ich dort gesehen, schön gewesen zu sein. In Wirklichkeit war es oft recht scheußlich. Über der ganzen Stadt lag besonders während der langen Wintermonate eine starke Depression, aus der sich die meisten doch nur zu Karten und Branntwein zu retten wußten.

Bunt genug sah die Bevölkerung der Stadt aus. Da waren zuerst natürlich die Russen, Militär, Beamte, dann Goldsucher von den Goldwäschereien, Gelegenheitsarbeiter, Abenteurer, z. T. prachtvolle Gestalten. Middendorff, glaub' ich, schildert sie mit dem Ausdruck Wikinger. Lange blonde Menschen mit hellen Augen, großer Stirn und langen, oft roten Bärten; ihr Russisch klang voll und breit.

Dann Deutsche, einige reiche Kaufhäuser, von denen das eine, über ganz Sibirien verstreut, einen großen Teil des Imports in seinen Händen hatte. Ein Schweizer, ein Amerikaner. Sehr viel Juden, meist Fischindustrielle. Es ging ihnen gut, und das großzügigere Leben hatte ihnen was Freieres gegeben. In manchem blonden Hünen erkannte man den Semiten erst an kleinen Merkmalen. Esten, Letten, sogar ein Neger.

Dann Scharen von Verschickten. Nikolajewsk ist für die meisten nach Sachalin Verbannten die erste Etappe auf dem Wege zur Heimat oder ins Sibirische Festland. Hauptsächlich waren es Zentralasiaten, die wegen anderer sittlicher Begriffe hierher mußten: Tataren, Kirgisen, Usbeken, Sarten, Perser, Grusinier, Osseten, Tscherkessen usw.

Dann Koreaner und Chinesen. Letztere waren meist meine Zeichenobjekte. Es war aber schwer, sie zum Sitzen zu bewegen, da sie mißtrauisch waren und, sobald sie erfuhren, worum es sich handelte, mit allen Mitteln sich zu drücken suchten. Auf ihr Recht zu bauen, daran hat man sie wohl kaum gewöhnt. Charakteristisch genug sprechen sie Russisch nur in Imperativen. Sie lebten, abgesehen von einigen Kaufleuten, als Arbeiter — etwa fünfhundert an der Zahl — in einer Vorstadt. Frauen gab es nur einige, die meisten hatten ihre zu Hause in China gelassen.

Endlich die Indigenen, die von Zeit zu Zeit in die Stadt kamen: Golden, Tungusen, Orotschonen, Korjaken aus Kamtschatka. Die dort ansässigen sind Giljaken, ein ziemlich apart stehender mongolischer Stamm, bärtige, flachgesichtige Menschen gebückten Ganges, als hätten sie das Gehen auf zwei Beinen erst kürzlich gelernt. Sie leben von Fischfang und Jagd, und ihre einzigen Haustiere sind die Zughunde, schöne spitzartige Tiere. Sie bellen nie, sondern heulen bloß, und wenn in den Winternächten ein Geheul aus mehreren hundert Hundekehlen über das Dorf schwebte, hatte es entschieden etwas Weihevolles. Ich verstand es wohl, daß man dort sagt, sie beteten zu Gott.

Ihre Frauen kauften sich die Giljaken, zweihundert bis tausend Rubel kostete eine, je nach dem Reichtum ihres Vaters, in dessen Familie dann doch wohl der Schwiegersohn hineinheiratete. Paßte sie ihm nicht, d. h. brachte sie ihm keine Kinder, so konnte er sie auch zurückgeben, nicht aber weiter verkaufen. Kaum waren die Mädchen dem Kindesalter entwachsen, so heirateten sie mit dreizehn, vierzehn Jahren. Sie waren viel kleiner als die Männer, feingliedrig, mit schönem Teint und schönem schwarzem Haar, nur etwas hühnermäßig indifferent dreinschauend. Ein Abhängigkeitsverhältnis außerhalb der Familie schien nicht zu existieren, wohl aber bildeten sie Assoziationen bei größeren Unternehmungen.

Eine Schriftsprache hatten sie nicht, weshalb ihr Wort ihnen viel galt, und singen gehört hab' ich sie nie.

Ihr Kostüm war sehr hübsch und bestand im wesentlichen aus einem meist dunkelgrünsamtenen Rock, engen Hosen und Halbstiefeln; das Kostüm der Männer unterschied sich nur durch einen Gurt von dem der Frauen. Sie tranken stark, und zwar klein und groß, nur die Weiber kriegten nichts. Sie standen dem Trunk mit voller Aufrichtigkeit gegenüber, ohne ihm, wie wir, allerlei Mäntelchen umzuhängen. „Euer Hochwohlgeboren," fragte mich einmal einer, „was liebt Ihr mehr, Kognak oder Branntwein? Ich liebe Kognak mehr. Kognak ist wohl teurer, aber trink' ich eine Flasche, kein Glied kann ich rühren! Nach Schnaps bleib ich ganz nüchtern."

Ebenso auf sich gestellt, wie die Menschen in Nikolajewsk, waren auch die Haustiere. Schweine, Hunde, Kühe trieben auf der Straße ihr durchaus selbständiges Wesen, freiten und ließen sich freien, hatten ihre Feste und überhaupt eine durchaus ihnen eigne gesellschaftliche Organisation. Besonders die Pferde freuten mich. Sie wurden für den Sommer in den Wald getrieben und taten sich dort zu selbstgewählten Trupps zusammen. Stundenlang kämpften die Hengste um die Mutterstuten. Neben unserer Sommerbaracke weidete eine zeitlang ein alter weißer Hengst, an dessen Fell kein heiles Fleckchen zu sehen war. Oft kreiste der besiegte Nebenbuhler noch tagelang um den Trupp, bis er sich einem andern anschloß oder sich mit einer indifferenten Rolle als Onkel oder Vetter begnügte.

Die Stadt liegt am Fuße ausgehauener Berge dicht am Fluß. Diesseits steigen sie in sanften Hängen empor, jenseits steil und ausgewaschen, teils mit senkrechten Felsen. Der Fluß — in der Stadt etwa viereinhalb Werst, gleich unterhalb aber sich weit ausbuchtend sieben, dann neun und elf Werst breit — mündete fünfzig Werst weiter. Breiter wie der Züricher See lag er da, aber in absoluter Öde.

Schöner, als man es erwartet hätte, war im kurzen Sommer die Vegetation. Der Wald um die Stadt fing an nachzuwachsen, aber undicht, hainartig, ungezählte sich schlängelnde Wiesen zwischen sich lassend, Ellern und Birken und gruppenweise Edel-

tannen. Da hatte denn dazwischen das kleinere botanische Volk ein gutes Leben. Merkwürdig war es, daß eine große lila Clematis hier überwinterte, die in Menge sich hoch an den Sträuchern emporrankte. In ganzen Feldern blühte an freien Stellen eine hellblau bis lila Iris, — sogar auf den Straßen, wo diese die nötige Feuchtigkeit hatten. Eine andere, mächtig große, tief dunkel lila gefärbte war seltener. Im ganzen überwogen weiße und blaue Blumen, und das gab der Landschaft etwas ungemein Lichtes.

Wenn man auf einem der wenigen Parkwege durch diese, z. T. fremdartige, reiche Blütenwelt unter weißstämmigen jungen Birken und blühenden Ebereschen ging, wo nur die einzelnen Edeltannen dunkle Flecken bildeten, und die grauen Stümpfe wie verzauberte Gestalten dastanden, über kleine sich windende Lichtungen, Abhänge voll schwerduftender blühender wilder Rosen und dunklem weißblütigem Porst, dann kam man in eine Stimmung, in der einem alles möglich schien. Wie einem Zwang gehorchend ging man vorwärts. An den vielen Rinnsalen entwickelten sich Blüten und Blätter besonders reich und phantastisch, vornehmlich im Spätsommer, als die großen duftlosen Blumen an die Reihe kamen. Eine mannshohe große gelbe Dolde, schneeweiße Blüten, die wie lange Lichter aus dem Grün leuchteten, mächtiger Schierling, großblütige Päonien, viel Spiräen und ein herrlicher blauer Venuswagen, dessen schwanke Schöße zehn Fuß und mehr in die Luft ragten. Langsam drang man vor, denn die Pracht reichte einem oft bis zum Halse. Kaum merklich stieg der Berg an. Höher hinauf blühte an freien Stellen in Massen eine süßduftende gelbe Amarillis und einzelne große Feuerlilien. Ich erschrak, als ich diese leuchtende Pracht das erstemal sah. Oben sah es wüst genug aus. Stamm lag an Stamm, nur einzelne trockene waren noch, von den immerwährenden Waldbränden verschont, übrig geblieben, die im Winde sangen wie Telegraphenpfosten. Oben angekommen, wandte man sich um und sah die Gegend vor sich hinunterfluten wie eine grüne Riesenwelle, sich im Fluß weit ausbreitend bis zum Meer, und jenseits am Ufer steil hinaufschlagend, zum Teil in schroffen Gipfeln erstarrend.

Durchschnittlich zehn Werst von der Stadt fing der Urwald an: Edeltannen, Lärchen, die Stämme besonders im Tal oft von mäch-

tiger Größe, und einzelne Birken; Unterholz gab es wenig. Hier war die Landschaftsstimmung eine andre.

Ich erinnere mich, daß ich einmal den Plan faßte, einen höheren Berg in der Umgegend zu besteigen. Die ersten zwölf Werst ging es auf bekannten Wegen, dann tauchte ich in ein steiles Waldtal hinein, dem entlang ich den Abhang des Berges zu erreichen hoffte. Absolute dämmerige Stille umfängt einen, und gespannt mit vorgestrecktem Kopf geht man vorwärts durch tiefes Moos über gestürzte Stämme, die oft unterm Moos ordentliche Hügel bilden. Wie lange man so geht, weiß man nicht. Was ist Zeit im Urwald? Dann öffnet sich der Wald, und man kommt auf eine kleine Wiese; das Gras reicht bis unter die Arme, und schwarze Tannen stehen herum; drüben glaubt man sie zu Ende, doch dann öffnet sie sich wieder und führt durch einen mit Gruppen alter Birken, Espen und Tannen bestandenen Irrgarten gleich wie ein zur Wirklichkeit gewordener Traum weiter. Dann umfängt einen wieder der Wald. Ab und zu sah ich den Berg, auf den ich wollte, in scheinbar immer gleicher Entfernung über dem Walde winken. Dann aber verschwand er, der Weg wurde schwerer und steiler, der Bach teilte sich, nach einer Seite machte ein Windbruch ein weiteres Vordringen unmöglich, ich wurde müde, die bisher so genossene Einsamkeit legte sich drückend um mich, ich ging noch eine Zeit vorwärts, dann kehrte ich um. Später tat es mir leid, denn gerade der Umstand, daß ich den Berg nicht mehr sah, sprach dafür, daß ich schon an seinem Abhang selbst war.

Ein andres Mal glückte es besser. Da ging ich im letzten Herbst mit einem deutschen Apotheker und einem Soldaten, einem Esten aus Uchten bei Wesenberg, über unser vierzehn Werst unterhalb am Fluß gelegenes Fort, den Bergrücken, der längs dem Fluß zum Ozean führte, entlang. Ein Parkweg förderte uns gut, und schon am Nachmittag sahen wir von einer Kuppe aus die Mündung unter uns liegen, den Tatarischen Sund und am Horizont Sachalin. Da wir aber auf einen höheren Berg wollten, der mehr nach Norden lag, brachen wir nach kurzer Rast wieder auf und drangen jetzt, ohne Weg, kletternd und stolpernd, durch den Wald vor.

Besonders eine Strecke, wo eine Senkung zwischen den Bergen dem Wind ein Zugloch offen gelassen hatte, war es wohl ver-

zweifelt schwer, unter und über den kreuz und quer gestürzten Stämmen durchzukommen. Wie muß es erst mehr im Süden sein, wo ein dichtes Unterholz, Ranken und Dornen dazu kommen!

Da es drüber spät wurde, beschlossen wir schon nah am Gipfel zu übernachten. An einer der zahllosen rauschenden Quellen unter alten Tannen machten wir Halt. Aus einem unterwegs erlegten Haselhuhn, Pilzen, Wurst und Strickbeeren wurde eine köstliche Suppe gekocht und der obligate Tee getrunken. Unter einem gestürzten Stamm wurde das Feuer für die Nacht angezündet, und einer war wohl immer damit beschäftigt, es nicht ausgehen zu lassen.

Man schlief ja überhaupt wenig, schon wegen der Kälte, aber es war schön genug dazuliegen, über sich die wandernden Sterne und die Äste der alten Tannen, bald grell vom aufprasselnden Feuer beschienen, dann wieder versinkend in die Dunkelheit. Fern von allen Menschen, sicher geborgen in der absoluten Einsamkeit.

Am Morgen war alles über uns schon bereift, wir stiegen den steilen Abhang hinauf bis zur Waldgrenze. Niedrig und knorrig sind die Bäume, das letzte sind eine schmale Zone Birken, dann ein Gürtel Knieholz. Nur kriechend gelang es uns durch die ineinander gewachsenen Äste zu schlüpfen; doch dann werden auch sie niedrig, und bald gehen wir über die nunmehr nur ein paar Zoll hohen, flächenhaft sich ausbreitenden Büsche hinüber. Dann bleiben nur noch Strickbeeren und Flechten zwischen den großen hellgrünen Blöcken. Absichtlich uns nicht umsehend, gehen wir noch über ein kleines Plateau auf den höchsten Steinkegel und halten Umschau. Ja, so muß man Geographie lernen!

Glänzend in der aufgehenden Sonne liegt Land und Meer um uns. Nach Süden über einige Bergrücken herüber die breite Mündung des Amur, der Tatarische Sund weit zwischen kulissenartigen Vorgebirgen bis zur Lasarew-Bucht, jenseits wie eine Karte die flachen Tundren und Wälder Nord-Sachalins, während aus dem Süden auch noch einige seiner Berge herüberschimmern. Im Norden das Ochotskische Meer und darin wie zwei Felseninseln die nördlichsten Vorsprünge Sachalins. Landeinwärts aber der Fluß und in scheinbar regellosem Durcheinander die waldigen

Berge, einer hinter dem andern, soweit man sehen, ja denken konnte — ein dunkles, jetzt gelb durchsprenkeltes Meer.

Einen strammen Marsch galt es noch nach Hause zu machen. Die letzte Hälfte des Weges regnete es, und als wir, zu Hause angekommen, uns umsahen, lag unser Berg tief im Schnee.

Noch einmal versuchten wir auf einen andern Berg zu kommen, mußten es aber, eben des Schnees wegen, aufgeben.

Ende Juni hieß es in der Stadt: „Der Fisch zieht."

Der Fisch ist der Reichtum von Nikolajewsk. Es ist der größte Lachszug der Erde, der, von Norden kommend, längs der Ostsibirischen Küste zum Laichen in die Flüsse zieht. Im Juni die kleineren, fünf- bis achtpfündigen, im August die zwölf- bis fünfzehnpfündigen. Achthunderttausend Pud werden jährlich in Nikolajewsk gesalzen, und bisher ist von all diesem Reichtum kaum etwas nach Europa gekommen. Die Zubereitung ist so primitiv, daß ihn eigentlich nur die Sibirier genießen können.

Erst im letzten Jahr hatte man auf einer Fischerei angefangen, ihn zu versenden, und im ersten Sommer, als ich da war, kaufte ein deutscher Dampfer vierhunderttausend Stück, salzte sie selbst und brachte sie nach Hamburg, was dann zur Folge hatte, daß in Riga z. B. der importierte Lachs billiger war, als der dortige. So mag es mit manchen russischen Reichtümern gehn. Sind doch die Russen erst durch die Japaner auf die Schätze, die der Fluß barg, aufmerksam gemacht worden.

Die weitaus meisten Fischereien waren in jüdischen Händen. Es ist ein riskantes Gewerbe, da der Fisch unregelmäßig zieht und die Verluste, wenn man ihn verpaßt, groß sind.

Oft bin ich auf den Fischereien gewesen, aber nur einmal ist es mir gelungen, einen wirklich vollen Einblick in diesen Naturreichtum zu tun; da fingen sie an einem Tage fünfzigtausend Stück der großen Sorte.

Der Fisch streicht in einer gewissen Tiefe. Man zieht deshalb eine Barriere aus Stangen und Flechtwerk quer in den Fluß hinein, ein Stück über eine gewisse Tiefe, deren äußeres Ende flußabwärts gebogen ist. Etwa fünfzig Schritt unterhalb ist zwischen vier eingerammten Pfählen ein viereckiges Netz befestigt, das als vorläufiges regulierendes Reservoir für die Fische gilt, der

sog. „Sadik“. Bretter, die von Balken zu Balken gehen, ermöglichen den Aufenthalt dort und das Herausnehmen der Fische. Zwischen diesem „Sadik“ nun und dem Ende der Barriere geht ein dachrinnenförmiges Netz von der Breite jenes, dessen beide Kanten auf dem Wasser liegen. Der Fisch, der den Fluß aufwärts zieht, stößt an die Barriere und tastet sich an ihr flußaufwärts. Am umgebogenen Ende muß er nun zurück und gerät ins Netz. In diesem geht quergestellt von der Barriere zum „Sadik“ ein Boot, und die Arbeiter drin heben vor sich das Netz in die Höhe, um es nach hinten gleich wieder zurücksinken zu lassen, konzentrieren auf diese Weise die Fische vor sich und schütten sie in den „Sadik“, von wo aus sie mit kleinen Netzen in Boote geleert werden. Hinten im wieder ins Wasser gleitenden Netz fangen sich von neuem die Fische. Eine ungeheuer praktische resp. mörderische Methode ist es, die von den Japanern herrührt.

Es war etwas merkwürdig Aufregendes, dieses massenhafte Ernten von lebendigem Fleisch. Die Arbeiter (Koreaner, Russen, Chinesen) waren ganz rabiat geworden. Wie berauscht tanzte ein Koreaner auf dem Deck des kleinen Dampfkutters, der die vollen Boote ans Ufer brachte und die leeren zurück. Andre sangen einförmige Strophen.

Die Fische im immer kleiner werdenden Netz schlugen wütend um sich, daß sie das Wasser zerstäubten. Wie unsinnig warfen sie ihre weißen glänzenden Leiber herum; es war noch eine letzte, mächtige Kraftentfaltung, dann wurden sie zu einer dicken glänzenden Wurst zusammengepreßt und unter Geschrei und Aufbietung aller Kräfte in den „Sadik“ geschüttet, von dort in die Boote, wo sie bald verendeten.

Unter der gewaltigen Menge der Fische und durch den Widerstand, den sie ihnen entgegensetzten, gerieten die Arbeiter in Wut; sie schalten sie, sie schlugen sie und traten sie im Boot mit den Füßen. Dort häuften sie sich schnell, und bald standen die zwei Leute fast bis an die Hüften im silbrigen Segen, zwischen dem eine zähe rötliche Flüssigkeit sickerte.

Hinter dem Fisch her, auf der Jagd nach ihm begriffen, ziehen die Seehunde; alle Augenblicke tauchte einer in der Nähe auf, reckte den Kopf, klug um sich blickend, in die Höhe und verschwand mit

weicher Bewegung, ohne daß auch nur ein Tröpfchen gespritzt hätte. Manchmal gerät auch einer im Eifer der Jagd ins Netz und wird dann geknüppelt und von den Chinesen als Leckerbissen verzehrt. Ich fand diese Speise wohl scheußlich.

Unterdessen wurden am Lande die Fische in zwei Teile geschnitten, Eingeweide und Rogen — dieser lag wie bei einer Weinernte in großen rotgelben Traubenhaufen auf flachen Körben — herausgenommen, und sie selbst in Fässern eingesalzen. In großen Stapeln standen die vollen am Ufer. Es war eine unschöne Arbeit. Der Boden war blutgetränkt, Haufen von Eingeweiden lagen umher, und ein schwerer Gestank lag überm Ganzen.

Die Giljaken übten eine andre primitivere Methode des Fischens aus. Am umgebogenen Ende der Barriere war ein dreikantiges Netz, die Öffnung flußaufwärts mit einer Ecke befestigt, die zweite Ecke wurde mit einer Stange schräg zu Boden gedrückt, während man die dritte mit einer Schnur in der Hand hielt. Sobald man nun den leisen Stoß des Fisches gegen das Netz spürte, zog man die Stange heraus und fing so die Fische. Es ist verständlich, daß schon während der Zwischenpause die meisten Fische vorbeigehn. Dafür ist das Jagdartige der Methode amüsant; den leichten lebendigen Stoß des Fisches von allem Zerren und Rucken im schnellfließenden Wasser zu unterscheiden, ist nicht leicht.

Den ganzen Sommer, so lang der Fisch zog, habe ich eigentlich nur Lachs gegessen. Auf dem Markt kostete ein etwa fünfpfündiger fünf, höchstens zehn Kopeken, ein zwölfpfündiger dreißig bis vierzig Kopeken.

* * *

Mitte Oktober fing der Winter an. Nach einigen Tagen schwachen Frosts fiel reichlich Schnee, der rings alles mit einer fußhohen Schicht bedeckte. Dann trat kräftiger Frost ein, und zwischen den weißbeschneiten Bergen fror spiegelblank die mächtige Fläche des Flusses.

Ich bin nie so schön Schlittschuh gelaufen. Das Eis war so klar, daß man oft den Boden unter den Füßen zu verlieren glaubte. Wenn es sich dehnte, tönte es leise und melodisch; riß es aber, so

kam es aus der Ferne wie ein leiser Donner, ging wie ein Peitschenschlag unter einem weg und verklang wieder in der Ferne.

Nach vierzehn Tagen machte ein zweitägiges Schneegestöber dem Vergnügen ein Ende. Wütendes Schneegestöber bei neunundzwanzig Grad Frost ist eine harte Sache! Ganz vereist und mit weißen Flecken im Gesicht kamen wir, die wir uns hinausgewagt hatten, nach Hause. Diese Schneewetter, die sich alle zwei bis drei Wochen wiederholten, sollen oft so stark sein, daß ein Verlassen der Häuser einfach ausgeschlossen ist, und man unter Umständen auf Tage bei einem Besuch eingeschneit werden kann. Ich habe das nicht erlebt.

Dafür waren die Zwischenzeiten von einer strahlenden, ruhigen Klarheit. Den Frost empfand man infolge seiner Gleichmäßigkeit nicht unangenehm. Im Dezember, Januar, Februar hatten wir durchschnittlich zwanzig Grad, das meiste waren vierunddreißig Grad Reaumur. Der März war schon viel wärmer.

Das alles beherrschende Element war der Schnee. In riesigen Massen lag er da, die wenigen senkrechten dunklen Flecken mit seinem Glanz überstrahlend; in der Stadt speziell in großen Stümwellen, oft bis an die Dächer der Häuser. Die ausgegrabenen Trottoirs nahmen den Charakter von Laufgräben an, aus denen man an manchen Stellen die auf der Straße fahrenden Schlitten nicht sah.

Eine tiefe Ruhe lag über der Natur. Der Wald war so tief verschneit, daß die Bäume wie weiße Gestalten aussahen. Wenn man auf Schneeschuhen — an ein andres Fortkommen war im Walde nicht zu denken — unter den alten Stämmen hinglitt, dann wurde erst das Gefühl der Einsamkeit vollständig, jetzt, wo jedes befreundete Detail fehlte, man nur selten eine Meise, ein Haselhuhn oder einen weißen Hasen mit merkwürdig breiten Pfoten sah. Um einen herum lag die Landschaft, in vollständige Starrheit versunken und in durchsichtiger Klarheit, — konnte man doch von den Bergen oberhalb der Stadt deutlich die Berge von Sachalin, zart, wie im Himmel hängend, sehn.

Der wahre Zauber ging erst in den Mondnächten an. Der Mond schien so hell, daß man draußen lesen konnte und er im erleuchteten Zimmer noch Schatten warf, natürlich nicht unmittelbar bei der Lampe. Besonders schön war es, wenn ein leichter

milchweißer Nebel über allem lag. Wie verzaubert erschien der Fluß und hinten die Berge mit den steilen, in Schatten versunknen Tälern; bis auf vierzig Werst sah man die weißen Gipfel. Im Walde die Bäume erhielten ein phantastisches Leben.

In der zweiten Hälfte des Winters, wenn kein Schneegestöber zu befürchten war, kamen aus Nordsachalin und vom Ochotskischen Meer Tungusen mit Renntieren und Fellen in die Stadt. Es sah eigen aus, wenn sie in langem Zuge den Fluß, der ja die einzige Straße bildet, hinaufkamen, zwei bis drei der großen, schnelltrabenden Tiere vorgespannt und einige hinten angebunden, meist Mann und Frau, manchmal auch ein affenartiges Kind auf dem langen schmalen Schlitten — drei Pelzhäufchen. Mit ihren großen Fuchsfellmützen und schwarzen Schneebrillen machten sie sich ganz zaubermäßig.

Sie ähneln entschieden etwas unsern Esten, schon dadurch, daß sie nicht immer schwarzhaarig sind, sondern oft dunkelfahl; dann erinnert auch der Tonfall ihrer Sprache an die der Esten, und besonders ähneln sie sich in der Aussprache des Russischen. Ein reicher Tunguse hatte einen russischen Schwiegersohn, der aber ganz verwildert, ganz tungusisch geworden war. Zu dem Ausdruck unbekümmerter Sorglosigkeit der Wilden gesellte sich hier eine starke Beimischung von Trotz. Famos gebaut, sah er, ganz in Leder und Fell gekleidet, mit scharfen hellen Augen und wirrem blondem Haar fein aus. Wie ein lebendiger historischer Rückblick in unsre Vergangenheit!

Es ist schwer, mit den Tungusen zu handeln, da sie als Wilde auch einen relativ großen Verdienst ohne weiteres ihrer momentanen Bequemlichkeit opfern. Weil nun der Branntwein das erste Ziel ihrer Sehnsucht war, so waren sie am ersten Tage ganz unzugänglich. Erst am zweiten gelang es mir nach langem Parlamentieren eine Narte mit zwei Renntieren zu einer Fahrt nach dem nächsten Weideplatz, dreizehn Werst oberhalb am Fluß, zu bekommen, da das Moos, von dem die Tiere ja abhängig sind, in unmittelbarer Nähe der Stadt nicht vorhanden war.

Es sind große schöne Tiere mit schwerem Kopf und mächtigem regellosem Geweih, viel größer, als ich sie im Berliner Zoologischen Garten gesehen habe.

Mit einem dünnen Riemen, der ihnen zwischen den Beinen durchgeht, werden sie an den Schlitten gespannt; das eine halbe Länge nach vorn gespannte Leittier wird mit einem Riemen gelenkt, das andre läuft nach.

Ich fuhr dann mit zwei kleinen Tungusenjungen über den Fluß in langem Trab durch den tiefen Schnee in eigentümlich schwimmender Gangart. An einem steilen weißlichen Felsen war der Weideplatz kenntlich, und bald fanden wir einen Trupp von etwa fünfzig Stück, die sich das Moos aus dem tiefen Schnee herausscharrten; weithin hörte man das Anschlagen der Geweihe und das eigentümliche Knacken ihrer Fesselgelenke. Es war unter den alten Tannen ein schönes Bild. Wir wollten unsre hungrigen Tiere gegen andere vertauschen. Aber es war nicht so leicht, die richtigen zu greifen; nach einigen vergeblichen Versuchen wurden die Tiere unruhig und zogen im Trabe den Berg hinauf in den Wald ab, und wir mußten unsre alten wieder einspannen. Außer den höchsten Bergen war schon alles in Dämmerung versunken, geisterhaft glitten wir schnell über die weite Fläche, und ich wurde mir selbst zum nordischen Märchen.

Dann fiel in den Winter noch das Hauptfest der Giljaken.

Alle ostsibirischen Völker verehren den Bären als eine Art Gottheit. Aber während z. B. die Tschuktschen auch jetzt nur leise und mit freundlichen Worten von ihm zu sprechen wagen, haben sich die Giljaken augenscheinlich schon in alten Zeiten von dieser Furcht emanzipiert. Und dies Ereignis schien mir das Fest feiern zu wollen. Man hat ja auch Analoges bei den nordamerikanischen Stämmen, wie man es wenigstens in der Hiawatha-Sage lesen kann. Und ganz vollständig ist diese Emanzipation den Giljaken nicht gelungen. Sie verehren den Bären noch immer, opfern ihm auch wohl noch, obgleich sie nominell alle getauft sind; aber trotzdem ward als Sinnbild dieser Befreiung ein Bär alljährlich im Dorf unter allerlei Zeremonien totgeschlagen.

Da der Hauptteil des Festes sich in der Nacht abspielt, ging ich mit einem Bekannten schon am Vorabend auf Schneeschuhen schräg über den Fluß nach der elf Werst entfernten Niederlassung. Es war herrlich, beim strahlenden Mondschein über die schimmernde wegloſe Fläche zu gleiten. Auf halbem Wege holte uns

ein alter Giljak mit seiner Hundenarte ein, derselbe, der sich so freimütig über den Alkohol äußerte, und brachte uns für eine Flasche Schnaps ins Dorf.

Dort war das Fest schon im Gang. In dieser letzten Nacht seines Lebens wird der Bär noch gefeiert; von Hütte zu Hütte wird er geführt und mit allerlei Köstlichem bewirtet, Fischgelée oder Seehundsfett mit Kransbeeren usw. Mit einem langstieligen Löffel wurden ihm, der zwischen zwei Pfosten angebunden war, die Speisen zugeschoben. Und zwar mußte jedes männliche Glied der Familie sich an dieser ehrerbietigen Fütterung beteiligen. Es sah nett aus, wenn so ein kleiner Knirps sich etwas zaghaft dem großen Tier näherte, vom Vater ermuntert.

Jedes Blockhaus bildete einen viereckigen Raum, an dessen einer resp. zwei Seiten sich eine erhöhte Estrade befand, die die Schlafstelle und überhaupt der saubere Teil des Hauses war. An der dritten Wand waren dann die Pfosten zum Anbinden des Bären. Das Schwierigste beim Überführen von einem Hause zum andern war nun, den keineswegs gezähmten, sondern wütenden Bären zu bewegen, die ihn schützende Wand zu verlassen. Der Strick, mit dem er befestigt ist, wird von den Pfosten gelöst, so daß das mißtrauisch um sich blickende Tier, nur von Menschen gehalten, sich an die Wand drückend dasteht. Jetzt wird er wieder von vorn gereizt, geschlagen und gestoßen, bis er sich wütend auf seine Peiniger stürzt. Diese weichen sprungweise zurück, immer nur wenige Zoll zwischen sich und dem um sich schlagenden Tiere lassend, während die Männer, die den andern Strick halten, je nachdem den Bären nachrücken lassen oder ihn zurückreißen. So wird er zur Tür hinausbugsiert, und im Trabe geht es dann zur nächsten Hütte.

Es ist ein ungeheuer spannendes Bild, und besonders einmal, als die ziemlich zahlreichen Zuschauer aus der Stadt sich schlafen gelegt hatten und ich allein den Vorgang in voller Reinheit beobachten konnte, habe ich es wohl sehr genossen. Die schnellen, kräftigen, immer wechselnden Bewegungen der Männer, in ihren kleidsamen grünsamtenen oder Fell-Kitteln die Weiber, die, auf der Estrade kauernd, scheinbar teilnahmslos zuschauen, im Scheine einer einzigen Lampe mit phantastischen, an den Wänden hin und

her schießenden Schatten, — alles schien im kleinen Raum noch eindrucksvoller und größer. Sicher und selbstverständlich ging alles vor sich, wo doch ein kleines Ungeschick sehr böse Folgen haben konnte.

In den Zwischenzeiten wurden allerlei Spielchen gespielt, die zum Teil eine Menge Gewandtheit erforderten, und in denen häufig der Bär dargestellt wurde. Hauptsächlich beteiligten sich daran die alten Männer, manchmal unter schallendem Gelächter der Zuschauer, während sich die Jünglinge zierten, wie das wohl auch sonstwo üblich. Die Kinder nebenbei kopierten das Fest: einer war der Bär, die anderen zerrten ihn und töteten ihn endlich.

Gegen Morgen wurde der Bär gefesselt. Während er wütend in einen ihm vorgehaltenen Klotz hineinbiß, sprang jemand auf ihn und band ihm blitzschnell Klotz und Maul zusammen, während andre ihm die Vorderbeine nach hinten zogen. Daß es sich dabei um etwas Symbolisches handelte, zeigte, daß auch jetzt jeder Sohn mit einem Schnürchen herantrat und es um den Strick, mit dem der Bär gefesselt war, legte, so das Böse bindend für Kind und Kindeskinder. Dann wurde er wieder losgebunden und durchs Dorf geführt, und alles versammelte sich auf dem Eise des Flusses. Wieder mußten die Söhne dran. Einer nach dem andern trat vor, und jeder gab mit seinem kleinen Flitzbogen einen Schuß auf den Bären ab. Dann wurde er an den Waldrand zu seiner Richtstätte geführt. Jünglinge mit geschmückten Stäben liefen um den Platz, ihn solchergestalt weihend. Dann wurde ein Schütze gewählt. Ruhig entblößt er seinen einen Arm, prüft Bogen und Pfeile, und während ein anderer Giljak, ganz in weißes Hundefell gekleidet, den Bären von vorne reizt, daß er seine Breitseite dem Schützen zukehrt, spannt dieser, zielt — und dann fliegt der erste Pfeil. Der Bär zuckt knurrend zusammen, knickt den Pfeilschaft mit der Pfote und wendet sich, die Sachlage mißverstehend, gegen seine anderen Peiniger. Ein zweiter und dritter Pfeil folgt, scheinbar mit demselben Erfolg, dann tritt eine kleine Pause ein, und plötzlich sinkt der Bär auf die Hacken. Im selben Moment liegt auch schon der weiße Giljak auf seinem Kopf und drückt ihn an die Erde, während ein vierter aus unmittelbarer Nähe abgeschossener Pfeil dem Leben des Tieres ein Ende macht. Nicht ein Zeichen des Schmerzes gab der Bär von sich, und ich muß gestehen, die naive Selbst-

verständlichkeit der handelnden Wilden wirkte so stark, daß auch ich nicht eine Spur von Mitleid empfand.

Später wird der Bär dann abgefellt und in allerlei Formen roh aufgegessen. Auch andere Festspeisen wurden gereicht, in zum Teil sehr hübschen Holz- und Rindenmulden, alle nach alter Sitte ohne Salz und mit Seehundsfett angemacht. Ich probierte einige und kann nur sagen, daß mir sehr übel wurde.

Durchs ganze Fest ging ein starker Zug des Überlebten, — auch die vielen Europäer störten. Denkt man sich aber das Ganze in alter glanzvoller Größe und Reinheit, so ist es wohl eine Reihenfolge wunderschöner lebendiger Bilder, die sich in dieser wilden Umgebung einem tief einprägen.

Auf dem Heimwege begegnete uns die Post nach Sachalin: fünfundzwanzig Narten, mit durchschnittlich neun Hunden bespannt, erschienen und verschwanden im leichten Nebel. Infolge der Kleinheit und Vielheit der Zugtiere scheinen die Menschen viel größer, wie Riesen saßen die Giljaken auf den Schlitten, jeder einen Postsack und einen Vorrat getrockneter Fische hinter sich.

Ungeheuer leidenschaftlich sind die Hunde im Anspann. Unter Geheul geht es zuerst vorwärts wie hinter einer Katze her, bald aber fallen sie in einen ruhigen Trab. Man soll hundert Werst am Tage mit ihnen zurücklegen können. Wie ein leichtes Vibrieren teilt sich das Ziehen der — sagen wir — zweiundfünfzig Füße dem Schlitten mit. Paarweise sind sie an einen Strick gespannt, vorn allein der Leithund, und werden durch Zuruf und Bremsen gelenkt.

Nun will ich noch erzählen, wie ich Weihnachten feierte. Fünf Werst von der Stadt war eine Anstalt für Lepröse, wo die hin und her am Fluß vorkommenden Fälle konzentriert werden sollten, und den Leidenden ein möglichst menschenwürdiges Dasein geschaffen wurde. Leiterin der Anstalt war eine Rigenserin, ein Frl. Thomson. Sie war wie geschaffen für diesen Posten, voll von derbem Frohsinn und zuversichtlicher Tüchtigkeit leistete sie unter nicht leichten Umständen das Möglichste. Vier Verbrecher hatte ihr die Regierung als Diener zuerteilt: einen Brandstifter und drei Totschläger, lauter Kaukasier, von denen der eine nicht weniger als sechs Menschen auf dem Gewissen hatte. Sie hatten diese Ver-

brechen aber mehr dem Brauch ihres Landes folgend begangen und waren sonst in ihrer Art ehrenwerte Leute. Ich bin der Schwester zu vielem Dank verpflichtet, ich bin oft bei ihr gewesen und habe an ihrer immer auf ein nächstes praktisches Wohl gerichteten Tatkräftigkeit meine sinkende Stimmung wieder erfrischt.

Schon am Vorabend des Festes hatte ich den großen Baum mit einer Fülle bunter Herrlichkeiten geschmückt, und am Abend strahlten er und das Zimmer im blendenden Glanz mehrerer hundert Lichter ... Dann erschienen in der dunkeln Tür die Kranken: einer entsetzlicher als der andre. Es sind fast lauter schwere Formen mit entstellenden Geschwulst- und Geschwürsbildungen im Gesicht; oft fiel es schwer, überhaupt noch menschliche Formen herauszusehen. Einige von ihnen versteckten sich auch vor dem hellen Licht, teils wohl, weil ihnen die Lider fehlten, und alle standen sie stumm da, bis ihnen die Schwester über die erste Verlegenheit hinweghalf. Geschenke wurden verteilt, und es begann eine lebhafte Unterhaltung, die aber ganz stimmlos geführt wurde, da bei kaum einem der Kranken der Kehlkopf noch intakt war. Ein alter Mann holte seine Geige heraus. Es ist bekannt, daß bei der Lepra die Endglieder der Finger und Zehen oft absterben und abfallen; auch dieser Alte hatte lange nicht mehr alle seine Finger, auch ein Auge fehlte ihm, und das, was er aus seiner Geige hervorbrachte, war wohl mehr ein Gewinsel, als Musik. Aber trotzdem und trotz aller Verstümmelung und Unheilbarkeit fingen diese Ausgestoßenen einen alten russischen Tanz an und tanzten ihn mit Verve. Die Schwester nannte es einen Totentanz. Äußerlich war er es auch. Innerlich schien mir aber wenig Ironie, sondern noch ein gutes Teil derben, versöhnenden Behagens drin zu liegen.

Mit dem sechsfachen Totschläger fuhr ich dann durch die sternklare Nacht nach Hause.

Als nach der Schlacht bei Mukden der Gedanke einer Okkupation Sachalins durch die Japaner in den Vordergrund trat, wurde eines unserer Bataillone dahin abkommandiert. Ich sah es am Morgen abmarschieren auf dem Eise des Flusses. Als ich am späten Nachmittag wieder am Fluß war, sah man sie noch immer wie eine Schlange sich kaum merklich auf der Riesenfläche fortbewegen. Wie klein ist der Mensch solchen Naturmassen gegenüber! —

Schön war der Winter, aber entsetzlich lang. Von Mitte Oktober bis Ende April lagen wir unter seinem Bann. Allmählich bemächtigte sich unser, die wir bei der geringen Arbeit keinen eigentlichen Lebensmittelpunkt hatten, eine unruhige, quälende Faulheit.

Endlich kam der erlösende Frühling, der erste Dampfer und mit ihm die Nachricht von der Schlacht bei Tschuschima. Der Krieg war entschieden, und uns blieb nur übrig, auf den Frieden zu warten; viel zu früh fingen wir damit an, die Zeit wurde nicht angenehmer dadurch. Aber auch als der Friede geschlossen war, wußten wir nicht, ob wir noch vor dem Winter entlassen werden würden oder nicht. Als dann endlich, drei Tage vor dem letzten Dampfer, unsre Abkommandierung kam, waren unsre Kräfte auch ziemlich am Ende. Kaum äußerte man seine Freude, gleichmütig nahm man Abschied von den Zurückbleibenden und hatte nur das eine Gefühl: jetzt nach Hause ...! — denn die Nachrichten von da waren immer schlechter geworden, und dann blieben sie ganz aus.

Ich war bis auf weiteres nach Charbin abkommandiert; wie nah schien das einem von Europa!

Unterwegs besuchte ich noch Wladiwostok. Wer Spezzia an der Riviera kennt, wird sich von der schönen Stadt ein Bild machen können und von dem einzig reichen Ineinanderwirken von Land und Meer, von Berg und Tal. Mit seinen Befestigungen, den weiten Forts und der vorgestreckten Lage sah es wohl wie eine eingekrallte Tatze aus.

In Charbin schwindelten meine in der langen Einsamkeit geschwächten Sinne fast. Wie zu Hause traf man alle Augenblicke Bekannte. Gerade Ärzte wurden in Menge nach Hause als Begleitung der Truppen abkommandiert. So traf ich denn auch wieder mit drei Bekannten zusammen bei einem Truppenteil, den wir zusammen mit einigen jüdischen und polnischen Kollegen begleiten sollten, — die billigste Art, uns nach Hause zu schaffen.

Aber diesmal war die Stimmung nicht rosig. Müde waren wir, und wenn wir auch jetzt ungewissen Zuständen entgegenfuhren, — schön konnten sie in keinem Fall sein.

Schon in Charbin und dann auf allen Stationen merkte man die Anfänge der Revolution. Umzüge mit roten Fahnen, geplünderte Wartesäle, Menschen, die aufreizende Reden hielten. Unsre

Truppen wurden immer unruhiger, besonders dadurch, daß wir so langsam weiter kamen, erst nur einhundertfünfzig oder zweihundert Werst am Tage. Sie wollten meutern, waren sich aber vollständig unklar, gegen wen sich ihre Erregung wenden sollte. Abwechselnd baten sie die vorausfahrenden Matrosen verprügeln zu dürfen, oder wollten den Umzüglern ans Leben, oder endlich die Stationen stürmen. Die Offiziere hatten jeden Einfluß verloren, die Soldaten gehorchten nicht, waren frech, und am Abend tobten sie vollständig betrunken johlend um den Zug. Die einzelnen waren vernünftigem Zureden durchaus zugänglich. Ein sehr netter jüdischer Kollege aus Mitau nahm sich ihrer sehr an, und sie wußten ihn schließlich nicht genug zu loben.

Obgleich ja eigentlich keine Gefahr für uns bestand, ging uns das beständige Zusammensein mit der aufgeregten Menge doch etwas auf die Nerven, und wir waren froh, in Ssysranj sie verlassen zu können und auf eigne Hand nach Hause zu fahren. Wie schön war es, als freier Mensch im bequemen Schnellzug durchs russische Reich zu fliegen!

Wie ein Katzensprung erschien einem die Strecke von Petersburg nach Dorpat.

Hier fand ich dann die Revolution vor mit allen ihren Sorgen und ihrem Elend, und ich, der ich aus einem zweijährigen Kriege zurückkam, hörte die ersten auf Menschen gerichteten Schüsse — auf unserm alten Markt in Dorpat!

Die Verfasser der Beiträge / Quellen

Elisabeth Hoffmann, geb. Baumann, geboren 1836 im Pastorat Karusen (Estland), verheiratet mit Dr. med. Otto Hoffmann, gestorben 1918 in Hapsel.

Alexander Hoerschelmann, geboren 1801, Pastor zu Röthel (Estland), Propst, gestorben 1871.

Friedrich von Brackel, geboren 1826 in Riga, Gutsbesitzer in Kurland, gestorben 1898.

Katharina (Cathy) Mayer, geb. Eggers, geboren 1840 in Reval, verheiratet mit dem Bürgermeister Woldemar Mayer, gestorben 1919 in Steglitz bei Berlin.

Karl Kupffer, geboren 1860 zu Pastorat Marienburg (Livland), Historiker, Oberlehrer und Dozent in Petersburg, jetzt in Riga.

Theodor Hermann Pantenius, geboren 1843 in Mitau, Romanschriftsteller, Journalist in Riga und Leipzig, gestorben 1915.

Die drei Brüder von Oettingen: Georg, genannt Gori (1824—1916), Professor der Chirurgie, später Stadthaupt (Bürgermeister) in Dorpat; Alexander (1827—1905), Theologieprofessor in Dorpat; Arthur (1836—1920), Professor der Physik in Dorpat und Leipzig.

Leopold von Schröder, geboren 1851 in Dorpat, Professor der Indologie in Innsbruck und Wien, gestorben 1920.

Paul Willigerode, geboren 1859 in Dorpat, Pastor, Generalsuperintendent in Moskau, gestorben 1919.

Helene Hoerschelmann, geb. Erdmann, geboren 1874 in Dorpat, verheiratet mit Dr. med. Oskar Hoerschelmann in Otrada bei Moskau, lebt jetzt in Dresden.

Maurice Reinhold von Stern, geboren 1859 in Reval, lyrischer Dichter, lebt jetzt in Ottensheim (Österreich).

Ernst Frieſendorff, geboren 1847 in Riga, Philologe, Direktor in Petersburg und Riga, lebt in Freiburg i. Br.

Roland Walter, geboren 1872 in Dorpat, Dr. med., Maler, Zeichenlehrer in Goldingen (Kurland), geſtorben 1919 in Riga.

Die meiſten Beiträge ſind zuerſt in der „Deutſchen Monatsſchrift für Rußland“ erſchienen. Ferner ſind entnommen: der „Baltiſchen Monatsſchrift“ die Erinnerungen von Brackel, den „Heimatſtimmen“ die von Alexander von Oettingen und Pantenius, dem Sammelwerk „Aus baltiſcher Geiſtesarbeit“ die von Schröder und Arthur von Oettingen. Alexander Hoerſchelmanns Schilderungen ſtammen aus dem Archiv der Dorpater Korporation „Eſtonia“, die Jugenderinnerungen von Cathy Mayer aus dem „Eggersbuch“.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort des Herausgebers 5

Elisabeth Hoffmann, Bilder aus Revals Vergangenheit 7

Alexander Hoerschelmann, Aus der Werdezeit der Universität Dorpat 31

Friedrich von Brackel, Karl von Holtei und das deutsche Theater in Riga 39

Katharina Mayer geb. Eggers, Das Haus meines Großvaters und meiner Eltern. Kindheitserinnerungen 54

Karl Kupffer, Mein Vater und seine Brüder. Erinnerungen aus der Jugendzeit 67

Theodor Hermann Pantenius, In Riga. Aus den Erinnerungen eines baltischen Journalisten 87

Georg von Oettingen, Erinnerungen

1. Kinderjahre 129
2. In der Krümmerschen Anstalt 136
3. Aus der Dorpater Burschenzeit (1841—1848) 140
4. Als Prorektor in Dorpat (1859—1865) 146
5. Als Rektor in Dorpat 152
6. Aus der Russifizierungszeit 159

Alexander von Oettingen, Haus und Heimat 169

Arthur von Oettingen, Ein Brief 183

Leopold von Schroeder, Aus meinem Leben 192

Seite

Paul Willigerode, Erinnerungen an Professor Wilhelm Volck 201

Helene Hoerschelmann geb. Erdmann, Unsere Weihnachten 218

—.— Aus alten Dorpater Tagen 233

Maurice Reinhold von Stern, Erinnerungen an Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer 263

Ernst Friesendorff, Erinnerungen eines alten Pädagogen 283

Roland Walter, Sibirische Landschaftsbilder. Erinnerungen aus dem russisch-japanischen Kriege 309

Monika Hunnius

Mein Weg zur Kunst

Mit dem Bildnis der Verfasserin

2. Aufl. Brosch M. 4.40, Hlblwd. geb. M. 6.20, Lwd. geb. M. 6.60

Tägliche Rundschau (Berlin): „Eine Welt voll Musik tut sich auf, ein Frauenschicksal, ergreifend in seiner schlichten Lebenswahrheit, steht plastisch vor unsern Augen. Etwas vom Geiste ihres berühmten Landsmannes Wilhelm von Kügelgen weht in dem Werke der Monika Hunnius. Auch hier die künstlerische Atmosphäre und die tiefe Gottergebenheit einem an Schicksalsschlägen reichen Leben gegenüber, nur daß die bildgewordene Kunst des Malers hier in Klängen der Musik schwingt."

Nationalzeitung (Basel): „Über Heimat und Kunst steht in dem Buche das reine Menschentum der Verfasserin. Wen weder die Baltin, noch die Musikpädagogin und Schriftstellerin allein fesselt, den gewinnt Monika Hunnius selbst. Sie ist ein ganzer und feiner Mensch, und darum geht in ihren Erinnerungen, von Mühe und Arbeit und vom Glück ihres Lebens das Köstliche aus, das in einem festen Herzen liegt und das uns wohltut und uns beglückt. Darum sei Monika Hunnius gedankt für ihr prächtiges Buch."

Allgemeine Rundschau (München): „Was uns die Verfasserin aus Kindheit, Jugend, Studienzeit, Wirken in der baltischen Heimat, Weltkrieg und Nachkriegszeit erzählt, atmet so sehr den großen Zug aus Begrenzung in wachsende Höhe und Weite, aus Eigen- und Einzelkunst in Kunst überhaupt, aus Einzelbegebnis in Weltbegebnis, aus subjektivem Begreifen und Erleben in objektives Verstehen und ins Leben an sich, daß wir von Anfang lebhaft gefesselt, uns immer ausschließlicher dem hier gebotenen Genuß verinnerlichten und verinnerlichenden Reichtums hingeben. — Möge das Buch denkbar weiteste Verbreitung finden und in seiner vielfachen Vorbildlichkeit reichen Segen stiften."

Der Bund (Bern): „M. Hunnius weiß die vielen Menschen, die in ihrem Leben Bedeutung gehabt haben, äußerst lebendig zu schildern und es geht ihr dabei wie dem großen Humoristen Wilhelm Raabe, die guten gelingen ihr besser als die bösen. Daß sie eine Schriftstellerin ist, die etwas zu sagen hat, beweist dies schöne Buch auf jeder Seite. Möge es recht viele erfreuen."

Monika Hunnius

Mein Onkel Hermann

Erinnerungen an Alt-Estland

Mit Geleitwort von Hermann Hesse. 3. Auflage.
Brosch. M. 1.40, geb. M. 2.60

Propyläen: „Wer etwas Gesundes aus dem Reich der Erzählungskunst lesen will, kaufe sich dies Büchlein. Es ist die Lebensgeschichte der Großeltern Hermann Hesses, das Schicksal schlichtfrommer Christen, die aufrecht durch alle Kämpfe des Lebens hindurchschreiten."

Menschen, die ich erlebte

6.—8. Tausend. Brosch. M. 1.80, geb. M. 3.—

Eßlinger Zeitung: „Ich frage mich, ob man dieses Büchlein überhaupt besprechen darf, denn es ist so still und innerlich, daß man es in sich verschlossen tragen und ohne Worte nachleben möchte. Es ist Geist vom Geiste der Briefe zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter"

Bilder aus der Zeit der Bolschewikenherrschaft in Riga

vom 3. Januar bis 22. Mai 1919

13.—15. Tausend. M. —.30

„Märtyrer nicht nur einst im alten Rom, sondern in unserer Zeit. Ein erschütterndes Büchlein und doch trotz aller Schrecken ein Lied sieghaften Glaubens. Unsere Jugend sollte es kennen, auch zum Verteilen sei es warm empfohlen."

Meine Weihnachten

6.—10. Tausend. M. —.60

„Ein Büchlein voll Weihnachtsglück, voll sonniger Jugend und einer sonnigen Zeit. Diese Erinnerungen gehören nicht nur unter den Weihnachtsbaum, sie gehören ins Herz aufgenommen, daß sie das ganze Jahr leuchten."

Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter

Herausgegeben von Emmy Oeser und Salomon Schlatter

Mit Einleitung von Paul Jaeger

7. Aufl. Hlblwd. geb. M. 5.50, in Lwd. geb. M. 6.40

Dr. Friedrich Düsel in „Westermanns Monatsheften“: „Vor hundert Jahren schrieb Wilhelm von Humboldt seine gemütvollen und gedankenreichen ‚Briefe an eine Freundin‘, eine Offenbarung seiner weisen und milden Lebensphilosophie, aber doch durchaus wurzelnd in den klassischen Humanitätsidealen und deshalb heute eines Teiles ihrer seelischen Heilkraft beraubt. Ein würdiges, nun aber mit uns, aus unserm veränderten Fühlen und Empfinden, insbesondere aus unserer verjüngten Religiosität geborenes Gegenstück dazu ist der Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter, herausgegeben von Emmy Oeser und Salom. Schlatter. Die Humboldtschen Briefe sind im Grunde Monologe eines die Empfängerin weit überragenden Geistes; hier haben wir die vertrauensvolle Zwiesprache zweier ebenbürtiger, einander auf die feinsten Regungen des Gefühls und der Gedanken antwortender Menschen, die sich gegenseitig ihre reifsten und innerlichsten Erkenntnisse darbringen, die nicht müde wurden, beim Leben und seinen Erscheinungen, den glücklichen und den schmerzlichen, immer aufs neue in die Schule zu gehen. Beide waren dichterische Naturen, aber mehr noch Sucher der Wahrheit und Schüler der Weisheit, fröhliche und mutige Arbeiter im Weinberge Gottes, als den sie die menschliche Seele erachteten. Einsame in sich oder durch die aufgewühlte Zeit beunruhigte Menschen, zumal feingeartete Frauenherzen, werden in diesem Buche eine lebendige Quelle des Trostes, eine helle Leuchte alles Irdischen und einen Wegweiser zum Ewigen finden.“

Hermann Bortisch

Vom Peterli zum Prälaten

J. P. Hebels Leben in zwölf Geschichten und Gedichten

Mit Zeichnungen von Fritz Quidenus

Hlblwd. geb. M. 3.60

„Für alle Freunde Hebels ein ganz entzückendes Buch! In den 12 Geschichten, die mit echt Hebelschem Humor durchtränkt sind, ist Hebel und seine tiefe deutsche Kunst meisterhaft gezeichnet, so daß das Büchlein wie eine Selbstbiographie des Meisters selbst anmutet.“

Emma Müllenhoff

Sonniges Land

6.—10. Tausend. Geb. M. 1.20

Deutsche Warte: „In das Reich der Kindheit führt uns die Dichterin. Es ist, als ob wir leise gehen müßten durch die schöne, heimelige Stille dieses Paradieses. Eine feine Frauenseele erzählt mit einem Tone inniger Mütterlichkeit, daß wir gar nicht genug hören können! Wer ein liebes, herzliches Buch sucht, greife zu diesem. Er wird Freude haben und ein Licht wird auf seinen Weg fallen." Reinh. Braun.

Christl. Welt: „Das reizend ausgestattete, billige Büchlein bringt in jede Hütte Sonne aus einem stillen, schlichten Heim, aus einer Seele, die ein einfach bürgerliches Kinderleben durchleuchtet und erwärmt bekommen hat von sinniger, heiliger Mutter- und Vaterliebe. Das Innerste, Tiefste bricht nur leise und keusch durch die Symbolik des äußeren Lebens. Die große Stille aber ist der Sammelpunkt der Sonnenstrahlen, die die ganze Umwelt durchleuchten mit Ahnungen einer Überwelt. Dazu kommt niederdeutsche Heimatkunst, um das Nächste zur Offenbarungsstätte des Heiligen zu machen."
Otto Baumgarten.

Anna Schieber

Bruder Tod

Ein Lied vom lebendigen Leben

6.—10. Tausend. Kart. M. 2.20

„Was gibt es Größeres und Schöneres, als einem Menschen das Sterben leichter zu machen? Aber wer ahnt das Opfer, das eine solche Sterbekunst gekostet hat? Wie muß die Seele, die sie schuf, mit dem Feind gerungen haben, ehe sie sich ihn so völlig unterwarf und in Glauben verwandelte? Es gehört viel dazu, so sein Letztes und Tiefstes herzugeben, denn das Sterben ist das größte der Geheimnisse und die persönlichste der Aufgaben, die unserem Menschenwesen anhaften. Wer dieses persönliche Opfer spürt, der drückt der Dichterin still die Hand; denn sie hat aus ihrem Eigenen, das ihr als Siegespreis und als Gnade gegeben ward, etwas mitgeteilt, was ihr niemand mehr vergessen kann. Es ist ihr Höchstes gelungen, was einem Dichter gelingen kann, nicht bloß dem Denken ein paar Gedanken oder dem Genießen ein paar Freuden zu geben, sondern Seelen in tiefster menschlicher Not vielleicht schwer errungene Hilfe zu bieten." D. Fr. Niebergall.